

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Eine Geschichte vom Beiern!

oder
Paris ist unser.



Beiern? Ja, was ist denn das, werden viele geneigte Leser fragen. Oder soll es vielleicht Bayern heißen, und der Hintende hat einen orthographischen Schnitzer gemacht? Nichts von alledem. Beiern heißt es, und vor kurzem noch hat der Hintende selbst nicht gewußt, was dieses Wort zu bedeuten habe, bis er im vorigen Jahre auf seinen Wanderungen durch das „Sauerland“ in Westfalen gestelzt ist; dort hat er's erfahren.

Sauerland ist gerade kein Paradies, in welchem Milch und Honig fließt, und wer es die Kornkammer Westfalens nennen wollte, wär' ein gewaltiger Aufschneider. Man könnte es eher die Kohlen- und Rauchsammer Westfalens nennen, denn die sauerländischen Berge liefern gewaltige Massen von Kohlen, die in unzählbaren himmelhohen Kaminen in Rauch verwandelt werden, nachdem sie den nützlichen und gehorsamen Diener der Menschen, den Dampf erzeugt haben.

Wenn man aber aus diesen prosaischen Fabrikbezirken gen Süden pilgert und dem Laufe der Ruhr oder der Renne aufwärts nachgeht, da findet man inmitten jener sauerländischen Berge ein gut Stück echt deutsche, duftige Waldromantik. Freilich so gar hurtig und glatt geht sich's nicht auf den dort landesüblichen Wegen, sie sind eben knorrig und edig wie die mächtigen Eichen in den unabsehbaren dunkeln Wäldern; knorrig und edig sind auch Sprache und Brauch der zähen, am alten Herkommen festhaltenden, Bevölkerung.

Trifft es sich nun, daß der Wanderer an einem Pfingstfeste oder an einem sonstigen Tage vor einem Festtage, zu später Abendstunde von einer Lichtung des kühlen Bergwaldes hinabschaut auf das liebliche Flußgelände, zu vernimmt er wohl ein eigen tümlich kummendes Geläute, welches sanft von den zerstreut liegenden Dörfern, einer riesenhaften Neolsbarfe vergleichbar, zu ihm heraufklingt und einen wunderbaren Gegensatz bildet zu dem muntern Geklapper der kleinen Hammerwerke im Thale. „Das Fest wird eingebeiert“, sagt der Sauerländer. „Beiern“ nennt man dieses gedämpfte Anschlagen der Glocken in sehr raschem Tempo. Als bald ruht die Arbeit, und jung und alt bereitet sich vor auf die kommenden Festfreunden.

Wer nun noch nach Sonnenuntergang aus einer benachbarten Gemarckung in sein heimatliches Dorf zurückkehrt, der berichtet sicherlich, ob man in A oder B besser oder schlechter „gebeiert“ habe, wie dabei. Jedes Dorf will es dem andern zuvortheim im stillge rechten „Beiern“, es ist eine Ehrensache, und so ist es schon zu Zeiten der Urgroßväter gewesen.

Der Monat Januar des großen Jahres 1871 neigte sich seinem Ende zu. In dem stolzen Schlosse der französischen Könige zu Versailles war nach langem schwerem Kampfe des alten deutschen Reiches Herrlichkeit in neuer Verjüngung erstanden. Zwar trotzte die eitle Hauptstadt noch dem stürmisch andringenden

Sieger, allein auch ihr Hochmut und ihre Kraft schien gebrochen, und von Tag zu Tag erwartete man die Kunde ihres Falles.

Auch in dem am nördlichen Ende des Sauerlandes gelegenen Dörfchen F. bildete selbstverständlich der große Krieg das Tagesgespräch.

In der behaglich durchwärmten Stube des Wirtes Osterchulte zum roten Löwen lehnte ein wohlbeleibter Herr im alten, ledergepolsterten Stuhle und drückte seine mit großen Pelztiefeln beskleideten Füße gegen den munter prasselnden Ofen.

Der dicke Herr war der reiche Brauereibesitzer Nolten aus dem benachbarten Städtchen L., und auf einer Bierreise begriffen, um die Bevölkerung mit dem nötigen „Stoffe“ zu versehen.

Heuer wurde ja mancher Humpen mehr getrunken, und jede gute Nachricht von „vor Paris“ stellte bedeutende Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Wirte und — der Gäste, die nach jedem Siege einen mächtigen patriotischen Durst verspürten.

Der Löwewirt war nicht zu Hause, er wollte sich noch eine gute Fuhre Holz aus dem Busche holen, aber seine resolute Frau war hinreichend in das „Soll und Haben“ des Bierkellers eingeweiht, und das Biergeschäfft war zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen worden.

„Bei Ihnen sind die Arbeitskräfte auch wohl ziemlich rar?“ fragte der Brauer, indem er den Tabak in seiner kurzen Pfeife fester presste und dann das dargebotene „Kippen Koffi“ zum Munde führte.

„Ja, ja! es ist ein Leid damit“, erwiderte die kleine Wirtin im derbsten Sauerländer-Dialekte, von dem wir hier als nicht jedem deutschen Landsmann verständlich absehen wollen. „Unser Franz ist nun schon seit sechs Monaten weg und die Knechte auch mit Wagen und Pferden in Frankreich drin. Der leidige Krieg! Mein armer Franz; den sehe ich gewiß nimmer, ihn und die Pferde!“ Und die kleine Frau fing an zu schluchzen; Herr Nolten war im Zweifel, ob die Thränen dem armen Franz oder den Pferden galten.

„Si, Frau Osterchulte,“ tröstete er, „die kommen gewiß bald wieder zurück, der Franz, die Knechte und die Pferde, und als Sieger. Die Pariser pfeifen auf dem letzten Loch, und unsere Kanonen brummen dazu, und wenn Paris über ist — die Nachricht kam in jeder Stunde eintreffen — so ist die Geschichte aus und wir haben Friede!“

„So Gott will! Es sind von unsern besten Gäulen,“ seufzte die arme Frau. „Noch ein Kippen Koffi?“ „Danke! Aber noch etwas! Der Löwewirt führt ja Holz? Ich könnte auch ein Duzend Fuhren gebrauchen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, wer mir sie klein machen soll. Das junge Volk ist im Kriege und die ältern Männer arbeiten in den Hammer schmieden, oder sitzen im Wirtshause und lassen die Sieger hochleben!“

„Ja, da ist böß zu helfen,“ meinte die Wirtin, und lachend setzte sie hinzu: „Da muß der Herr halt selber sägen und spalten, 's wird ihn um ein paar Pfündlein Sped leichter machen. Sabaha! Doch ich muß in die Küche, mein Mann wird nebst dem Holz einen heidenmäßigen Hunger nach Hause bringen. Guten Abend, Herr Nolten!“

Der Brauer warf einen ziemlich bedenklichen Blick auf sein ansehnliches Bäuchlein: „Ja, ja, so wird es kommen müssen, und du treuer Kamerade“ — dabei klopfte er lachend auf seinen Bauch — „wirkt auch auf dem Altar des Vaterlandes geopfert werden müssen.“

Meinethalben! Meine Knie werden eine Freude haben, wenn ich sie wieder zu befehen bekomme nach so langer Zeit. Der leidige Krieg!

In der hinten dunkeln Ecke der Stube saßen zwei Tagelöhner, schweigend mit der Vertilgung einer ungeheuern Menge Pumpernickel nebst Sped beschäftigt, die sie mit einem ansehnlichen Glase Schnaps anfeuchteten.

Nun erhob sich der eine, ging auf den Brauer zu und machte einen ungeschickten Kraxfuß.

„n Morgen, Herr Nolten! Arbeiter suchen Sie? Ei, wir meinten — nämlich ich und dort der Willem — Sehen Sie, Herr Nolten, wir wollten Ihnen recht gerne helfen, von wegen dem Holz. Wir sind heut' gerade beim Löwenwirt fertig worden, und haben sonst nichts zu thun als Sonntags für den Schulmeister zu läuten, und da meinen wir . . .“

Der Brauer blickte etwas verwundert auf die wettergebräunten Gestalten, deren erhitze Gesichter, in denen rote Nasen glühten, ihre innige Freundschaft mit der Schnapsflasche bekundete, und erwiderte mit spöttischem Lachen:

„Nein, nein, Giärt, Ihr wäret mir gerade die richtigen Arbeiter für eine Brauerei. Durst habt ihr freilich genug, um mir einen Braukessel leerzukaufen, aber mit dem Schaffen hat's allemal gute Wege. Nein, nein, helft lieber eurem Schulmeister läuten und machet euch sonst im Dorfe nützlich, da wird es bei den jetzigen Kriegzeiten genug für euch zu thun geben.“

„Ha,“ meinte Giärt, „mit der Arbeit geht's hier auch so so, la la. Die Leute klagen immer, daß sie niemand bekommen können, und wenn wir kommen und wollen Arbeit, so ist's nichts damit. Dort der Willem kann's sagen, daß es so ist.“

Der Willem nickte mit dem Kopfe und fing zur Bestätigung seiner Arbeitslust gewaltig an zu gähnen, und da bei dieser Operation gerade sein Mund offen war wie ein kleines Scheuerthor, so benützte er diese günstige Gelegenheit ein Glas Schnaps hineinzuschütten.

„Will's schon glauben, Giärt,“ sagte der Brauer, „die Leute haben Angst, ihr könntet ihnen mit euern roten Nasen die Häuser anzünden! Hohoho! Und was eure Kunstfertigkeit im Glockenläuten betrifft — bah! Beim Dreikönig-Beiern haben eure Glocken geklappert wie ausgeklopfte Dreschflügel.“

Nach dieser höhnischen Bemerkung lehnte sich Herr Nolten in seinem Stuhle zurück, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und schien sich in das Lesen der Kriegsberichte zu vertiefen.

„Willem,“ sagte Giärt und blickte seinen Kameraden an.

„Giärt,“ sagte dieser und vergaß ein Stück Sped, das er schon auf das Messer aufgespießt hatte, in den Mund zu schieben.

Die beiden Ehrenmänner waren starr. Was? Ge-

klappert haben die Glocken wie ausgeklopfte Dreschflügel? Und das ihnen, deren Fertigkeit im „Beiern“ berühmt war in der ganzen Umgegend? Hat man ihnen nicht die Ehrennamen gegeben: „der Beiern-Giärt“ und der „Beiern-Willem“? „Freilich,“ setzten einige intime Freunde noch hinzu, „die Lumpen.“ Aber dieser Beisatz war nur ein kleiner freundschaftlicher Scherz, aus dem die beiden Ehrenmänner sich nicht viel machten.

Allerdings beim Dreikönig-Beiern hatten sie zwei Flaschen von bedeutendem Umfange mit in den Turm hinaufgenommen, denn es war bitterkalt, und „ein kalter Mensch kann nicht beiern“, das war bei den zwei Glockenkünstlern ein unverbrüchlicher Grundsatz, und Grundsätze muß der Mensch haben. Daß der Schulmeister sie eine Stunde nach dem Beiern am Fuße der Turmtreppe beide in tiefem Schlafe gefunden hat, jeder eine leere Flasche in der Hand, das war ein Umstand, den sich Willem heute noch nicht erklären konnte, und Giärt behauptete steif und fest, daß Hererei mit im Spiele gewesen sei. Sie seien die Treppe hinuntergebeht worden, das sei offenbar.

Herr Nolten legte seine Zeitung nieder und unterbrach den Gedankengang der beiden verlamten Ehrenmänner, indem er bemerkte: „Und wenn ich nun auch ein Auge zudrückte und euch in Arbeit nähme? Die Leute würden sagen, ich stüfte euch zu solch einem Jammergebimmel an, nur um dem Dorfe einen Schabernad anzuthun. Man kennt das schon. Das bisschen Beiern war noch das einzige, was ihr faulen Schlingel in euerm Leben gekannt habt, und nun ist das auch verpfossen und verlottert. Meinet ihr, ich kenne die Geschichte von euerm Dreikönigsbeiern nicht?“



„Die Leute klagen immer, daß sie niemand bekommen können, und wenn wir kommen und wollen Arbeit, so ist's nichts damit.“

Das war freilich ein Schuß ins Schwarze. Also diese Geschichte kennt er auch, der Sapperments-Brauer. Aber Giärt gab die Hoffnung nicht auf: „Herr Nolten,“ stotterte er, — „wissen Sie, am Dreikönigstag — da — da — na, es war hart gefroren — und mit steifen Fingern kann man nicht beiern. Vielleicht — es ist möglich, daß wir bei der Kälte ein Dröppchen zuviel gehabt haben. Aber einen Raufsch? Bei meiner Seele, die reinste Verleumdung!“

„Hererei war's, pure Hererei!“ schrie der Willem und schlug auf den Tisch. „Wenn wir wieder beiern, da sollen Sie einmal was hören, Herr Nolten, der reinste Wagner!“

Der Brauer wandte sich nach dem Fenster, durch dessen halbangelegte Fenster man die gegenüberliegende kleine Dorfkirche sehen konnte. Bei dem Anblick flog ein Lächeln über sein Gesicht, ein lustiger Gedanke war ihm gekommen.

Er setzte sich wieder behaglich in den Lehnstuhl und fixierte die beiden Burschen, die erwartungsvoll vor ihm standen. Nach einer kleinen Weile sagte er mit treuherziger Miene: „Sehet, Jungens, ich würde es am Ende 'mal mit euch versuchen. Aber unter einer

Bedingung. Ihr müßt mir vorher einen kleinen Gefallen thun!"

"Einen kleinen Gefallen?" sagte Giärt, streifte den Rockärmel hinauf und schüttelte die Faust: „Sollen wir den Schulmeister durchprügeln? Er hat gesagt, in Eurem Bier seien keine Gopfen!"

„Oder sollen wir dem Bürgermeister die Fenster einwerfen! Er ist Euch aufsässig, wir wissen's wohl," rief der Willem, der hinter der Heldentat seines Kameraden nicht zurückbleiben wollte.

Herr Nolten lachte: „Ihr seid mir saubere Schlingel. Nichts von Prügel und Fenstereinwerfen, obgleich beide es verdient hätten. Nichts von alledem. Es ist nur eine Kleinigkeit! Ihr sollt mir einen Beweis eurer Lichtigkeit im Beiern liefern. Ich habe jetzt noch eine halbe Stunde Zeit, bis dahin muß ich euer Beiern gehört haben. Also, vorwärts, und keine Faren gemacht. Oder habt ihr keine Kurasche?"

Giärt kratzte sich bedenklich in seinem struppigen Haar: „Kurasche? Kurasche genug zum Fenstereinwerfen. Aber beiern, heute, am hellen, lichten Tage? Was sollt da wohl der Herr Pastor sagen? Er hat uns ohnedies auf der Liste!"

„Mir ganz egal, das ist eure Sache! Es wird übrigens so schlimm nicht sein. Ubt sich nicht auch der Schulmeister auf der Orgel? Warum sollt ihr euch nicht ebenfalls üben dürfen im Beiern? Doch ihr habt die Wahl: Ehrliche Arbeit bei gutem Lohn und Bier genug, oder — fortgesetztes Lumpen und Hungerleiderei. Von mir habt ihr nun mein letztes Wort gehört!"

Die beiden Burschen schauten sich bedenklich an und zogen sich zur eifrigen Beratung des schwierigen Falles in die Ecke zurück. Daß es mit dem Beiern für immer aus sei, wenn sie dem Brauer den „kleinen Gefallen" thun, war ihnen so ziemlich klar. Aber es war ja doch nur ein Lumpengeld, was sie dabei verdienten, und in so einer Brauerei geht es flott her und Herr Nolten war als Arbeitgeber allgemein beliebt. Und den Hals wird es auch nicht kosten. Dem Pastor kann man ja sagen . . .

Der Willem flüsterte dem Giärt noch etwas in's Ohr, daß dieser laut lachen mußte: „Du hast recht, Willem, die Franzosen sollen uns aus der Patsche helfen. Ja, ja, so geht's."

„Herr Nolten," sagte er, „wir haben's uns überlegt. Ständige Arbeit, guten Lohn und Bier genug?"

„So ist's, ich hab's gesagt. Ein Mann, ein Wort!"

„Herr Nolten, wir wollen's thun. Komm Willem!" Der Brauer legte sich unter das geöffnete Fenster und schaute den beiden nach, wie sie nach der Kirche schritten: „Hababala Das giebt einen Hauptspas, den muß ich heute abend im Kasino erzählen, die werden sich ausschütten vor Lachen."

Giärt und Willem waren in der Kirche verschwunden und gleich darauf ertönte es summend und zitternd vom Turme hinaus in die frische Winterluft. Ja, das war ein richtiges, echtes Beiern, das Dorf konnte stolz auf diese Kunstleistung sein, wenn sie nur

nicht zu so ungeschickter Zeit stattgefunden hätte, denn ehe fünf Minuten vergingen, war die ganze Gemeinde in Aufruhr. Vom Schulhause her wälzte sich im wilden Gedränge die Dorfjugend der Kirche zu, denn eben ging der Nachmittagsunterricht zu Ende. Hintendrein, barhäuptig, in fliegendem Schlafrock, und die lange Pfeife hoch in der Luft schwingend, stürmte der würdige Lehrer, gefolgt von dem jungen Unterlehrer, der seinem Vorgesetzten Rod und Wütze nachtrug, zur Wahrung der Würde seines Standes. Am Pfarrhause öffnete sich klirrend ein Fenster, und heraus schaute das runde, zorngerötete Antlitz des Herrn Pastors. Seine kleinen Augen blinzelten funkelnd über die Brillengläser hinweg. „Schulmeister, was zum Kuckuck — Gott verzeihe mir, daß ich fluche — was zum Henker bedeutet denn das Beiern? Wer hat sich diese Unverschämtheit erlaubt?"

„Es brennt, Herr Pfarrer, es brennt!" schrie aus dem Hause, der vor der Kirche sich drängte, ein Bäuerlein und deutete nach dem einen Kirchenfenster, das im Glanze der niedergehenden Sonne wie im Feuer strahlte.

„Hört Ihr's wimmern hoch vom Turm?" „Das ist Sturm!" deklamierte der Unterlehrer, der diese Gelegenheit benützte, den Bauern ein Mästerlein seiner klassischen Bildung zum besten zu geben.

„Es brennt! In der Kirche! Feuerjo!" Auf diesen Schreckensruf stoben die Bauern auseinander, die einen, die in der Nähe der Kirche wohnten, nach Hause, um ihre Habseligkeiten zu retten, die andern nach dem Spritzenhause. Auch der Herr Pfarrer verschwand vom Fenster, um seine Anordnungen zu treffen für alle Fälle. Der Herr Nolten unter seinem Fenster schwelgte förmlich in dem Genuße des



Nach zwei Minuten wurden die beiden Missethäter zur Kirchenthür herausgezerrt.

durch seinen Einfall angerichteten Spektakels: „Ausgezeichnet! Herrlich! O, wenn nur das Kasino so etwas sehen könnte!" Und immer heftiger stürmten die Glocken, und der Bürgermeister rannte herbei und hinter ihm die Feuerspritze: „Halt, ihr Männer! Rasch, die Feuerreimer!" Nach dem Dorfbache bildete sich eine Kette, die Eimer flogen und die Feuerspritze schleuderte ihren ersten Strahl nach dem in der Sonne glühenden Kirchenfenster, daß die Scheiben klirrend zusammenbrachen. Und Strahl um Strahl flog durch die dunkel gewordene Fensteröffnung!

„Fest, ihr Männer, es wirkt! Der Brand läßt schon nach!" schrie der Bürgermeister!

„Bravo! Herrlich!" jubelte der glückliche Herr Nolten.

Da, auf einmal schwiegen die Glocken, und unter der obersten Dachluke im Turm erschien das rote Gesicht des Willem, das halb lachend, halb erschrocken auf die Menge herunterglozte.

„Ho, ho! Dort oben der Willem!" rief der Bürgermeister.

„Der Lump! Der Mordbrenner! Herunter mit ihm!" schrien die Bauern. Ein Dutzend Männer stürmten in die Kirche und nach zwei Minuten wurden die beiden Missethäter zur Kirchenthüre herausgezerrt.

„Ihr Galunken!“ schnauzte sie der Bürgermeister an, „was habt ihr angerichtet! Die Kirche brennt!“
„Willem und Giärt machten erstaunlich dumme Gesichter: „Die Kirche brennt? Woso? Nicht die Spur!“

„Warum habt ihr denn gestürmt, ihr Schlingel?“
„Wir haben nicht gestürmt, nur ein wenig stark gebeiert!“

„Gebeiert, ihr Schufte? Wer hat euch geheißt zu beiern!“

„Dort der Herr Brauer Molten,“ rief Giärt und deutete nach dem Wirtshausfenster.

„Paris ist unser, hat er gesagt! Paris hat kapituliert!“ schrie Willem und schwenkte triumphierend seine Mütze.

Alle Blicke flogen nach dem Fenster, doch das Fenster war leer.

„Paris kapituliert? Paris ist unser?!“ Ein donnerndes Hurrah erschütterte die Luft. Die Bauern warfen die Mützen in die Höhe, und die beiden Glockenkünstler wurden umarmt und geküßt: „Brav habt ihr's gemacht! Herein mit euch in's Wirtshaus! Auf diese Nachricht müssen wir eins trinken!“

Auch der Herr Pastor, der sich auf den entstandenen Jubel wieder am Fenster gezeigt hatte, meinte: das sei ja eine herrliche Nachricht, und unter diesen Umständen wolle er schon einmal verzeihen, daß man ohne seine Erlaubnis gebeiert habe.

„Und was mich am meisten freut, Herr Pastor,“ jubelte der Bürgermeister, „wir habens allen andern abgewonnen. Die werden sich einmal ärgern!“

Währenddessen kamen zwei Burschen als Feuerreiter dahergesprengt, um aus der Nachbarschaft Hilfe zu holen.

Der Bürgermeister lachte: „Ihr habt umsonst gefattelt, ihr Jungens, — es brennt nicht! Doch nein, nicht umsonst: du Hans reitest was das Roß laufen kann, nach der Stadt, und du Christel reitest das Thal hinauf, und überall ruft ihr es aus: Paris hat kapituliert, Paris ist unser! Und vergesst nicht zu sagen, daß wir zuerst gebeiert haben! Jetzt marsch, fort ihr Jungens!“

„Hurrah! Paris ist unser!“ jubelten die Burschen, warfen die Pferde herum und jagten davon.

Als die siegesfreudige Menge in die Wirtsstube strömte, und als der Bürgermeister nach dem Brauer spähte, nach dem braven Manne, dem sie die Siegesbotschaft zu verdanken hatten, war dieser verschwunden. Willem und Giärt aber genossen in vollem Maße die Früchte ihrer Heldenthat, und nach einer halben Stunde hatten sie sich in die volle Überzeugung hineingetrunkn, daß Paris wirklich kapituliert habe, und nach einer weitem halben Stunde lagen beide, um die Niederlage der Franzosen zu veranschaulichen, schnaps- und siegesberauscht unter dem Tische.

Herr Molten war nicht so siegesfreudig gestimmt. Als er unter seinem Fenster die Schreckensnachricht vernahm: „Paris ist unser, Herr Molten hat's gesagt,“ zog er sich mit einem leisen Fluche schleunig zurück: „Die infamen Schlingel, das fehlte mir noch“, murmelte er grimmig, warf sich in seinen Pelz und schlich durch die Hinterthüre zum Hause hinaus. In feberhafter Hast eilte er durch den Garten, kletterte über

den Gartenzaun und gewann auf einem Feldwege und von niemand bemerkt, die nach der Stadt führende Landstraße.

Erst nach einer Viertelstunde mäsigte er seine Schritte, wischte sich den Schweiß von der Stirne und überlegte: „Verdammt Geschichte! Hatte nicht erst gestern abend noch der Gerichtsrat im Kasino die kolossalen Strafen hererzählt, die auf Verbreitung falscher Nachrichten vom Kriegsschauplatz gesetzt waren? Und nun gar: Paris ist über! Die Schlingel haben zwar gelogen, aber die Kerls sind jedenfalls heute abend noch so besoffen, daß sie morgen mit gutem Gewissen schwören können, ich habe ihnen die Nachricht mitgeteilt.“

Hinter ihm erschallte der Hufschlag eines Pferdes. Molten sprang auf die Seite. An ihm jagte ein Bursche vorbei, der beständig den Hut schwenkte und mit schon heifer gewordener Stimme brüllte: „Hurrah! Paris ist unser, Paris ist unser!“

„Halt! Halt!“ schrie Herr Molten in halber Verzweiflung. Doch vergebens, der Hufschlag des Siegesboten verhallte in der Ferne. Trostlos sank der unglückliche Brauer auf einen Meilenstein nieder. Das fehlte noch. Jetzt erfahren sie es auch in der Stadt, in seiner Heimat!

Nach einigen Minuten raffte er sich wieder auf und floh der Stadt zu. Aber noch war keine Viertelstunde vergangen, da, was war das? Dort zu seiner Rechten, zu seiner Linken, hinter ihm, von allen Seiten her ertönte lustiges Beiern in sein entsetztes Ohr, und, o Schrecken, auch in der vor ihm liegenden Stadt stürmte es jetzt mit allen Glocken und dumpfe Kanonenschläge erschallten: „Um Gottes willen, jetzt schießen sie auch noch mit Ragentköpfen!“

Als Herr Molten endlich mit einbrechender Nacht und in Schweiß gebadet, die Stadt erreichte, waren die Straßen gefüllt mit freudig erregten Gruppen, und überall tönte ihm der Jubelruf entgegen: „Paris ist unser! Paris ist unser!“ und an vielen Häusern hatten sie Lichter vor die Fenster gestellt, und die Straße strahlte in einer improvisierten Illumination!

Als der Brauer sein ebenfalls beleuchtetes Haus erreichte und die Treppe hinaufstürmend die Stube betrat, fiel ihm seine Frau, vor Freude fast weinend, um den Hals und rief: „Herzens-Molten, Paris ist unser!“

„Der Teufel ist unser!“ schrie Herr Molten und stieß die entsetzte Frau von sich. „Lösche die Lichter aus und gib mir ein Brausepulver.“ Und mit einem Seufzer ließ er sich in seinen Lehnstuhl fallen.

„Um Gottes willen, er ist verrückt geworden!“ schrie die Frau und schlug jammernd die Hände zusammen. „Johann, schnell zum Doktor! Margaret, rasch in die Apotheke und hole mir Brausepulver!“

„Dageblieben!“ donnerte Herr Molten und warf seinen Pelzrock ab: „Gieb mir ein Glas Schnaps, meine Zunge klebt mir am Gaumen und ich glühe vor Hitze!“

Nachdem er diese Herzstärkung zu sich genommen hatte, warf er seinen Pelzrock wieder um und stürmte zur Thüre hinaus, indem er seiner erstaunten Frau zurief: „Ich muß schleunig auf's Kasino!“



„Halt! halt!“ schrie Herr Molten in halber Verzweiflung. Doch vergebens, der Hufschlag des Siegesboten verhallte in der Ferne.

Im Kasino zu L. ging es diesen Abend sehr stürmisch zu. Die ganze Stammtischgesellschaft war erschienen, um von dem Herrn Amtmann etwas Näheres über das glückliche Ereignis, welches die ganze Stadt in Aufruhr versetzt hatte, zu vernehmen. Aber der Herr Amtmann wußte nichts. Er war ganz außer sich und so aufgeregte hatte man den sonst so ruhigen Mann noch niemals gesehen: "Nichts ist an der Sache, gar nichts! der reine Schwundel! Wir sind blamiert vor dem ganzen Lande!"

"Aber in der ganzen Umgegend stürmen die Glocken?" meinte schüchtern der Herr Apotheker, "es muß doch etwas an der Sache sein!"

"Unmöglich," erklärte der Herr Telegraphenbeamte. "Eine solche Nachricht kann nur durch den Telegraphen gegeben werden und nichts dergleichen ist eingetroffen!"

"Herr Bürgermeister," herrschte der Herr Amtmann, "wer hat behauptet, daß gebeutelt und geschossen werde?"

"Ich — ich — weiß nicht," stotterte der Herr Bürgermeister. "Als ein Reiter in die Stadt geprengt kam, mit der Nachricht: "Paris ist unser!" da stürmten die Leute ungeheiß nach der Kirche! Solch ein Beier habe ich mein Lebtag nicht gehört, Und der Stadtartillerist, der seine Kassenbüchse schon seit 14 Tagen geladen hat, hat losgepfeffert ohne Erlaubnis!"

"Wo ist der Reiter, der die Nachricht gebracht hat?"

"Er hat mir und ohne abzustiegen beim Bärenwirt einen Trunk genommen und ist wieder zurückgeprengt!"

"Eine falsche Nachricht offenbar!"

"Ist auch meine Meinung," bestätigte der Herr Bürgermeister. "Ich habe den Polizeiwachtmeister beauftragt nach dem Urheber zu forschen!"

"Das ist ein Fall für Sie, Herr Gerichtsrat! Gnade Gott, dem Übeltäter!"

In diesem Augenblick erschien Herr Nolten unter der Thüre und mit Entsetzen vernahm er die ermutigenden Worte des Herrn Amtmanns.

"Ach, guten Abend, Herr Nolten!" sagte der Gerichtsrat, indem er dem unglücklichen Brauer freundlich zunickte: "Bringen Sie vielleicht eine Aufklärung über den unerhörten Fall? Nicht? Wenn wir den Kerl erwischen, der diese falsche Nachricht verbreitet, der diesen Skandal angerichtet hat, — es soll mir eine wahre Wonne sein, ihn in's Zuchthaus zu bringen."

Bei dieser angenehmen Aussicht drohten die Beine des Herrn Nolten ihrem Besten den Dienst zu versagen, und beinahe hätte er den Rückzug wieder angetreten; aber es war zu spät, denn von der ganzen Gesellschaft wurde er freundschaftlich und unbefangenen begrüßt, und mit dem ruhigen Bewußtsein, daß man keine Abnung von seinen Ängsten habe, nahm er den am untern Ende des Tisches neben dem Herrn Praktikanten noch leeren Platz ein.

Er hatte sich aber kaum niedergelassen, da betrat der Polizeiwachtmeister mit wichtiger Miene den Schauplatz:

"Herr Bürgermeister, eine gehorjamste Meldung!"

"Was? Wie? Wer?" tönte es erwartungsvoll aus jedem Munde.

"Wir haben ihn!"

"Wen? Rasch, heraus mit der Sprache!"

"Den Verbreiter der falschen Nachricht!"

"Wer ist's! Wo haben Sie ihn?"

"Ich hab' ihn noch nicht, er war nicht in seiner Behausung. Der Gypfretter hat ausgesagt, im Dorfe F. habe" Doch der Schlußsatz blieb dem würdigen Polizeibeamten im Munde stecken, und als lähe er ein Gespenst, starrte er nach dem untern Ende des Tisches. Endlich stotterte er, indem er den Arm ausstreckte: "Dort, dort unten sitzt er!"

"Was?" schrie der Herr Praktikant und sprang entsetzt in die Höhe. "Wer? — Ich?"

"Nein, der Herr neben Ihnen!"

Die ganze Gesellschaft war von den Sitzen aufzufahren: "Nolten? Sie, Herr Nolten? Unmöglich! Sprechen Sie! Es muß ein Mißverständnis sein!"

Herr Nolten machte einen Versuch, sich zu erheben, fiel aber kraftlos wieder in seinen Stuhl zurück. "Meine — meine Herren!" — stotterte er, und war eben im Begriffe, ein Bekenntnis seiner Schuld abzulegen, da, in diesem verhängnisvollen Augenblick stürzte der Telegraphenbote in's Zimmer:

"Herr Amtmann! Eine pressante Depesche!"

Der Herr Amtmann riß die Depesche auf, und jubelnd rief er: "Meine Herren, Paris ist gefallen, Paris ist gefallen, Paris ist unser!"

"Hurrah! Hoch, hoch! Paris ist unser! Gott sei Dank!"

Allgemeiner Jubel! Die Männer schüttelten sich die Hände und umarmten sich, und auch der verblüffte Herr Nolten wurde in die Umarmung mit hineingerissen.

"Paris ist gefallen!"

Auch Herr Nolten war gefallen, aber wie vom Himmel herunter.

"Herr Bürgermeister," rief der Herr Amtmann, "es ist richtig! Die Nachricht war nicht falsch. Lassen Sie läuten, lassen Sie fanonieren, allgemeine Illumination! Paris ist unser!"

"Herr Nolten," setzte er achtungsvoll hinzu, ich weiß nicht, welche Verbindungen Sie haben, daß es Ihnen möglich war, die Siegesnachricht früher zu erhalten als wir, — aber einerlei, — kommen Sie her, waderer Mann, umarmen und küssen wir uns!"

Herr Nolten's Gesicht hellte sich auf wie die aufgehende Sonne, und an diesem gesegneten Abend war er der gefeierte Held.



Kommen Sie her, waderer Mann, umarmen und küssen wir uns.

Am andern Tage saß Herr Nolten beim Nachtsche und schlürfte mit Behagen den Rest seiner Flasche Siegeswein. Seine Gattin war bereits in das von der Frau Amtmännin rasch arrangierte Sieges-Kaffee-fränzchen geeilt, um dort den Triumph ihres Mannes zu genießen, denn die ehrenvolle Einladung zu diesem Kränzchen ersten Ranges hatte sie offenbar nur ihrem seit gestern abend berühmt gewordenen Gatten zu verdanken. Herr Nolten hatte sonst keine Geheimnisse vor seiner Frau, ausgenommen solche, die nicht ausgeplaudert werden durften, diesmal aber fühlte er sich nicht berufen, seiner Gattin vollkommen klaren Wein einzuz-



schenten, seine Verühmtheit wäre sonst dem ersten Kaffeetränken zum Opfer gefallen. Herr Nolten schwebte förmlich in der Erinnerung an die Folgen des wunderbaren Zufalles, der ihn aus einer Patsche heraus bis auf die sonnige Höhe des Ruhmes gezogen hatte, und nach jedem Schlächtchen Siegeswein wechselte er Liebesblicke mit einem neben seinem Teller liegenden offenen amtlichen Schreiben, nach welchem er in den schmeichelhaftesten Ausdrücken eine Einladung zu dem heute abend stattfindenden Siegesbankett erhalten hatte.

Da klopfte es an die Thüre, und auf das „Herein“ drückten sich die beiden Glöckenkünstler über die Schwelle. Sie waren offenbar unsicher, welcher Empfang ihnen werden würde, denn sie hielten sich ganz in der Nähe der offengelassenen Thüre und jeder suchte den andern vorzuziehen. Als aber Giärt das lachende Gesicht des Brauers erblickte, faßte er Mut, machte einen Kratzfuß und sagte: „n Morgen, Herr Nolten, wir sind jetzt da wegen der Arbeit!“

„So, ihr Schlingel, habt ihr eure Räusche ausgeschlafen!“ rief Herr Nolte und winkte sie lachend näher.

„Herr Nolten,“ sagte Willem und legte grüßend die Hand an die Stirne, „wer hat gestern keinen Rausch gehabt? Und erst wir beide? Haben wir nicht zuerst Paris erobert? Bahaha!“

„Und wie haben wir gebeiert,“ setzte Giärt lachend hinzu. „Und die Feuerspritze und der Herr Pastor, Bahaha! Es war doch ein Hauptpaß!“

„Ja, ja!“ lachte der Brauer, „ihr könnt Gott danken, daß euer Streich so gut ausgefallen. Jetzt aber, und wenn wir Freunde bleiben wollen, das Maul gehalten! Morgen tretet Ihr die Arbeit an. Hier ein Thaler für ein Saueressign gegen den Regenjammer! Gott befohlen!“

In der Stadt zerbrach man sich den Kopf nicht lange, wie es kam, daß Herr Nolten die Siegesnachricht früher erhalten habe, als der Herr Amtmann, man begnügte sich mit der Thatsache, und Herr Nolten genoß unbehelligt die Frucht des merkwürdigen Zufalles.

Nur der Herr Gerichtsrath schüttelte hie und da noch mißvergnügt den Kopf. Er hatte sich so sehr auf den Fall, einen Verbreiter falscher Nachrichten in seine Klauen zu bekommen, gefreut, und er hätte nichts dagegen gehabt, wenn Paris einige Tage später gefallen wäre, nur um den armen Brauer einstecken lassen zu können.

Pech!



erfreuliche Mitteilung machst: Sie soll dich in Ruhe lassen,

Pech ist eigentlich kein eigentliches Unglück, aber ein uneigentliches, so ein in ganz kleine, klebrige Stüde zerbröckeltes. Pech hast du, wenn dein Butterbrot auf die Butterseite fällt, und fast alle Butterbröter thun so. Pech hast du, wenn du eine gelehrte, geistreiche Abhandlung geschrieben hast, und sandelst sie mit dem Tintensaf. Pech hast du, wenn du die Briefstücker verwechselt und deiner Waschfrau einen zärtlichen Liebesbrief schickst, deiner Angebeteten dagegen die

du könntest sie jetzt nicht bezahlen. Pech hast du, wenn du deine Geliebte grüßt und deine Perücke bleibt im Hute hängen. Pech hast du, wenn du — eben Pech hast. Fast jeder anständige Mensch hat Pech, hat solches schon gehabt oder wird solches haben. Wenn aber ein Schulmeister zu seinem herkömmlichen Pech auch noch Extra-Pech hat, dann ist das arme Opfer ein Pechvogel mit Eichenlaub. Der Herr Oberlehrer Ambros in Weinburg war so einer. Man nannte ihn dort Herr Kantor. Der Herr Kantor in Weinburg war ein tüchtiger Lehrer und ein geachteter Mann, und natürlich auch Vater einer zahlreichen Familie. Was ein rechter Schulmeister ist, thut's selten unter sechs Kindern. Der Herr Kantor aber hatte sieben. Dazu ein Gehalt von 1400 M. und kein Vermögen. Er suchte zwar seine Glücksgüter etwas zu verbessern, indem er den Honoratiorenkindern des Städtchens die Geheimnisse der Regelbetri und anderer tiefen Wissenschaften in Privatstunden beizubringen suchte, aber trotzdem ging es knapp bei ihm her, und feinetwegen hätte Weinburg auch Wasserburg heißen können, denn den Wein kannte er nur vom Hörensagen, und außer alle Ostern beim „Abendmahl“ kam selten ein Tropfen über seine Lippen. Doch schlug der brave Mann sich, seine Familie und — seine Schulbuben wacker durch.

Da traf ein Ereignis ein, das ihn in große Aufregung versetzte, und es war ihm zu Mute wie einem General, wenn der deutsche Kaiser dessen Truppen inspiziert. Der deutsche Kaiser war aber diesmal der Herr Schulinspektor, der gekommen war, die Weinburger Schule zu visitieren. Die Prüfung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, günstig aus, denn der Herr Kantor hatte, wie ein richtiger General ebenfalls thut, für solche Ereignisse seine Ruben und Mädchen gehörig einexerziert. Der Herr Schulinspektor, der nicht wie der Kaiser bei solchen Gelegenheiten Orden verteilen darf, schüttelte statt dessen dem Herrn Kantor die Hand und sagte: „Herr Kantor, ich bin zufrieden!“ Der Herr Kantor behauptete sogar, sein Vorgesetzter habe gesagt: „Ich bin sehr zufrieden,“ doch wird dieses stark bezweifelt, denn ein solches „Sehr“ wäre gleichbedeutend mit dem Kronorden in Brillanten um den Hals herum zu tragen. Doch dem sei wie ihm wolle, unser Herr Kantor war überglücklich, fast so glücklich, als wenn er die ihm seit 10 Jahren versprochene Zulage von 50 M. wirklich erhalten hätte.

In der heitersten Stimmung treffen wir ihn einige Stunden nach der Parade“ auf einem Jubelspaziergang in das freie Feld. Eben will er den Rückweg antreten, da kommen der Herr Schulinspektor und der Herr Pastor desselben Wegs. Ausweichen war nicht möglich, und warum auch? Der Herr Kantor trat auf die Seite, grüßte ehrerbietig und wollte die Herren vorübergehen lassen. Doch diese machten Halt. „Guten Abend, Herr Kantor!“ sagte der Herr Schulinspektor freundlich. — „Wir sind eben im Begriffe, dem „Goldenen Löwen“ in dem Dörfchen dort einen Besuch abzustatten. Man soll einen ausgezeichneten Achtundsechziger trinken und der Frau Löwenwirtin ihre Schinken sein weltberühmt.“ Der Herr Schulinspektor küßte seine Fingerspitzen. — „Freilich, Herr Kantor, das werden Sie besser wissen wie ich, ha?“

Der Herr Kantor machte ein etwas verblüfftes Gesicht: „Achtundsechziger und Schinken!“ Seine Mittel erlaubten ihm nicht einmal, von solchen Lederbissen auch nur zu träumen. Doch ermannte er sich und stotterte: „Allerdings, aus — ausgezeichnet!“ und er wischte sich den Mund.

„Nun, Herr Kantor,“ nahm jetzt der Herr Pastor das Wort, „Sie werden uns doch begleiten? Nach den heutigen Strapazen,“ fügte er lächelnd hinzu, „wird Ihnen eine kleine Erholung wohlthun!“

„Natürlich begleiten Sie uns,“ sagte der joviale Herr Schulinспекtor. „Nach der heutigen Schlacht, die Sie so glänzend gewonnen, müssen wir einen Siegesköpfelein trinken!“

Der Herr Kantor wurde feuerrot: Auf der einen Seite diese große Ehre, und auf der andern Seite seine kleine Varschaft. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand in die Tasche und machte die überraschende Entdeckung von zwei Zehnern Nickel. Für eine Flasche Bier und eine Brezel reichte es, und er konnte ja diesen außergewöhnlichen Aufwand heute vor seinem Gewissen wohl rechtfertigen. Und — hatte nicht der Herr Schulinспекtor von einem gemeinschaftlichen Siegesköpfelein gesprochen? Am Ende wurde er gar von den beiden Herren zu Gaste geladen? Ja, ja, so wird es sein. Der Gedanke an diese hohe Auszeichnung machte ihn schwindeln, und mit einer tiefen Verbeugung und einem vor Vergnügen strahlenden Gesichte nahm er die Einladung an.

Unter erheiterten Gesprächen langte die Gesellschaft im „Löwen“ an und ließ sich im „Herrenstübchen“ nieder.

Die beiden Herren ließen sich Schinken und Kopfsalat mit Eiern und eine Flasche 68er auftragen, und machten sich unverweilt an die angenehme Arbeit. Nach einer kleinen Pause hatte der Herr Kantor die niederschmetternde Überzeugung gewonnen, daß die gehoffte Einladung zu Wasser geworden sei, und mit einem schmerzlichen Blick auf den 68er bestellte er sich eine Flasche Bier und eine Brezel.

„Ei,“ sagte der Herr Pastor und hielt sein volles Glas gegen das Licht, „ei, Herr Kantor, Sie verschmähen die herrliche Gottesgabe? Wie mag man Bier trinken, wenn so köstliches Gold vor unsern Augen perlt?“ Und der Herr Pastor nahm einen Schluck und schnalzte mit der Zunge.

„Und dieser herrliche Schinken,“ sagte der scherzhafte Herr Inspektor und schob ein ansehnliches Stück in den Mund, — „wahre Ambrosia. Schade Herr Pastor, daß es im Himmel keine Schweine giebt. Und Sie, Herr Kantor, Sie ziehen eine Brezel vor?“

Der Herr Pastor machte ein etwas ernsthaftes Gesicht ob des frevelhaften Scherzes des leichtfertigen Inspektors.

Der Herr Kantor aber hielt es für seine Pflicht, auf den Scherz seines Vorgesetzten etwas zu lächeln und sein Gesicht zu einem heitern Anstrich zwingend, stotterte er: „Ich — ich bin etwas vollblütig, und mein Arzt hat mir den 68er ver — verboten. Was aber die Götterspeise Ambrosia betrifft, die ist nicht für einen Schulmeister, obschon ich Ambros heiß. Ha, ha, ha!“

„Ha, ha, ha! Sehr gut,“ lachten die beiden Herren. „Sie sind ja ein wahrer Witzbold, Herr Ambros!“

Die beiden Herren hatten bereits die zweite Flasche getrunken, und bestellten sich die dritte, da dachte der Herr Kantor: „Jetzt ist's all eins,“ und ließ sich noch eine Flasche Bier kommen und noch eine Brezel. Er konnte doch nicht so trocken dasitzen, während seine Vorgesetzten sich in eine joviale Stimmung hineintranken, und — der heimliche Zorn über seine ver-eitelte Hoffnung hatte ihn durstig gemacht.

Aber sein Budget war jetzt bedeutend überschritten. Doch, was thut's! Der ungewohnte Biergenuss hatte ihm Mut, hatte ihn förmlich leichtsinnig gemacht. „Der Wirt muß pumpen!“ Mit diesem kühnen Entschlusse schlich er sich kurz vor dem Ausbruche in das Schenkstübchen, wo der Herr Löwenwirt sich ebenfalls eingehend mit seinem 68er beschäftigt und sich bereits in seine gewöhnliche gehobene „Abendstimmung“ versetzt hatte.

„Herr Löwenwirt,“ sagte der Herr Kantor und kimperte leichtfertig mit seinen zwei Nickelstücken in der Tasche, „Herr Löwenwirt, — alles ausgezeichnet! Die Herren sind sehr zufrieden, und werden ihren 68er weiter empfehlen!“ Nachdem er mit dieser diplomatischen Einleitung den Wirt in die richtige Stimmung hineingeweicht glaubte, ging er zum Hauptangriff über: „Ich — ich habe zufällig nicht so viel — werde das nächste Mal die Kleinigkeit!“

„Schon gut, schon gut,“ erwiderte der Löwenwirt und blinzelte verständnisvoll mit den Augen. „Kenne das, Herr Kantor. Hat kein Puffant.“

Verneigt kehrte Herr Ambros in das Herrenstübchen zurück. Unterwegs begegnete er dem Schulinспекtor, der sich ebenfalls in die Schenke begab:

„Herr Wirt, prachtvoller Schinken. Eigene Schweinezucht? Bitte, meine Rechnung!“

Der Löwenwirt küpfte geschmeichelt sein Köppchen: „Aufzuwarten, selbst gemästet, geschlachtet und geräuchert. Doch, was die Rechnung betrifft, — schon alles in Ordnung, Herr Inspektor.“

„Schau, schau, der Herr Pastor!“ murmelte dieser und steckte seine Börse wieder in die Tasche. „Na, der kann's ja machen mit seiner fetten Pründe. — Gehen wir, Herr Pastor?“ fragte er diesen, der eben in die Schenke trat.

„Wenn's Ihnen gefällig ist, ja. Schöner Abend zum Heimweg. Ich komme gleich. Will nur Gut und Stod und unsern Herrn Brezel-Ambros holen. Ha, ha, ha!“

Der Herr Pastor trat an den Schenkstisch: „Ein lustiger Herr, der Herr Inspektor. Herr Wirt, was bin ich schuldig?“

Der Löwenwirt lächelte pfeffig und deutete nach dem Herrenstübchen: „Nichts, gar nichts, Herr Pastor. Alles schon berichtigt.“

Auch der Herr Pastor lächelte: „Na, meinethalben,“ dachte er, „der Inspektor kann's ja machen mit seinen fetten Diäten.“



Und der Herr Pastor nahm einen Schluck und schnalzte mit der Zunge.

Die drei Herren traten in heiterer Stimmung ihren Heimweg an. Sie hatten einen netten Abend verlebt und so — wohlfeil.

Einige Tage später wanderte der Herr Kantor wieder in den „Löwen“ hinaus, um seine Zeche zu bezahlen. Er hatte es genau berechnet und sich mit den nötigen Mitteln versehen: 2 Flaschen Bier à 20 \mathcal{J} und 2 Brezeln à 6 \mathcal{J} , zusammen 52 \mathcal{J} , es mußte stimmen.

Wie erstaunte er aber, als ihm der Löwenwirt eine geschriebene Rechnung präsentierte.

„Da haben Sie sich aber viele Mühe gemacht wegen der Kleinigkeit,“ sagte er mit einem verlegenen Lächeln.

Bei einem Blick auf die Rechnung sah er aber zu seinem Schrecken, daß es sich keineswegs um eine Kleinigkeit handelte:

3 Flaschen 68er à 2 \mathcal{M}	6.— \mathcal{M}
2 Portionen Schinken à 70 \mathcal{J}	1.40 „
2 Portionen Kopfsalat mit Eiern à 50 \mathcal{J}	1. „
2 Flaschen Bier à 20 \mathcal{J}	—40 „
2 Brezeln à 6 \mathcal{J}	—12 „
Summa	8.92 \mathcal{M}

Er, der arme Schulmeister, sollte die ganze Zeche bezahlen. Es kam ihm in die Füße, er mußte sich setzen.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Kantor?“ fragte der Wirt besorgt.

Herr Ambros hatte sich wieder gefaßt. Da war nichts zu machen. Er mußte in den sauern Apfel beißen.

„Ich — ich, bin ganz wohl. Ein bißchen angegriffen von — von dem Marische. Und, — ha, ha, ha! — jetzt merke ich aber, daß ich meine Bö . . . Börse zu Hause gelassen habe. Wie kam man so vergeßlich sein!“
„Hat nichts zu sagen,“ sagte der höfliche Wirt. „Hat kein Bressant, Herr Kantor.“
„Herr Löwenwirt, einen Schnaps, wenn ich bitten darf.“

Der Herr Kantor setzte sich und seine Familie einen ganzen Monat lang auf schmale Kost, um dem Herrn Inspektor und dem Herrn Pastor ihren Schinken mit Kopfsalat bezahlen zu können, und um den 68er, den sich die Herren schmecken ließen, verbauen zu können, brauchte er 4 Wochen lang die „Brummentur.“

Die quittierte Rechnung hob er sorgfältig auf als ein „teures“ Andenken, und versah sie mit der Überschrift:

„Pech!“

Nägel.

Doppelt genäht hebt besser, und doppelt genagelt auch. Wenn man aber nur einfach nageln will, und es soll doch besser heben, so nimmt man keinen Nagel, sondern eine Schraube, und wenn man keine Schraube hat, so schlägt man den Nagel durch das Brett durch, und klopft auf der andern Seite die Spitze krumm. Das sind nun bekannte Sachen. Da hat aber ein Amerikaner eine Erfindung gemacht, bei der man nichts krumm zu schlagen braucht, und die noch nicht bekannt ist. Nämlich, wenn man in das Pöchlein, das man für den Nagel gebohrt hat, ein Schrötlein oder ein Körnlein Sand hineinwirft, so krümmt sich, wenn man den Nagel einschlägt, seine Spitze und dringt hakenförmig in das Holz ein, und ein solcher Nagel soll so gut halten wie eine Schraube. Man kann's ja probieren.

Die Bärenhaut

von Balduin Müllhausen.



ie einst zu Wasser und zu Land, durchwandere ich jetzt im Geiste das granitumpanzerte norwegische Hochland, das Land der unergründlichen Fjorde und himmelan-

strebender Gletscher, das Land der weißschäumenden Eise und donnernden Wasserfälle, der düstern Tannenwälder und lichtgrüner Birkenhaine. Ich vergegenwärtige mir eine jener düstern nordischen Balkenstuben, deren eigentümliche massive Einrichtung gewissermaßen die zähen, eisenharten Gestalten ihrer Bewohner widerspiegelt. Schwer ruhen die festgefügtten, harzreichen Tannenblöcke aufeinander. Niedrig hängt die rauchgeschwärzte Decke. Was an Möbeln vorhanden: der lange Tisch, die Bänke, die Bettstellen, die wunderbarlich geschnittenen Schränke, Truhen und Sessel, sogar die mit den Wänden vereinigten Tragebretter, alles scheint für kommende Jahrhunderte berechnet zu sein, in seiner dunkelbraunen Farbe von entschwundenen Jahrhunderten zu erzählen.

Einfache Lattengerüste, zum Trocknen feuchter Kleidungsstücke bestimmt, reichen in der Nähe des Herdes von den gewaltigen Tragebalken bis in Manneshöhe nieder. Unablässig sendet das offene Feuer seinen Rauch in den ruhigen Schornstein und an diesem vorbei zur Decke empor, wo er träge Luftlöchern und Ritzen zukriecht. Je älter solche Balkenstuben, um so mehr veranschaulichen sie den charakteristischen unordischen Geschmack, um so verständlicher erinnern sie an die von wilden Sagen durchwobene Vorzeit. Doch zäh, wie damals, furchtlos und kampfbereit, gleichviel ob im plötzlich entbrannten Streit unter sich, oder in der Verfolgung zur gefährlichen Gegenwehr gerüsteten Wildes, sind noch heute die Söhne der das mächtige Hochland durchschneidenden Schluchten und Thal-erweiterungen. Hornig einherstürmende Gewässer, Lawinen und Bergstürze haben seit frühester Kindheit sie vertraut mit Gefahren gemacht; sie wurden gestählt im steten Ringen mit den Elementen, haben gelernt, zu jeder Stunde auf harte Schläge aus heiterm Himmel

gefaßt zu sein. Und dennoch, wie tief wird der eine oder der andere zuweilen durch einen solchen gebeugt!

Von Hjarland, einem großen Dorf in der Nähe des nördlichsten Winkels des Hjarlandfjords aus trug mich ein leichtes Karriol in die von himmelhohen Felsen prachtvoll eingeengte Schlucht hinein, welche als Veitistrandföaar gewissermaßen die Fortsetzung des Fjords bildet. Ein Eisfeld, von dem Snyphelle-Gletscher fast bis zur Wasserhöhe des Fjords entsendet, leuchtete hinter grünbewaldeten Abhängen hervor mir entgegen, und dorthin stand mein Sinn. Eine kurze Strecke war ich auf schwerzugänglichem Wege in die Schluchtmündung hineingefahren, als zwischen Gärten und zerstreutliegenden Gehöften der Stützjunge mir riet, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Gleich darauf schritt ich an einem von mehreren Ställen umringten altertümlichen Holzgebäude vorüber. Das seltsame Haus lockte mich an; es erwachte der Wunsch, auch dessen Inneres kennen zu lernen. Ein weißhaariger, hochbetagter Mann war auf dem Hofe beschäftigt. Auf meine Bitte um ein Gläschen Wachholderbranntwein forderte er mich auf, näherzutreten, und ein wenig später befand ich mich in einer der eben geschilderten Balkenstuben. Eine Frau von etwa sechsunddreißig Jahren, in ihrem Antlitze die untrüglichen Spuren vor der Zeit verwischter hoher Schönheit, war am Feuerherd beschäftigt. Meinen Gruß beantwortete sie höflich, jedoch mit einem Ernst, der mich unheimlich anwehte. Mit derselben Starrheit reichte sie mir auf das Geheiß des alten Mannes den Trunk, worauf ich hinter dem langen Tisch Platz nahm. Doch bald gewann ich die Empfindung, als ob meine Anwesenheit störend wirkte; ich rüstete mich daher zum Aufbruch. Die Bezahlung wurde abgelehnt, mein Scheidegruß von der stillen Frau finster erwidert. Auch der alte Mann, der mich hinausbegleitete, trug einen gleichsam feindseligen Ernst zur Schau. In demselben Augenblick, in welchem ich die Haustürschwelle überschritt, traten zwei heitere Mädchengestalten ein. Sie schienen noch keine Sorgen, keinen Gram kennen gelernt zu haben. Obwohl die Töchter der stillen Frau, rief es den Eindruck hervor, als ob sie mit ihren lachenden Gesichtern nicht in das Haus hinein gehörten. Ich hatte mich kaum von dem Greise getrennt, als ein jüngerer Mann mich begrüßte. Meine Frage nach dem Wege beantwortete er in deutscher Sprache. Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich, daß er als Seemann auf deutschen Schiffen gefahren, jetzt aber seinen dauernden Wohnsitz in Hjarland aufgeschlagen habe. Vom Hofe hinunterschreitend wurde ich einer Bärenhaut von ungewöhnlicher Größe ansichtig, welche unterhalb eines weit vorspringenden Stalldaches auf die Holzwand befestigt worden war. Ich wollte sie genauer betrachten, als der Mann mich hastig mit sich fortzog.

„Das ist ein böses Ding,“ erzählte er, indem wir uns durch das Gatter auf die Straße hinausbegaben; „ich wünsche, die Haut hinge wer weiß wo, nur nicht hier vor den Augen der armen Frau. Die sieht sich noch den Tod daran ab.“

Meine Neugierde wurde rege. Ich fragte nach den nähern Umständen der rätselhaften Andeutungen, und so geschah es, daß er sich entschloß, mich nach dem Eisfelde zu begleiten. Gezwungen, auf schmalen Pfade uns hintereinander durch Gebüsch zu drängen, stockte die Unterhaltung alsbald wieder, und am Fuße des von gewaltigen Geröllanhäufungen begrenzten Eisfeldes fesselte die wunderbare Naturumgebung mich in einem

Maße, daß ich die stille Frau, den finstern Greis, die Balkenstube samt der Bärenhaut vergaß. Ein Weilchen kletterte ich auf dem Geröll und dem Rande des Eisfeldes umher, dann ließ ich mich eine kurze Strecke vor demselben auf einem kleinen Hügel nieder, wo ich mit Zeichnen mich beschäftigte.

Und welch wunderbares Bild lag da vor mir! Bis zu einer gewissen Höhe lieblich eingerahmt von Fichten und Zwergbirken dehnte das massive Eisfeld sich Tausende von Fußes hinauf aus. Dort erhoben sich, wie gewaltige Kiesen der Vorzeit, schwarze schroffe Felsmauern, über welche der Schnee des Winters, von dem Gletscherfelde niederwärts gesendet, dem Eisabhang Ersatz für die durch sommerliche Wärme erlittenen Verluste zuführte. Über diese Felsen hinaus aber ragte das azurfarbige Zackengewirre des siebenzehn Meilen langen Jostedal-Brä. Wie kontrastierte das zarte grünlich angehauchte Azur zauberisch zu dem tiefen Blau des Himmels! Wie funkelten die Sonnenstrahlen zwischen den bizarren Eisgebilden! Zahlreiche Bäche, hin und wieder unterwühlte Eismassen donnernd und stäubend hinabreißend, brausten in jähem Sturz aus der Höhe an den schwarzen Felsmauern vorbei und durchbrachen an deren Fuß das massive Eisfeld, um sich unterhalb desselben zu einem wütenden Strome zu vereinigen. Und dies Farbenspiel der nackten Granitmassen, der üppigen Vegetation und des blendend weißen vereisten Schnees! Dicht vor mir aber, wie aus einer blauen Grotte, toste der mildig gefärbte Gletscherstrom mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und mit grobem Geröll spielend, um meinen Hügel herum. Wie das brandete, rauschte und polsterte! Neben mir saß der Norweger. Seine Pfeife brannte. Mit den Blicken die unter meiner Hand entstehenden Linien verfolgend, erzählte er in seiner ruhigen Weise:

„Jene Bärenhaut ist mit Recht ein böses Ding, und ich sag's zum andern Mal: die arme Frau sieht sich den Tod d'ran ab. Wollt's aber jemand heimlich entfernen, möcht's noch schlimmer sein. Vom Fenster und von der Haustür aus kann sie es sehen. Morgens ist's ihr erster, abends ihr letzter Blick. Das arme Weib. Ja, das war ein harter Schlag, der sie traf; um so schwerer, weil er unvermuthet kam. Stirbt jemand in seinem Bett nach langer Krankheit, so erhält man sein Stück Trauer vorweg und überwindet das Scheiden leichter. Dagegen gestern frisch und munter, und heute tot und kalt, erdrückt und gemordet von wildem Getier, das muß graufam in's Mark einschneiden. Und dann die Nebengedanken, die's Gewissen nicht wollen zur Ruhe gelangen lassen, mag immerhin kein ordentlicher Sinn d'rin liegen.“

„Die Gerda Klaus, ich meine nämlich die stille Frau auf dem Gehöft des alten Klaus, bei welchem Sie eben vorsprachen, war zu ihrer Zeit das schönste Mädchen weit und breit. Kein Wunder, daß die jungen Leute nach ihr gingen und jeder sie für sich zu gewinnen trachtete. Einer konnt's indessen nur sein, und da gab's dann einen Zwiespalt, indem die Gerda es mit einem jungen Seemann, dem lustigen Björge hielt, wogegen ihr Vater darauf aus war, daß sie den Erich Even heiraten sollte. Der war ebenfalls ein stattlicher Bursche, wenn er auch hinter dem Björge zurückstand. Aber 'nen andern Vorteil besaß er, und das war 'ne Nacht und 'n paar tausend Kronen, während der Björge nicht viel mehr, als gesunde Knochen sein Eigentum nannte. Da konnt's nicht wundern, daß der alte Klaus, als Björge um die Gerda in allen

Her
ch-
im
m-
sche
and
hen
lan-
flus
ren-
nen-
ben,
ßen
der-
chen
uch-
der
lich
die
jeint
iner
rten

fter
des
nes-
inen
vor-
itzen
mehr
schen
die
zäh,
I ob
der
teten
htige
bal-
iffer,
dheit
lählt
ernt,
mmel



Ehren anhielt und seine Absicht kundgab, ein Ende mit dem Seefahren zu machen und ein ordentliches geruhiges Leben zu führen, ihn fragte, womit er 'nen eigenen Hausstand begründen wolle. Die Gerda sei wohl sein einzig Kind, allein er denke nicht daran, sie dem ersten besten zu geben, der mit leeren Händen komme. Das wurmte den Björge mächtig, aber er hielt an sich um des Mädchens willen und meinte — wir beide waren nämlich befreundet und er erzählte mir alles haarklein, — er würde noch einmal in die Welt hinausziehen und mit vollen Taschen heimkehren, und ob Klaus ihm und seiner Tochter dann noch hinderlich sein würde. „Zählst du nach Jahr und Tag, und dauert es auch länger, dreitausend Kronen hier auf, so gehört das Mädchen dir, und dann mögt ihr euch nach Herzenslust auf meinem Hofe einrichten,“ antwortete der alte Mann mit 'nem festen Faustschlag auf den Tisch, daß es klang, wie lautere Wahrheit. Aber er war von jeher nach dem Gelde und wußte, daß er mehr forderte, als zu leisten einem einfachen Seemann möglich. Doch der Björge hatte guten Mut,

und besaß er ihn nicht, so las er ihn aus den Augen des Mädchens und deren Mutter die ihn um des Glückes ihres Kindes willen gar gern als ihren Schwiegerohn aufgenommen hätte. Er reichte also den alten Leuten die Hand und beschwor nicht eher heimzukehren, als bis die drei tausend Kronen voll seien, und vor ihren Augen küßte er die Gerda, u. seine Braut

nannte er sie, die er gewinnen wolle, und müßte er deshalb die Erde zehnmal umschiffen. Wie zwei gute Liebesleute verabschiedeten sie sich auch voneinander unter manchem Gelöbniß ewiger Treue, und schon folgenden Tages wanderte der Björge nach Bergen hinunter, wo er auf einem Amerikaner annisterte. Die Gerda war seitdem recht traurig geworden; allein die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen erhielt ihren Lebensmut frisch, und trug noch etwas zu ihrem Trost bei, so war's, daß ihr Vater selber beteuerte, er wüßte, es möchte dem Björge nicht schwer werden, seine Aufgabe zu 'nem guten Ende zu bringen. Dabei hielt der alte Mann gute Freundschaft mit dem Erich, und manchen Abend des Winters verlebten sie beisammen in der Balkenstube, ohne daß von ihren frühern Plänen die Rede gewesen wäre. Und im Grunde war der Erich 'ne rechtschaffene Natur, und da er in der Gerda die Braut eines anderen sah, möcht' er schwerlich oft gekommen sein, hätte der Klaus ihn nicht mit Gewalt herangezogen.

„So verstrichen fünf, sechs Monate, als der alte

Mann eines Tages von Bergen heimkehrte und die Nachricht brachte, daß der Amerikaner, auf welchem der Björge sich verheiratete, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei. Ich selber war zugegen, aber ich ging, weil's mir durch's Mark schmitt, die Gerda so schrecklich jammern und klagen zu hören, zu vernehmen, daß sie ihren eigenen Vater anklagte, den Tod des armen Björge verschuldet zu haben. Jung, wie sie war, fügte sie sich indessen in das Unabänderliche; die Eltern redeten ihr auch wohl tröstlich zu und sprachen davon, daß sie selbst recht alt würden, das Gehößt nicht herrenlos werden dürfe und keine schöne Zukunft vor 'nem einsamen alten Mädchen liege, genug, kein Jahr war seitdem verstrichen, da wurde sie von dem Herrn Pfarrer in Hjarland mit dem Erich zusammengegeben.

So munter wie in frühern Tagen war sie freilich nicht mehr; denn das Bild des toten Björge mochte ihr vor schwimmen, allein wie 'ne Unglückliche sah sie ebenfalls nicht aus. War doch nur das Geschick wider sie gewesen, und das durfte sie nicht hindern, andern

und damit auch sich selbst zur Freude zu leben. Und der Erich war ein guter Mann für sie, und als zwei kleine Mädchen den Hausstand vergrößerten, da schaute sie wieder so lebenslustig darein, wie nur je in ihren besten Tagen.

„Der Jahre fünf waren verrommen, und der Herbstwind segte bereits gelbe Blätter von den Birken, als eines Abends die

ganze Familie in der Balkenstube beisammenlag. Ich selber war gerade zum Besuch dort. Bei 'nem Glase Wachholder und 'ner guten Pfeife Tabak flossen uns Männern die Worte von den Lippen, als plötzlich die Hausthür ging und auf dem Flurgang hastige Männer Schritte vernehmbar wurden. Da zog's denn wie 'ne böse Ahnung durch den Raum, daß wir schwiegen und auf die Thür starrten, als wäre ein Gespenst von dorthier zu erwarten gewesen. Und besseres als ein Gespenst war's nicht; denn die Thür hatte sich kaum geöffnet, als Gerda mit einem schrecklichen Angstschrei empor sprang, dann aber, um nicht zusammenzubrechen, sich mit beiden Händen auf den Tisch stützte und sich so regungslos verhielt, wie die Gletscherzaden da oben. War mir aber der Schrei durch's Mark gefahren, so überließ mich bei ihrem Anblick ein Schauer. Totenbleich war ihr Angesicht geworden; ihre Augen schienen förmlich hervorzquellen, und über ihre Lippen zog der Atem wie bei jemand, der im's Leben ringt. Und doch war niemand imstande, ihr beizuspringen oder auch nur ein Wort von sich zu



Bild funkelten seine Augen auf jeden einzelnen von uns.

geben, so hatte der Schrecken sich auf uns alle gelegt. Und zum Erstaunen war's nicht; denn in der Thür stand Björge leibhaftig und mit einem Gesicht so rot, wie's bei 'nem Geist nicht möglich gewesen wäre. Bild funkelten seine Augen auf jeden einzelnen von uns; — ich betrachtete ihn nämlich genau, — auf den Klaus aber, wie um ihm an's Leben zu gehen, daß der alte Mann schier zitterte und bebte. Als er indessen der beiden Kinder ansichtig wurde, die so unschuldig nebeneinander in ihrem Bette schliefen, schwand die Farbe aus seinem Gesichte, daß eine gefaltete Wand nicht weißer hätte aussehen können. Damit lehrte auch seine Vernunft zurück, daß er nicht gleich ein Unglück anrichtete, und mit 'ner Sicherheit trat er an den Tisch, als ob er sich unter seinem eigenen Dach befunden hätte.

„Bis dahin war kein Wort gesprochen worden. Dann aber legte er ein Schriftstück dicht vor den alten Mann auf den Tisch, und noch heute meine ich's zu hören, wie er ihn mit 'ner Stimme anredete, die so schneidend scharf wie ein Messer, und dennoch ruhig, als hätt's sich um's Wetter gehandelt.

„Klaus,“ hob er an, „hier ist die Quittung über die dreitausend Kronen. Sie können zu jeder Zeit in Bergen erhoben werden. Ich hab' mein Wort gehalten, hab' meine Treue bewahrt. Den Preis für mein langes Mühen und Schaffen gabst du einem andern. Wie's kam, das hörte ich drüben im Dorf, und da ging ich hierher, um dir zu sagen, daß ohne deine Lüge Gerda nie eines andern Weib geworden wäre. Sie mußte mich für tot halten und das änderte die Sache. Freilich, hätte sie sich in's Grab gelegt gehabt, so wäre mein Herz mit ihr begraben worden. Du hast mich belogen, betrogen, um meine Ruh' bestohlen, das soll sich an dir rächen; ich rufe untern Herrgott zum Zeugen an. Wen's trifft, mich kümmert's nicht länger, aber unter dieses Dach soll ein Fluch einziehen, der noch in deiner Todesstunde an deinem Gewissen fressen wird.“

„Ja, so sprach der Björge, während wir alle dasaßen und kaum zu atmen wagten. Denn es lag in seiner Art 'ne seltsame Ruhe, daß man sich in Achtung vor ihm hätte verneigen mögen. Mit derselben Ruhe nahm er das Schriftstück wieder an sich und hne nach rechts oder links zu schauen, ging er auf den Hof hinaus. Ein Weilchen lauschten wir auf seine Schritte, und dann erst brach's wie neues Leben auf uns herein. Gerda schlug sich mit beiden Händen vor die Stirne und sank auf ihren Stuhl zurück. „Belogen! Bestohlen!“ rief sie laut aus, daß die beiden Kinder erwachten und jämmerlich zu weinen begannen. Doch, ob sie stets eine zärtliche sorgsame Mutter gewesen, jetzt achtete sie nicht auf die Kinder. Sie konnte nur noch schluchzen wie von Krämpfen befallen, während der alte Mann auf seine gefalteten Fäuste Fartte und die Mutter dasaß wie jemand, dem's Entsetzen die Vernunft raubte. Indem aber der Erich neben sie hintrat und tröstlich den Arm um ihre Schultern legte, fuhr sie vor ihm zurück, als hätte seine Berührung sie wie glühendes Eisen gebrannt.

„Belogen und bestohlen von meinem eigenen Vater! Belogen und bestohlen von dem Vater meiner Kinder!“ schrie sie, und was weiter folgte, weiß ich nicht. Heimlich schlich ich hinaus, und Monate ließ ich vorübergehen, bevor ich's über mich gewann, wieder einmal bei dem Klaus vorzusprechen.

„Der Björge hatte sich unterdessen nach Fjarland zurückbegeben, und zum Erstaunen war's nicht, daß in jener Nacht eine gewaltige Veränderung mit ihm

vorging. Aus dem nüchternen sparsamen Burtschen war plötzlich ein wilder gefährlicher Mann geworden, der für alles Rechtsschaffene nur noch Hohn und Spott hatte. Seinen Geldschein setzte er in klingende Kronen um, und die verpraßte und verschwundene er in einer Weise, daß die ehrlichen Leute sich in Furcht von ihm wendeten. Und doch gab's wohl keinen, der ihn in seiner Verzweiflung nicht bedauert hätte. Und 'ne rechte Verzweiflung konnte es nur sein, was ihn mit Gesundheit und Leben spielen machte, als hätte er sein Ende mit Gewalt herbeiführen wollen.

„So trieb er's mehrere Wochen und sein Geld mochte auf die Reize gegangen sein, als er eines Tages verschwunden war. Einzelne meinten, daß er sich selber ein Leid angethan habe, und zum Erstaunen war's nicht gewesen nach seinen frästlichen Reden — andere wollten ihn auf dem Wege nach Bergen gesehen haben, Sicheres wußte indessen niemand, und so wurde er bald vergessen. Nur die arme Gerda gedachte seiner wohl noch mit rechter Todesargst, denn die gesunde Farbe, welche sie an jenem Abend von ihrem Angesicht verlor, die wollte nicht mehr zurückkehren. Auch schweigsam war sie geworden. Mit ihrem Vater soll sie lange Zeit kein Wort gewechselt haben und mit dem Erich erst, nachdem sie inne geworden, daß er an des Björge Unglück nicht schuldig gewesen. Der Erich aber ging ihr in allem treu zur Hand, wie ein ordentlicher Ehemann, und da mochte sich allmählich wieder ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen eingestellt haben. Wenn's nur so geblieben wäre. Doch der Fluch, welchen Björge bei seinem Scheiden ausgesprochen hatte, der konnte nicht rückgängig gemacht werden, der mußte sich erfüllen.

„Abermals folgten sieben oder acht Jahre der Ruhe aufeinander, und Björge's Name wurde kaum noch von jemand genannt, als er wiederum eines Abends unversehens in Fjarland auftauchte. Ja, er war wieder da, als hätte ihn der Fjord ausgepöpiet, aber kaum, daß man ihn wiedererkannte. Hager und vom Wetter zerrißen, schien er um dreißig Jahre älter geworden zu sein. Es mußte ihm in der Fremde sehr schlecht ergangen sein, denn an seiner Bekleidung sah's ihm jeder an, daß jetzt keine dreitausend Kronen in seiner Tasche flirrten. Er führte eine lange Biöchie bei sich, und außer der mochte er nicht viel sein Eigentum nennen. Auch stiller war er geworden, das Lachen hatte er gänzlich verlernt, und sprach er mit jemand, so geschah's mit 'ner Sanftmut, daß er's Mitleid dadurch wachrief. Frei erzählte er, daß er die langen Jahre in 'nem andern Weltteil verbracht und sein Leben mit beschwerlichen Jagden gefristet habe. Dann sei die Sehnsucht nach den nordischen Bergen und Fjorden in ihm rege geworden, und die habe ihn gepeinigt Tag und Nacht, bis er sich endlich entschlossen habe, heimzukehren, um wenigstens da begraben zu werden, wo er in seinen Kinderschuhen herumgelaufen sei. Auch um Arbeit hielt er an, und die wendete man ihm gern zu, schon allein von wegen der alten Erinnerungen und weil jeder sah, daß der Todeswurm an ihm nagte. Mit dem Erich traf er ebenfalls zusammen, und dem trug er auf, seiner Frau, der Gerda zu sagen, sie möchte glauben, der wilde Björge sei vor vielen Jahren gestorben, und es sei ein Fremder, wenn er ihr begegne und sie so obenhin begrüße. Des Klaus Namen nannte er indessen nicht, auch nicht den der alten Frau, allein das wunderte den Erich kaum und hinderte ihn nicht, ihm Geld anzubieten, wenn er dessen bedürftig sein sollte. Da soll's freilich aus seinen Augen geblitzt

haben, wie nichts Gutes, und dennoch klang seine Stimme friedlich, als er erklärte, um keines Menschen Wohlthat, sondern nur um Gelegenheit zur Arbeit benötigt zu sein. Und ich sag's zum andern Mal: Arbeit heilte ihn nie. Half er nicht beim Ackerbestellen und Heuwerben, so legte er beim Fischen 'ne Hand mit an; und packte ihn finstere Schwermut, daß die Leute ihn schier fürchteten, so wanderte er mit seiner Büchse in's Gebirge, um mit 'ner Ladung Schneehühner oder 'nem Reuntier heimzukehren. Und ein feiner Jäger war er in der Fremde geworden; denn that er sich mit einem oder mehreren zu 'ner Jagd zusammen und die hörten den Knall seiner Büchse, so sagten sie — ich selber war oft genug dabei — „der Schuß lieferte ein Stück Fleisch.“

Der Winter war wieder hereingebrochen, — und drittehalb Jahre mag's jetzt her sein — und weil's mit Afern und Fischen nichts mehr, verbrachte er die meiste Zeit im Gebirge. Da kehrte er eines Tages mit der Nachricht heim, daß er einen Bären in seinem Winterlager aufgespürt habe. Er meinte, es sei ein gar grimmiger alter Bursche, und da möchte er die Jagdlust mit einigen unverzagten Gefährten teilen. Ich selber war auf der Stelle bereit, und als er vermutete, dem Erich sei ebenfalls daran gelegen, säumte ich nicht, ihn und drei andere aufzufordern, uns zu begleiten. Die Vorbereitungen waren bald beendet, und schon folgenden Morgens in aller Frühe begaben wir uns auf den Weg in den Beitstrandscaar hinein. Unsere Decken und Lebensmittel auf drei Tage hatten wir auf einen Schlitten geladen, und den zogen wir abwechselnd zu zweien, und harte Arbeit war's obenein auf dem tiefen Schnee, in welcher wir oft genug bis unter die Arme einbrachen. Der Björge war indessen ein guter Führer; jeden kleinen Vorteil verstand er ordentlich auszunutzen, und so kamen wir immerhin schnell genug vorwärts. Die erste Nacht verbrachten wir unter 'nem überhängenden Felsen vor 'nem hellen Feuer. Da waren wir noch munter und guter Dinge, und am wenigsten ahnte jemand, daß unsere Lust nur zu bald ein schreckliches Ende nehmen würde. Freilich, der Björge muß es gewußt haben, darauf nehme ich das heilige Abendmahl; denn der sah aus so bleich und krankhaft, daß sein Angesicht förmlich leuchtete, und als wir fragten, was es mit ihm sei, da lachte er unheimlich und heiser. Als wär's ihm schwer geworden, erzählte er, daß es ein alter Fehler an ihm, er schon manchen Bären auf der andern Seite des Meeres bekämpft habe, jedesmal aber vorher in eine erschreckliche Aufregung geraten sei. Und weshalb hätten wir ihm das nicht glauben sollen? Dagegen redeten wir ihm lustig zu, und weil er so seltsam ins Feuer stierte und keine Antwort mehr gab, ließen wir ihn endlich ganz gewähren.

„Folgenden Morgens waren wir wieder früh in Bewegung, aber noch bis zum Nachmittag wanderten wir, bevor Björge erklärte, daß wir zur Stelle seien. Auf seinen Rat ließen wir den Schlitten zurück, worauf er uns voraus in eine schmale Seitenschlucht hineinschritt, in welcher wir uns mühsam zwischen tief verschneiten Tannen hindurchwinden mußten. Doch wir alle waren Jäger, und 'nem ausgewachsenen Bären begegnet man zu selten, um nicht den letzten Atemzug d'ran zu setzen, ihn für alle Zeiten zahm zu machen. Nach 'ner halben Stunde hielt Björge an. Ein Weilschen spähte er im Kreise, und als er keine Fährten entdeckte, kehrte er sich uns wieder zu, die wir kaum noch 'nen lautern Atemzug von uns zu geben wagten.

„Er hat sich noch nicht von seinem Lager gerührt,“ sprach er leise, und ich meinte, daß ihm das Blut aus Augen und Ohren hätte springen müssen, so bestig rötete sich sein Angesicht; dann fügte er hinzu: „Geschah's aber, so könnte er sich nur tiefer in die Schlucht hineingeschlichen haben, und da liegt der Schnee so locker, daß er ihn nicht trägt.“

„Zuversichtlich genug klang seine Rede, doch wo der Bär sich eigentlich verborgen hielt, verriet er immer noch nicht. So blieb uns nur übrig, seine Ratschläge für uns gelten zu lassen und dahin zu gehen, wohin er uns schickte. Wir sahen wohl vor uns 'n rechtes Gewirre von umgebrochenen und noch aufrecht stehenden Tannen und alles mit dicken Schneelagen überdacht, allein um darin ein Tier ausfindig zu machen, hätten wir mit andern Augen, als denen eines sterblichen Menschen ausgerüstet sein müssen.“

„Der Erich soll die Ehre haben, den ersten Schuß auf ihn zu thun und ihn von seinem Lager zu treiben,“ sprach Björge darauf wieder, „ich selber zeige ihm das Merkmal, auf welches er seine Kugel setzen mag,“ und das klang so vernünftig, daß niemand 'nen Einspruch erhob. Ich und ein Gefährte wurden dagegen angewiesen, dem Bären den Ausweg aus der Schlucht zu verlegen, während zwei Mann ein wenig höher nach den Abhängen hinaufstiegen, sich dort festsetzten und zum Feuern bereit machten. Jetzt erst, nachdem jeder seinen Posten eingenommen hatte, riet Björge dem Erich, hart an seiner Seite zu bleiben, und noch vorichtiger als bisher, wühlten sie sich durch den lockern Schnee tiefer in die Schlucht hinein. Wir Zurückbleibenden behielten sie unterdessen scharf im Auge, um den Zeitpunkt nicht zu verfehlen, wenn an uns die Reihe kommen sollte. So verstrich eine Weile und mir schien's fast, als ob wir für 'nen sichern Schuß zu weit voneinander getrennt seien, als Björge dem Erich ein Zeichen gab, worauf beide sich niederkauerten und in das sich vor ihnen befind und der Björge ihn mit der ausgestreckten Hand zwischen dem beschneiten Gezweig hindurch dem Erich zeigte. Wie's kam, ich weiß es nicht; allein ich hatte so meine Gedanken, daß die Sache wohl recht gefährlich sein möchte; denn erstens war's in der Schneehöhle zu dümmrig zu 'nem feinen Schuß, und dann hat's noch immer seine Schwierigkeiten gehabt, an einem zum Schlaf zusammengerollten Bären die Stelle ausfindig zu machen, auf der 'ne Büchsentugel das Leben berührt. Doch ich gab mich zufrieden, weil der Björge auf der Jagd nicht leicht 'nen Mißgriff beging und die Natur des wilden Getiers besser kannte, als unsereins. Auch war 'ne Art Jagdfeiber über uns alle gekommen, und dann überlegt der Mensch nicht viel.

„Endlich hatten die beiden sich also geeinigt. Erich machte sich schußfertig, wogegen Björge zur Seite schlich und vor unsern sichtlichen Augen verschwand. Nur seine Pelzmütze ragte noch ein wenig hinter 'nem Schneewall hervor, und 'ne Minute dauerte es dann noch, bis er sie um's Haupt schwang, und das galt dem Erich als Zeichen. Unverzagt hob er die Büchse, und mit angehaltenem Atem beobachteten wir ihn, wie er sorgsam zielte. Wir schienen die paar Sekunden 'ne halbe Ewigkeit zu sein, und als der Schuß krachte, da sah ich mir die Augen aus dem Kopf, um alles mit 'nem einzigen Blick zu fassen, was sich mit 'ner schrecklichen Schnelligkeit vor uns abspann. Auf den

S
D
di
de
B
wi
ge
S
B
da
di
be
de
D
de
N
de
E
S
gl
bo
de
da
un
un
da
de
so
ei
zu
eil
wi
de
me
de
in
sa
B
Ri
ha
S
mi
oh
zu
ich
S
me
ab
un
vo
fer
Le
fo
let
ih
la
ge
ni
wi
to
br
ih
Z
E
ein
hä

Schuß war Björge nämlich auf einen umliegenden Baum gesprungen und hatte zugleich die Büchse an die Schulter gerissen. Ebenso schnell war aber auch der verwundete Bär mit wildem Schnauben aus seinem Versteck hervorgebrochen und, da es keinen andern Ausweg für ihn gab, gerade auf den armen Erich eingestürzt. Dieser wollte ausweichen, aber in dem tiefen Schnee hatte er kaum einen Schritt gethan, als der Bär sich vor ihm aufrichtete. Nun meinte ich freilich, daß Björge seine Schuldigkeit thun würde, und auf die paar Ellen wär's für 'nen Mann von seiner Sicherheit 'ne Kleinigkeit gewesen, dem Tier eine Kugel durch den Kopf zu jagen, allein ich hatte mich verrechnet. Denn der Hahn seiner Büchse schlug wohl nieder, doch der Schuß blieb im Paus stecken, und im nächsten Augenblick sahen wir den Bären samt dem Erich in dem lodern Schnee verschwinden. Zugleich ertönte ein furchtbarer Schrei, und zu demselben gesellten sich das wütende Schnauben und Gurgeln des Bären und die Rufe des Björge, daß mir das Blut in den Adern erstarre. Aber so schnell wie wir nur einen Fuß vor den andern zu setzen vermochten, eilten wir hinüber; doch wären wir geflogen, hätt's dem Erich keine Rettung mehr gebracht. Denn der lag mit dem Bären in einen Klumpen zusammengeballt da, der Bär mit durchschossenem Kopf — und der Björge hatte in dem stäubenden Schnee lange suchen müssen, bevor er ihn, ohne zugleich den Erich zu treffen, wie er beschwor, mit einem zweiten Schuß auf's Korn nehmen konnte — der Erich aber zerdrückt, zerrissen und noch unflammert von den gewaltigen Branden. Wär noch 'n Funken Leben in ihm gewesen, so hätte das wütende Tier im Verenden ihm den letzten Rest gegeben, denn unsere liebe Not hatten wir, ihn aus der Umschlingung zu lösen, so tief waren die langen Krallen ihm neben dem Rückgrat in den Leib gedrungen, der gefährlichen Bißwunden an seinem Hals nicht zu gedenken.

„So endigte also unsere Jagd. Recht mit Lust waren wir ausgegangen, und nun standen wir da vor dem toten Erich, daß uns das Herz vor Jammer hätte brechen mögen. Auch der Björge starrte entsetzt auf ihn nieder. Sein Gesicht war wie das einer Leiche. Ihn sah niemand an, daß er mit Überlegung den Erich in den Weg des Bären stellte, ihm wohl gar ein falsches Wertmal für seinen Schuß zeigte und endlich vor seinem eigenen ersten Schuß das Zündhütchen von dem Schloß streifte. Und doch kann's



Ebenso schnell war aber auch der verwundete Bär mit wildem Schnauben aus seinem Versteck hervorgebrochen und gerade auf den armen Erich eingestürzt.

nicht anders gewesen sein. Ich habe so meine eigenen Gedanken darüber. Der Verlust seines Schatzes hatte ihn rachsüchtig, wahrwitzig gemacht, daß er selber den von ihm ausgesprochenen Fluch in Erfüllung brachte. So fiel mir auch später ein, daß er den Toten mit keinem Finger berührte, sondern sich sofort auf den Weg begab, Hilfe herbeizuschaffen und den Klaus und die Gerda auf den Schrecken vorzubereiten. Und vorbereitet hatte er alle, aber in 'ner Art, die meinen Verdacht verschärfte. Leute hatte er uns entgegen geschickt und 'nen Jungen beauftragt, 'nen Fettel zu dem alten Klaus zu tragen, und auf demselben stand geschrieben — ich las ihn nämlich selber: „Der Fluch hat sich erfüllt.“ Dann war er verschwunden, und bis heute hörte niemand von ihm. Er wird wohl

wieder in die Fremde gegangen sein. Ich aber möchte nicht zum zweitenmal 'ne Stunde erleben wie diejenige, in welcher wir den toten Erich auf dem Schlitten unter sein Dach fuhren und sein Weib und seine Kinder jammernd über ihn hinstürzten. Kein Wunder, daß die alte Frau sich an dem Schrecken den Tod holte, die Gerda dagegen seitdem einhergeht, wie 'ne lebendige Leiche, die nur noch durch ihre heranwachsenden Töchter über der Erde gehalten wird.“

Hier endigte der mitteilhafte Norge, die Stizze war fertig und so schlugen wir alsbald den Rückweg ein. Einen letzten langen Blick sandte ich nach dem zauberisch beleuchteten Gletscherfelde hinauf, dann schloß sich das Buschwerk hinter uns. Auf dem hinder nisreichen Wege begleitete mich das dumpfe Brausen des wütenden Stromes; aus demselben meinte ich noch immer

die eintönig erzählende Stimme meines Führers herauszuhören.

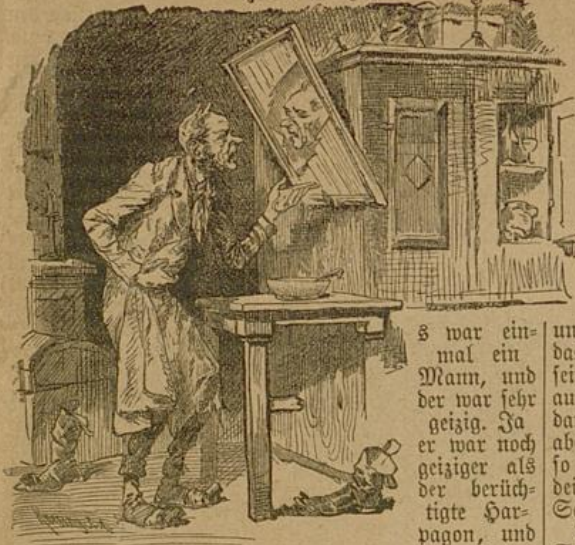
Bald darauf schritt ich wieder an dem Gehöft vorüber. Der alte Klaus befand sich vor der Thür. Er sah mich nicht, ich vermied daher, ihm einen Gruß zuzurufen. Flüchtig betrachtete ich die Bärenhaut. Mein Begleiter entdeckte die Richtung meines Blickes und bemerkte gedämpft: „Das ist die Haut des Burschen, in dessen Armen der Erich seinen Geist aufgab. Die Gerda wird sich noch den Tod d'ran absehen. Dem Björge aber sei Gott gnädig.“

Spruch.

Wer nicht viel tragen kann, viel wohlthun, viel vergeben, Versteht die Weisheit nicht und nicht die Kunst zu leben.

Lataver.

Herr Filz.



s war einmal ein Mann, und der war sehr geizig. Ja er war noch geiziger als der berühmte Harpagon, und da weiß man schon. Er war wie dieser sehr reich, aber für ihn noch lange nicht reich genug, er wollte immer noch mehr haben, wie alle richtigen Geizhälfe thun, zu ihrer und ihrer lachenden Erben Freude. Er hieß „Herr Filz“, und seine Freunde, wenn er welche gehabt hätte, wären im Zweifel gewesen, ob er Filz hieß, weil er filzig war, oder umgekehrt, ob er filzig war, weil er Filz hieß. Er hatte aber keine Freunde, nicht einmal er selber war sein Freund, denn er mißgönnete sich alles.

Über seinem Bette hatte er eine Tafel hängen, auf die beim Erwachen sein erster Blick fallen mußte, und auf dieser stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Hundert Pfennige machen eine Mark!“

Herr Filz hatte deshalb vor den Pfennigen, die einer so glänzenden Zukunft entgegensehen, einen gewaltigen Respekt und zwanzigmal drehte er einen dieser hoffnungsvollen Kupferlinge um, ehe er sich die ungeheure Verschwendung erlaubte, ihn auszugeben.

Eines Tages kam er in sehr guter Laune nach Hause, — nämlich er war auch Krawattenmacher und hatte eben einem unglücklichen Opfer den Hals zugeschnürt, — und in der Freude seines Herzens faßte er den Entschluß, sich einmal etwas zugute zu thun.

Also stellte er sich vor seinen Spiegel, d. h. vor das Bruchstück eines ehemaligen Spiegels, streichelte sich schmeichelnd die dünnen Backen und hielt mit seinem Spiegelbilde ein kleines Zwiegespräch:

„Lieber Alter,“ sagte er, „es ist Mittag, und wenn du nicht verhungern willst, so mußt du etwas essen?“

Das Spiegelbild fand diese Rede sehr vernünftig und nickte.

„Was meinst du, Alter, zu einem Kalbsbraten und Kartoffelsalat? Ah!“ und Herr Filz schnalzte mit der Zunge und verzog grimmend den Mund.

Der Herr Filz im Spiegel schnalzte und grimste ebenfalls vor Vergnügen.

Nachdem aber Herr Filz sich und seinem Doppelgänger die Freude an der Aussicht auf diese lukullische Mahlzeit einige Augenblicke gegönnt hatte, machte er auf einmal ein langes Gesicht und zuckte die Achseln:

„Aber es geht nicht! Es wäre viel zu teuer! Das wäre ja eine Todsfünde!“

Der andere machte ebenfalls ein langes Gesicht, aber nicht ganz so lang, denn der Spiegelscherben war für eine solche Länge zu klein, und zu einem Achselzucken reichte er gar nicht.

„Da fällt mir aber etwas ein,“ fuhr Herr Filz wieder fort: „Du hast ja in deinem Schränkchen noch ein Süppchen, was du schon seit acht Tagen hast stehen lassen, weil du behauptest, es schmecke übel?“

Bei dieser Erinnerung machte aber der andere eine schauerhafte Grimasse und schüttelte sich.

„Sei gescheit! Gewiß überwindest du dich heute und schluckst es, wenn ich verspreche, dir auch nachher das Schlickchen Num zu geben, was ich mir schon seit zwei Jahren für eine besondere festliche Gelegenheit aufgespart habe. Erinnerst du dich? Du hast es damals geklaut, weil du das Leibschneiden hattest; aber nach zweitägigem Fasten ging das Bauchweh auch so vorüber, und der Schnaps war gerettet. Also ist dein Süppchen, Alter, und du sollst auch das gute Schlickchen haben.“

Nach dieser langen Rede drehte Herr Filz seinem Spiegel rasch den Rücken zu, denn er traute dem Gesichte des Herrn Spiegelbild nicht, nahm aus dem Schränkchen eine Schüssel und die Numflasche, stellte beide auf den vierbeinigen Tisch, der aber nur dreibeinig war, weil Herr Filz ihm ein Bein bereits zur Osenfeuerung amputiert hatte, und machte sich mit einem gelinden Schauer an die Arbeit. Aber ein Blick auf die Numflasche gab ihm Mut, und mit Todesverachtung schluckte er das übelaussehende und übelriechende Gemisch, das er mit dem Namen Suppe beehrt hatte, hinunter.

Als er fertig war, wischte er sich, in Ermangelung eines Tellerluches, mit dem Rockärmel den Mund, atmete tief auf, und nun kam der Lohn für seine Heldenthat, die Numflasche. Er ergriff sie, reinigte sie zärtlich von dem jahrelangen Staub, zog den Stöpsel, und roch daran. „Ah!“ seufzte er, schnalzte mit der Zunge und — stellte die Flasche wieder in den Schrant.

Dann trat Herr Filz wieder vor den Spiegel, grinst sein Spiegelbild boshaft an und sagte: „J, Alter, da hast du dich aber mal dran gefriegt. Na, schneid' mir keine solche Grimasse, das Schlickchen sollst du ein andermal haben.“

Wein und Wasser.

Man großt dem Wasser oft, weil's unterwaschen
Manch altes Haus in mancher stürm'schen Nacht.
Glaubt mir, der Wein in seinen engen Flaschen
Hat auch manch altes Haus zum Fall gebracht.

Bibliisches Spiel.

Ameier: „Spielt meine Tochter nicht ausgezeichnet Klavier? Was?“

Bemeier: „Ausgezeichnet. Und ganz nach der Bibel!“

Ameier: „Wie so? Warum nach der Bibel?“

Bemeier: „Wie's die Bibel vorschreibt: die Linke weiß nicht, was die Rechte thut.“



Orden.

Der Hinkende weiß es wohl, und unter andern Unrecht, das man ihm anthut, ist auch das: Er habe nicht den gehörigen Respekt vor einem besternten und bekreuzten Menschen, und er mache überhaupt die Orden und das Ordenswesen lächerlich.

Es ist nun allerdings richtig, mancher Ritter, in dessen linkem Knopfloch einer glänzt, hat seiner Zeit und solange sein schwarzer Frack diese Zier entbehrete, mitleidig lächelnd die Achseln gezuckt, wenn wieder ein neuer Ordensschub im Regierungsblatte erschien. Von dem Augenblicke aber, da ihm selbst ein Vogel ins Knopfloch flog, war er empört über jeden Unbesternten, der einen Adler oder einen Löwen nicht mit staunender Bewunderung betrachtete.

Zu diesen gewöhrt nun der Hinkende gewiß und wahrhaftig nicht, — er hat zwar auch keinen, oder noch keinen, denn: wer weiß, was im Schoße der Zukunft ruht, aber nichts ist ihm ferner als der Reiz.

Wenn er einem Mann begegnet, dessen Brust das eiserne Kreuz zielt, und der in Verteidigung seines Vaterlandes brav gekämpft und sein Blut vergossen hat, da denkt der Hinkende so für sich: „Das Kreuzlein sitzt doch einmal am richtigen Platze“, und in Ehrerbietung zieht er seinen Hut. Wenn aber der Träger des Kreuzleins im Franzosentriege, außer seinem Zahnpulver, kein anderes Pulver gerochen hat, — und auch solche Ritter soll es geben — dann ist allerdings seine Hochachtung minder groß, und er behält seinen Hut auf dem Kopfe.

Wenn ein Mann, der sich um den Staat, um das Vaterland, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht, oder in seinem bescheidenen bürgerlichen Wirkungskreise ausgezeichnet hat, wenn ein solcher Mann ein farbiges Bändchen im Knopfloch trägt — dem möchte der Hinkende die Hand drücken und ihn beglückwünschen, daß seine Braubheit auch diese Anerkennung gefunden hat. Respekt vor einem solchen Manne und Respekt vor solch einem Orden, der auf solcher Brust sich selber adelt. Vor einem Manne aber, der die Trinkgelder, die er erhält, auf der Brust trägt, anstatt in der Hosentasche — denn die schönen Zeiten der goldenen Dosen und Brillantringe sind leider im Verschwinden und machen den Orden Platz — vor solch einem Manne, oder vielmehr vor seinem Orden hat der Hinkende nicht mehr Respekt, als vor den Schellen eines Schlittenpferdes. Der Mann kann ja deshalb doch ein ganz

respektabler Mann sein und soviel unverdientes Kreuz mit Würde tragen.

Leider ist es sehr schwierig die Verdienstorden von den Trinkgeldorden zu unterscheiden, sie gleichen sich wie ein Ei dem andern, der eine ist so glänzend wie der andere, und unvermeidlich ist es, daß man einen Trinkgeldritter für einen Ordensritter ansieht, oder umgekehrt. Es wäre deshalb, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden, sehr angenehm, wenn die Verdienstorden links, auf der Herzseite, und die Trinkgeldorden rechts, auf der Leberseite, oder mitten auf dem Magen, getragen werden müßten.

Und nun, und um zu beweisen, daß der Hinkende einem Ordenswesen, das den Zweck hat, wirkliches Verdienst zu ehren, durchaus nicht feind ist, will er jetzt selbst einen Orden stiften.

„Was? Der Hinkende einen Orden stiften?! Unverschämmt genug wäre er dazu. Diesen Spaß wird ihm aber die Polizei verderben.“

Nur nicht so hitzig, und ihr brauchet deshalb die Polizei nicht in Atem zu setzen. Nämlich der Orden, den er stiften will, ist ein sehr unscheinbares Ding, und das Kreuzlein, — man kann es nicht im Knopfloch tragen, besteht nur aus — Druderschwärze.

Der Orden sieht so aus: * und wird vom Hinkenden als ein Zeichen seiner Freundschaft, seiner Hochachtung und seiner Dankbarkeit denjenigen seiner Freunde verliehen, die sich durch Unterstützung seiner Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes und des deutschen Volkes, für Freiheit, Aufklärung, Fortschritt und Bildung, und für die Reinhaltung unserer schönen deutschen Sprache ein besonderes Verdienst erworben haben.

Der Hinkende hofft, die Polizei hat nichts dagegen.

Wenn also in Zukunft der geneigte Leser den Kalender liest, und findet neben einem Namen ein gedrucktes Sternlein, so weiß er, was das kleine Sternlein für eine Bedeutung hat.

Verbesserte Milchgefäße.

Na, werden die Frauen sagen, jetzt steckt der Hinkende seine Nase auch noch in die Milchammer. Und warum denn nicht? Und wär's auch nur, um euch zu zanken, denn ihr wisset alle recht gut, daß wenn man die Milch anstatt in den gewöhnlichen hohen Milchhäfen in ganz flachen und niedern Gefäßen aufbewahrt, man weit mehr Rahm und Butter erhält, und das thut ihr nicht, denn sonst würde man diese abscheulichen hohen Häfen, die sogar das Auge einer auch nur halbwegs „hilfvollen“ Köchin beleidigen, nicht Milchhäfen heißen.

In Nassau hat ein gelehrter Topfmaacher genaue Versuche gemacht und hat gefunden, daß Milch in ganz flachen, gut verzimten eisernen oder blechernen Gefäßen $\frac{3}{4}$ Lot oder ca. 12 gr Butter auf die Maß mehr giebt als wenn die Milch in den gewöhnlichen Häfen aufbewahrt wird.

Das macht auf 20 Maß Milch beinahe $\frac{1}{2}$ Pfd. Butter mehr und das ist viel.

Ich hoffe, ihr werdet's euch merken, ihr Frauen, denn es macht im Jahre manches Pfund Butter aus, und werdet dem Kalendermacher vergeihen, daß er seine Nase auch in die Milchammer gesteckt hat.

Der Monatskalender der Liebe.



Im Eis begräbt die Welt der Januar:
Da sitzt es klüßlich sich beim Feuer;
Bestrahlt von einer Ampel goldenklar,
Studier' ich — Liebesabenteuer.



Und Liebesabenteuer wirklich bringt
Der Februar mit Maskenscherzen;
Da trat zu mir ein Amor leichtbeschwingt,
Der grub sich ein in meinem Herzen.



Wer dieser Amor war, das forsch' ich aus
Im März Ein Sträußlein duft'ger Veilchen
Sand' ihr der „treugesinnte Freund“ ins Haus.
Sie denkt sich, „dacht' ich, wohl ihr Leilichen.



Als nun April uns brachte Frühlingshauch
Und süßer Nachtigallen Schlägen,
Da rief mein Herz in Sehnsucht: „Wird nicht auch
Der „Lenz der Liebe“ bald mit tagen?“



Ein Blütenpender ging von Ort zu Ort
Der Mai; die Wiesenbrülllein sprangen;
Da sprang mir aus dem Herzen auch ein Wort:
Sie — hauchte ja' in süßem Bangen.



Drauf kam der Juni Rosen in dem Haar,
Mit Kirschchen in der Hand gegangen.
Der Kirschchen und der Rosen nahm ich wahr:
Ich stahl sie ihr von Mund und Bangen.



Es naht der heiße Juli, Grauvoll rollt
Der Donner in dem Himmelsaale.
Ach! auch der Vater der Geistesgenossen
Und gießt auf uns des Hornes Schale.



O wonnenvolle Nächte des August!
O wunderbarer Glanz der Sterne!
Doch nicht für mich, der — gramersfüllt die Brust —
Nach ihrem Fenster schaut von ferne.



Bugabgel seh' ich im September dort
Am Himmel steh'n in langen Zeilen.
Ich selbst soll steh'n — so will er — diesen Ort
Und freudlos in der Fremde weilen.



Ein reicher Herbst tritt im Oktober ein:
Das schafft dem Alten bessere Laune.
Im Moste schmeckt er schon den edlen Wein
Und — grüßt mich von dem Gartenzaune!



Sie winkt. „Du darfst!“ November ist die Zeit,
Wo Räger in den Busch sich schlagen.
„Du lieber Weidmann, halte dich bereit,
Dein Hirschlein endlich zu erjagen.“



Welch Glück erblüht uns nun auf immerdar
Aus dieses alten Manns Befehdung!
Dezember, aller schönster Mond im Jahr,
Ich danke für die Christbeherung!
Karl August Mayer in Karlsruhe.

An Einem genug!



Es ist allgemein bekannt, daß die Schneider Sitzköpfe sind. Es ist aber auch kein Wunder: den ganzen Tag schneiden und stechen, und dabei auf der Hölle sitzen, das steigt in den Kopf und erzeugt kühne Gedanken. Wenn Derfflinger kein Schneidergeselle gewesen wäre, er hätte es gewiß nicht bis zum Feldmarschall gebracht. Darum, wenn irgendwo irgend etwas los ist, ein Krawall, ein Auflauf oder

gar etwas Revolutionäres, — Schneider sind ganz sicher dabei.

Und nun erst das Jahr 1848! Das war wie für den Schneider gemacht, und der Herr Schneidermeister Grüner war überzeugt, daß ohne ihn eine „Morgenröte der Freiheit“ gar nicht möglich sei. Was diese Morgenröte bedeute, war ihm eigentlich nicht recht klar, auch war er keineswegs ein sehr gefährlicher Mensch, und nach seiner Meinung wäre eine Republik mit dem Herzog an der Spitze eine ganz schöne Sache gewesen, und Pressefreiheit mit Censur würde sich auch hübsch ausgenommen haben. Eines aber war ihm vollkommen klar, in einer so glorreichen Zeit konnte er als Schneider und Patriot nicht zu Hause bleiben; darum schloß er seine Bude zu, rannte zu allen Volksversammlungen, machte alle Festessen und Bankette mit, trafehlt in den Bierhäusern, trank auf die Freiheit ungezählte Schoppen Bier, und wenn er sich so recht in den Patriotismus hineingetränkt hatte, schrie er aus Herzenslust mit den andern: Freiheit und Gleichheit! Wir brauchen keinen Herzog mehr!!

Das war nun im Jahr 48 gerade keine große Heldenthat — ein wahrer Spaß. Aber nach dem Jahr 48 kam das Jahr 49 mit den Preußen, und durch die Preußen kam strenge Ordnung und mit den Spaßvögeln von 48 wurde kurzer Prozeß gemacht.

Unter den Freiheitshelden des Jahres 48 gab es auch vorsichtige Leute, die sich Notizen machten für alle Fälle, und dann, nach dem feierlichen Einzug der Reaktion nach Herzenslust „denunzierten“, um sich ein cotes Röcklein zu verdienen oder einen Orden. Das Jahr 49 war ein Erntefeld für die Denunzianten und so brachten auch ein paar gute Freunde den Schneidermeister Grüner ins schwarze Buch.

Eines Vormittags, der Meister saß gerade auf der Hölle und nähte eifrig an dem goldgestickten reaktionären Rod eines neugebackenen Geheimen-Rates, kamen die Gendarmen und nahmen ihn am Kragen.

„Warum? Was habe ich verbrochen?“ jammerte der Schneider.

„Majestätsbeleidigung! Auf Befehl des Herrn Staatsanwalts von Schnauzer! Marsch!“ herrschte der Kommandierende.

„Zum Herrn von Schnauzer?“ dachte Herr Grüner, „da hat es keine Gefahr. Hat er nicht anno 48 Brüderschaft mit mir getrunken im „Silbernen Anker“ bei der großen Volksversammlung? Damals war er noch Praktikant, und nannte sich nur Bürger Schnauzer, kurzweg.“

Aber der Staatsanwalt, Herr von Schnauzer, schien sich keines Schmollisbruders nicht mehr zu erinnern. „Guer Name!“ fuhr er den Schneider barsch an.

„Eh, Schnauzer, Bruderherz, kennst mich nicht mehr?“ sagte Herr Grüner freundlich und streckte die Hand aus. „Weißt du noch, im „Silbernen Anker“ anno 48?“

„Ist der Kerl ein Narr?!“ schnauzte der Beamte „Hinaus mit ihm in Untersuchungshaft!“

„Aber Schnauzer! Ich bin ja der Grüner, dein Freund Grüner!“ sagte der arme Schneider ganz verblüfft über diesen unfreundlichen Empfang.

„Wo du damals die famose Rede gehalten hast, von der Morgenröte, der Frei . . .“

Aber bis zur Freiheit kam er nicht.

„Hinaus mit ihm!“ brüllte Herr von Schnauzer, „und hier,“ damit warf er ihm ein Schriftstück vor die Füße — „stellt ihm die Klageschrift zu, und heute nachmittag 3 Uhr vor den Untersuchungsrichter! Marsch!“

Auf seiner Britsche hatte Herr Grüner Gelegenheit, sich die Zeit mit dem angenehmen Studium der Klageschrift zu vertreiben. Er war eines Majestätsverbrechens angeklagt, indem er anno 48 wiederholt gerufen habe: „Wir wollen keinen Herzog mehr!“ Sein Freund, der Herr Staatsanwalt von Schnauzer hatte 10 Jahre Zuchthaus beantragt. Zwei Monate früher hätte Herr von Schnauzer auf „Erschießen“ angetragen.

Stundenlang maß Herr Grüner seine Gefängniszelle mit langen Schritten und zermartete sein Gehirn, wie er aus dieser gefährlichen Klemme herauskommen könne.

„Zehn Jahre Zuchthaus! Der Schnauzer, der Schuft! War einer von den ärgsten, und nun treibt er's so!“ Und wie der arme Schneider hoffnungslos an die Decke starrte, ob ihm nicht ein rettender Gedanke von oben komme — da bemerkte er ein Spinnwebgewebe, in dessen Mitte eine große Kreuzspinnweb hatte sich in den Maschen gefangen und zappelte um ihr Leben. „Gerade wie ich,“ seufzte Herr Grüner. „Sei du mein Wahrzeichen. Wenn die Kreuzspinnweb Schnauzer die Mücke-Grüner frisst, so bin ich auch gefressen, und wenn . . .“

In diesem Augenblicke befreite sich die Mücke und flog triumphierend davon, und die Kreuzspinnweb zog sich in ihr Versteck zurück und machte ein dummes Gesicht. Herr Grüner lachte, denn in diesem Augenblick war ihm auch der rettende Gedanke gekommen.

Vor den Untersuchungsrichter geführt, trat er mit der Sicherheit auf, die uns ein gutes Gewissen verleiht, sodasß der Herr Landrichter, der erwartet hatte, einen zerkürrichten Sünder vor sich zu sehen, ihn etwas verblüfft anschaute. Der Herr Landrichter war ein alter Herr von wohlwollender Gesinnung, dem man nachrühmte, daß es ihm eine größere Freude mache, freisprechen zu können als verurteilen zu müssen, und der deshalb damals bei der Selbstherrlicherin Reaktion nicht gut angeschrieben war.

„Aber Herr Grüner,“ sagte der Beamte, „was machen Sie für Streiche, Sie, sonst ein so ruhiger, geachteter Bürger. Wir brauchen keinen Herzog mehr“ zu schreien! Wissen Sie, daß das ein schweres und schwer zu bestrafendes Verbrechen ist? Was haben Sie dagegen zu sagen? Soll ich Ihnen die Zeugen vorführen lassen? Lauter Bekannte von Ihnen!“

„Nein, ich danke, Herr Landrichter,“ erwiderte Herr Grüner, „ich will die Schufte nicht sehen; zudem, ich leugne gar nicht.“

„Also doch, Sie gestehen also?!“

„Ja, Herr Landrichter. Aber die Zeugen haben doch falsches Zeugnis gegeben.“

„Wie so?“

„Ja, ein falsches Zeugnis,“ sagte Herr Grüner mit erhobener Stimme; „denn ich habe nicht gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr! sondern ich habe gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr; und das rufe ich heute noch. Brauchen Sie mehr als einen, Herr Landrichter? Ich nicht, ich habe an einem genug. Unser Herzog, ein so braver, ein so gnädiger Herr!“

Der Herr Landrichter mußte unwillkürlich lächeln, und lächelnd drohte er mit dem Finger:

„Meister Grüner, diesmal will ich Ihrem Mehr mehr glauben, als dem Keinen Ihrer sog. Freunde, weil Sie auch sonst ein braver, unbescholtener Mann sind. Aber Meister, lassen Sie es sich zur Warnung dienen! Sie können gehen, Sie sind frei.“

Herr Grüner legte die Hand auf's Herz: „Herr Landrichter, — na, ich will weiter nichts sagen, als danken. Aber, das nächste Mal, wenn wieder was los ist, halt' ich mein Maul.“

gäste sahen gar nicht aus, als ob sie mich bedauerten. Nachdem der verwünschte Geschichtenerzähler gegangen war, blieb ich allein auf dem Perron neben dem Mann mit der roten Mütze, d. h. neben dem Expeditor der kleinen Station, welcher mir den Trost gab, daß dergleichen alten Herren öfter widerfahre. Zugleich riet er mir, bis zum nächsten Zug, der einige Stunden später abging, zu warten, sofort aber die Freunde in Freiburg von der ärgerlichen Verzögerung telegraphisch in Kenntniß zu setzen. „Sie finden,“ setzte er hinzu, „bei dem Wirt der Station ein ganz gutes Nachtessen. Einstweilen lade ich Sie ein, in mein Gärtchen zu treten, wo ich Ihnen, soweit es meine Zeit erlaubt, Gesellschaft leisten werde.“

Sämtliche Vorschläge des überaus artigen Mannes, dessen militärische Haltung den ehemaligen Soldaten,



Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Händchen, als die Lokomotive einen Pfiff that.

den Preußen verriet, erschienen mir durchaus zweckmäßig, und da der Mann zugleich Telegraphist war, ertönte alsbald die Fernschreibmaschine unter feinen Fingern, indem sie mit ihrem Tictac die Kunde meiner Verspätung nach Freiburg trug.

Das Gärtchen des Eisenbahnvorstandes gefiel mir höchlich. Es war gerade die Rosenzeit, und ich mußte denken, was ich oft denke, wenn ich Sommers durch ein Dorf komme, nämlich daß es der Himmel wohl gefügt, indem er die schönste aller Blumen ebenfodt dem Armen wie dem Reichen gegönnt hat. Die Rajenstee und Beete des Gärtchens waren mit schlanken, sorgfältig an Stützen aufgebundenen Stämmchen bepflanzt, auf denen die mannigfaltigsten Rosen wie Kerzen auf Leuchterträgern prangten. Hier sah man helle Centifolien und dunkle, auch Purpurrosen genannt, ferner Moosrosen und Edelrosen der verschiedensten Arten. Ein Kunstgärtner konnte kaum eine größere Auswahl haben. Die Nebenlaube, in die ich mich setzte, war mit blaßroten Kletterröschen durchstickt und auch das Stationsgebäude herrlich damit tapeziert. Vor der Laube fiel ein kleiner Springbrunnen plätschernd in ein Becken nieder, worin Goldfischchen schwammen, und während ich ihrem Spiel zusah, flatterte ein Finkenpärchen zutraulich heran, um von den Wasserperlen zu naschen.

„Wie schön ist es bei Ihnen!“ rief ich dem Stationsmeister entgegen, als er kam, um sich zu mir zu setzen, und welcher Wohlgeruch erfüllt die Luft! Es ist wahrhaft berauschend. Man glaubt in einem perfischen Garten zu sein, wo die Rose ihre Heimat hat.“

„Das hat mir ein wirklicher Perfer gesagt, der hier

Die Bettelpreußen.

In einem schönen Sommertage des vergangenen Jahres bestieg ich in Karlsruhe die Eisenbahn, um eine befreundete Familie in Freiburg zu besuchen. Da ich dort zu Abend erwartet wurde, war es mir gar nicht angenehm, auf einer Zwischenstation hängen zu bleiben. Ich hatte meinen Wagen verlassen, um eine Erfrischung zu nehmen, und mich mit einem Bekannten, den ich in der Wirtschaft traf, verplaudert — wie es mir schon öfter widerfahren ist. Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Händchen, als die Lokomotive einen Pfiff that, der mir wahrhaft in die Glieder fuhr; denn nun dampfte der Zug mit boshaftem Eifer ohne mich von dannen, und die Fah-

durchreißte, und ich bin nicht wenig stolz darauf. Sie müssen wissen, Herr — hier nannte er mich bei meinem Titel und meinem Namen — „daß ich als junger Bursche die Gärtnerei gelernt habe.“

„Wie, Sie kennen mich?“
„Jawohl, Herr —! Und wenn Sie mir recht fest in's Auge sehen, werd' ich Ihnen auch nicht fremd sein.“

Ein Unteroffizier bei den Dragonern, den ich vor elf Jahren wiederholt in Karlsruhe vor- und manchmal sogar in meinem Hause gesehen habe, steigt auf einmal in meinem Gedächtnis auf. Freilich, der Vollbart statt des bloßen Schnurrbart's und Ihr jetziger Dienstanzug statt der blauen Dragoneruniform geben ein anderes Ansehen.“

Der Expeditor nahm seine Mütze ab und lachte.

„Ah! jetzt erkenne ich Sie, Herr Höpken. Da ist ja die Schmarve auf der Stirn, die Sie sich bei Velfort geholt haben, und das eiserne Kreuz stimmt auch. Sie hatten damals eine Bekanntschaft mit einer hübschen Müllers-tochter, die in meinen Diensten stand.“ — „Mit Marie, freilich, und Sie erlaubten mir, abends ein Stündchen vor der Thür mit ihr zu schwätzen, weil Sie sahen, daß ich's ehrlich mit ihr meinte. Ich wurde dann nach Mann-beim versetzt, und Marie nahm dort einen Dienst, um bei ihrem Dragoner zu bleiben. Nachdem ich dann zum Wachtmeister aufgerückt war, erhielt ich eine Civilver-sorgung und wurde, weil ich gut mit der Feder umzugehen wußte, bei der Eisenbahn ange-stellt.“

„Und Marie?“

„Ist meine brave Frau, die Mutter von drei festen Jungen; denn bei uns giebt es nur Buben. He, Frau!“

Er klatschte in die Hand, und Marie trat, ein Pracht-exemplar von einem kleinen Höpken auf dem Arm, aus der Thür, und reichte mir als ihrem alten Dienst-herrn die Hand. Zwei andere pausbäckige Jungen balgten sich auf dem Platz vor dem Stationshause.

„Nun,“ sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere! Wenn ich auf ihr fröhliches Gesicht, auf ihren wackern Mann und auf ihre strammen Buben schaue, weiß ich, daß sie glücklich ist.“

„Ja,“ sagte sie, mit dem heitersten Gesichtsausdruck, „das muß wahr sein; aber ehe wir soweit kamen, daß wir uns kriegten, ging es hart her. Zwar die Mutter war uns gut und redete unserer Heirat immer das Wort; aber der Vater wollte absolut nicht, und

die Brüder waren sehr wüßig gegen mich und sagten: „Wir wollen nicht und wir leiden's nicht, daß du den Bettelpreußen heiratest.“ Es hat mich manche Thräne gefosset.“

„Bettelpreuße!“ rief ich verwundert. „Der Herr Unteroffizier hat doch immer sehr stattlich ausgesehen. Warum in aller Welt Bettelpreuße?“

„Das ist der Schimpfname, den sie hier zu Lande den Preußen geben,“ sagte Marie. Eine Blutwelle der Entrüstung war ihr auf die Stirne getreten. „Sie meinen etwas Besseres zu sein, die Narren.“

Der dicke Junge auf ihrem Arm, den sie offenbar selbst stillte, fing an begehrlieh zu werden, und sie ging in das Haus zurück. Der Expeditor aber nahm den Faden ihrer Rede auf und sagte: „Ja, ja, so ist es. Wir Preußen sind in



„Nun,“ sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere!“

Süddeutschland nicht beliebt. Glauben Sie mir: man gönnt mir die Stelle, die ich hier bei der Eisenbahn habe, nicht und sagt: es sei nicht in der Ordnung, Fremde anzustellen, da man Einheimische genug habe.“

„Kein Deutscher,“ sagte ich, „sollte einen Landsmann einen Fremden nennen. Ein Mann, der sich, wie Sie, für Deutschland geschlagen und das Völkerthor bei Velfort mit verteidigt hat, verdient vielmehr als unser bester Freund angesehen zu werden. Vor dem Kreuz auf ihrer Brust sollte jeder böse Mund verstummen. Es stolziert freilich mancher große Herr mit dem Kreuz umher, dessen Verdienste nicht sehr erheblich sind; doch wenn es ein Kriegsmann von niederm Rang trägt, dann kann man darauf rechnen, daß es verdient ist. Aber sagen Sie mir, lieber Herr Höpken, ist der Ausdruck Bettelpreuße hier zu Lande wirklich

allgemein? Ich bin zwar selbst ein Süddeutscher, komme aber wenig unter die Leute, am wenigsten in die Kreise, wo man diesen Spitznamen zu hören bekommt.“

„Freilich ist es so. Hinter unserm Rücken werden wir so benannt; denn in's Gesicht hinein läßt man sich dergleichen doch nicht sagen.“

Nach der Ausrufung Ihrer Frau muß ich schließen, daß die Brüder Ihre Ehe zu hintertreiben suchten.“
„Ja, sie warfen uns Steine in den Weg, soviel sie konnten, und küßten meinen Schwiegervater, den Müller, einen gutmütigen, aber schwachen Mann, auf, mir feind zu sein. Nur meine Schwiegermutter, die auf Mariens Bitte eigens nach Karlsruhe gekommen war, um sich den Freier von oben bis unten zu beschauen und Nachricht bei den Herren Offizieren über ihn einzuziehen, stand mir kräftig bei.“

„Wenn ich nicht irre, habe ich Mariens Brüder wiederholt in meinem Hause gesehen, wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen. Es waren stattliche junge Leute, die sich in ihrer Grenadieruniform ganz gut ausnahmen.“

„Ja, sie dienten als Zwillinge in demselben Jahr bei der Infanterie in Karlsruhe. Und wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen, so geschah es meist, um ihr von ihrem Lohn, den sie sparsam zurücklegte, etwas abzubetteln.“

„Und diese Bettler nannten Sie einen Bettelpreußen!“

„Ja, so geht es oft. Der eine hat den Schimpf, ohne daß er etwas Schimpfliches thut, und der andere thut das Schimpfliche und geht mit Ehren durch die Welt.“

„Müller pflegen doch wohlhabend zu sein. Waren denn diese Burische so knapp gestellt, daß sie es wagen durften, ihre Schwester zu brandschlagen und ihr unverschämterweise den sauerverdienten Lohn abzufordern?“

„Knapp gestellt? Gott bewahre! Denn außer ihrer Pöhnung und außer dem Geld, das sie sich durch den Verkauf ihres Kommissbrotens machten, erhielten sie jeder ein Taschengeld von zehn Mark monatlich.

Dazu kam noch die Naturalsteuer von Haus: die Schinken, die Würste, die Kuchen. Aber da mußte jeden Abend im Bierhaus gezecht, da mußte eine Cigarre nach der andern geschmaucht, da mußte auf Kosten der Schwester der Flotte gespielt werden. Ich habe seit meiner Soldatenzeit von Haus aus nie einen roten Heller gesehen. So lernte ich meine Sache zusammenhalten und bin immer mit Wenigem besser angekommen, als die Herren Schwäger mit Vielem. Dafür mußte ich aber der Bettelpreuße, d. h. der sparsame Preuße sein. Später, als ich



„Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren.“

Marie kennen lernte, gab es freilich neue Ausgaben für mich. Ich machte ihr Geschenke, führte sie zum Tanz, zahlte ihr eine Fahrt auf der neuen Dampfbahn nach Durlach, und was dergleichen mehr war. Da mein Unteroffiziersgehalt dazu nicht ausreichte, fing ich an, den Herren Offizieren rohe Pferde zuzureiten. Da fiel denn mancher Thaler in meine Kasse, den ich teils auf Marie wendete, teils zurücklegte, um ein Kapitälchen mit in die Ehe zu bringen. Aber gerade weil ich nicht liebedürftig war, wie sie, mußte ich der Bettelpreuße sein.

Anno 74, als im Dorfe, zu dem die Mühle meines Schwiegervaters gehört, Kirchweih gehalten wurde, nahmen die Brüder Urlaub, um dahinzugehen. Auch wir, Marie und ich, machten uns auf ein paar Tage frei und nahmen die Eisenbahn, die eine Meile hinter dem Dorfe vorbeigeht; denn die alten Müllersleute sahen uns halbwegs als Brautleute an: soweit hatten Mutter und Tochter den Alten gebracht. Wenn ich ihm gefiele, so war ausgemacht, sollte auf der Kirchweih Handsreich gehalten werden. Wir kamen also alle vier, je zwei und zwei, in besonderer Wagenabteilung auf die

Station und gingen von da, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, zur Mühle.

In dem Dorfe verschworen sich die Brüder gegen mich: der Bettelpreuße sollte Marien auf alle Weise verleiden werden. Sie hetzten die Bauerjungen, ihre Kameraden, gegen mich auf; ich wurde auf der Gasse und aus den Fenstern verhöhnt. Man machte einfältige Witze über meine Sprache, die doch sehr viel besser war als die ihre; sie riefen mir allerlei Spottnamen, wenn sie längst an mir vorüber waren, nach; natürlich bekam ich auch den Bettelpreußen wiederholt zu hören. Wenn ich im Wirtshause weniger trank als sie, hieß es: Die Preußen haben nur Durst für zwei Schoppen; es langt nicht zu einem dritten. Natürlich nahm ich auch kein Blatt vor den Mund; aber was vermag einer gegen so viele? Auf der Kirchweih wurden die Mädchen angestiftet, mir den Tanz zu versagen. Nun, ich hielt mich an Marie, die doch die Schönste von allen war; aber dafür wurde nun diese von ihren Freundinnen schel angesehen und ausgezogen. Auch der Kaplan wünschte sich hinein, denn er wollte die Ehe mit dem Keiser hintertreiben. Aber die resolute dicke Müllerin erklärte ihm

rund und nett: das seien Familiensachen, die ihn nichts angingen, und der Müller, den die Einmischung des schwarzen Herrn ebenfalls ärgerte, stimmte mit ein.

Zuletzt wurde im Rat der jungen Burische beschlossen, mich in der Nacht des zweiten Kirchweihtages tüchtig durchzuwalten. Mariens Brüder waren natürlich die Anstifter, aber sie hüteten sich wohl, Hand an mich zu legen. Soldaten, die sich an einem Unteroffizier vergreifen

das konnte sehr ekelig werden. Durch ein Freibier, das sie ganz öffentlich im Wirtshaus ga-

ben, und das der Alte hinterher zu seinem großen Arger bezahlen mußte, setzten sie ihre Kameraden in kriegerische Stimmung. Jeder im Dorfe mußte das, außer die Müllersleute, Marie und ich. Also wie ich in der Nacht vom Tanz, mit meiner Geliebten am Arm, nach Hause ging, überfielen sie mich, fünf oder sechs, in einer engen, dunklen Gasse mit Stöcken und diden Knütteln. Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren. Zuletzt suchte ein kleiner Kerl sein Messer, unterließ mich und stieß es mir bis ans Heft ins Bein. Ich fiel nieder und wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte Marie mir nicht Beistand geschafft; denn jetzt kam auf ihren Ruf der alte Vater mit den Mülhknächten. Wie die Burische die Marie mit der Paterne sahen, machten sie sich aus dem Staube. Einige von ihnen gingen in den nächsten Tagen mit großen Pflastern herum; es war eine gute Zeit für den Feldscher. Zum Glück waren die Denzzeichen, die sie von mir erhalten hatten, nicht tief durch ihre dicken Kappen, Haare und Wämser gegangen. Wäre die Sache vor Gericht gekommen, man

hätte die Strolche auf Monate eingesperrt; aber der ganze Handel wurde vertuscht, und ich selber mochte nicht auf Bestrafung dringen und die Brüder meiner Geliebten unglücklich machen. Zum Dank gab der Alte seine Zustimmung zu unserer Verlobung, und die Brüder, denen gar nicht wohl bei der Sache war, fingen auf einmal an, sanftere Saiten aufzuziehen.

Gut drei Wochen lang lag ich bei dem Müller darnieder und war auf einige Zeit in Gefahr, lahm zu werden. Was mir den Schmerz versüßte und die schwere Sorge verminderte, war die liebevolle Pflege meiner Marie, die um meinwillen ihren Dienst in Mannheim im Stiche ließ, und das Gefühl, daß ich anfang, als ein Sohn des Hauses betrachtet zu werden; ja, der Müller ließ sich herbei zu äußern: Wollte Gott, daß mein Philipp — so hieß der erstgeborne der beiden Zwillinge, der einmal die Mühle übernehmen sollte — so brav wie der Unteroffizier wäre! Philipp ist nachmals ein Säufer geworden und berauscht im Mülhleich ertrunken. Das war das jämmerliche Ende des Zehbruders von Karlsruhe. Dagegen ist der Zweitgeborne zum guten umgeschlagen; er führt jetzt die Mühle und ist mir ein rechter Hergensbruder geworden.

Ein halbes Jahr nach meiner Verwundung, nachdem die Ausstener, die gar nicht übel ausfiel, fertig geworden und ich mittlerweile zum Wachtmeister aufgerückt war, hielten wir Hochzeit, und die Bauern stritten sich, wer vornehmer sei, die Frau Bürgermeisterei oder die Frau Wachtmeisterin. Wir wurden — wie das in der Ordnung war — erst evangelisch und dann katholisch getraut, obschon der Kaplan nur sehr ungen in den sauren Apfel biß; aber mit der Mühle wollte er's doch nicht verderben. Das Wort Bettelpreuße wurde in jenem Dorfe nicht mehr gehört, wenigstens nicht in bezug auf mich, und der kleine Burische, der mich auf der Kirchweih gestochen hatte, schoß auf unserer Hochzeit aus einer alten Sattelpistole und ließ ein Vivat nach dem andern erschallen.

Ein stattlicher Herr mit wallendem grauen Vollbart und breitrandigem Hut hielt seit einiger Zeit mit einem schwinden Einspänner bei dem Garten — wie es schien, in Erwartung seines Dieners, den er nach dem benachbarten Dorfe geschickt hatte. Es gefiel mir, daß er während dieser Zeit sich mühte, dem jungen, schönen, glattgesüßterten Grauschimmel vor seinem Wagen die lästigen Mücken abzuwehren, indem er die kleinen Blutjauger mit der Spitze seines Peitschenstieles anstieß. Als der Diener mit einem Paket zurückgekehrt war, trat Herr von Barnewitz — dies war der Name des Graubarts — zu uns in die Laube.

„Guten Abend, Herr Kriegskamerad und Landsmann!“ Mit diesen Worten und kräftigem Handschlag begrüßte er Höpken.

„Guten Abend, Herr Major!“
Der Expeditor stellte uns einander vor. Barnewitz war ein verabschiedeter preussischer Major aus Pommern, der sich in der Gegend angekauft hatte und in günstiger Lage Landwirtschaft und Weinbau mit Erfolg betrieb.

„Ich habe einen Teil Ihres Gesprächs vernommen,“ sagte der Gutsbesitzer. „Ich bin auch“ — setzte er, gegen mich gewendet, lachend hinzu — „einer von den Bettelpreußen, in dessen Lohn an die fünfzig armer Teufel der Gegend als Arbeiter und Tagelöhner stehen, in dessen Keller selbstgezogener Marktgräser lagert, der mit den besten Sorten der Ge-

brüder Blankenhorn wetteifern kann. Eine Probe davon hab' ich Ihnen mitgebracht, lieber Höpken. Se da, Johann, die versiegelte Flasche in der Wagentasche links! Die wollen wir zusammen ausstechen.“

Als die Flasche und Gläser gebracht waren, rief Barnewitz: „Unser erstes Glas gilt, wie sich von selbst versteht, Seiner Majestät dem Heldeugreis und deutschen Kaiser Wilhelm, das zweite dem Andenken der letzten Kriegsjahre, da wir zusammen bei der Fahne standen. Und dieser Herr hier, der, so scheint es, kein Mann vom Leder, wie wir beide, Höpken, sondern von der Feder ist, wird uns die Ehre anthun, mit uns zu trinken.“

Er reichte Cigarren herum und bald klangen die feinen Kelche melodisch zusammen. Wir waren im vollen gemüthlichen Gespräch, als ein Zug aus dem Oberlande angezeigt wurde. Höpken eilte, die Dienstmütze auf dem Kopfe, auf den Perron und kehrte nach erledigtem Geschäfte zu uns in die Laube zurück. Unterdessen hatten wir, der Major und ich, in aller Eile gute Bekanntschaft gemacht.

„Dem Spottnamen Bettelpreuße, über den sich die Herren vorhin unterhalten haben,“ ergriff Barnewitz jetzt das Wort, „bin ich auch wiederholt begegnet. Derselbe hat mir zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß gegeben, die ich hier um so lieber vorlege, da dieser Herr — auf mich deutend — „ein Süddeutscher ohne nationales Vorurtheil ist, wie ich bereits zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Möglicherweise findet sich derselbe veranlaßt, zu dem Verschwinden des eben so häßlichen wie ungerechten Beinamens oder noch besser: zu dem Verschwinden der Gefinnung, aus welcher derselbe hervorgeht, etwas beizutragen.“

„Wenn wir Preußen durch den erwähnten Ausdruck als arme Teufel bezeichnet werden sollen, so sage ich: arm zu sein ist doch wohl keine Schand, und der Süddeutsche, der gewiß ebenso mildthätig als sein Bruder im Norden ist, würde sich ganz gewiß im besondern Falle schämen, einen Menschen wegen unverdienter Armut zu verspotten. Aber sind wir denn wirklich arme Teufel? Preußen ist ein großes, von Rußland bis nach Schwaben ausgestrecktes Land, das reiche und arme Provinzen zählt, gerade wie auch Baden — um Kleines mit Großem zu vergleichen — wohlhabende und arme Gegenden besitzt. Ich erinnere nur an den Oberrhein, der bekanntlich die benachbarten Städte mit Bettlern heim sucht. Das heutige Preußen enthält sehr wohlhabende Provinzen, wie z. B. die Provinz Frankfurt-Rassau mit der herrlichen Stadt am Main, einem der ersten Handelsplätze der Welt, dem Wohnorte Rothschilds, der sich wirklich malen lassen kann — als Bettelpreuße!“

„Aber man hat wohl bei diesem Ausdruck den Kern des alten Preußenlandes, nämlich die Provinzen Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen im Auge. Allerdings ist die Natur dieser Gegenden mit dem lachenden Garten Baden verglichen eine dürftige. Unsere mit mageren Föhren besetzten Sandfelder, vormals des heiligen Reichs Sandbüchse genannt, müssen zurückstehen gegen die herrlichen Schwarzwaldberge, deren Edeltannen als Masten alle Meere der Welt besahren. Aber auch in jenen von der Natur stiefmütterlich bedachten Ländern giebt es reiche Bezirke, und was die Natur versagt, wird an vielen Orten durch Handel, Gewerbfleiß und Schifffahrt wieder gut gemacht. Dazu kommt, daß die Bewohner von natürlich reichen Gegenden leicht in Uppigkeit und Trägheit fallen, während die Bewohner armer Gegenden

gerade in ihrer Armut einen Sporn finden, sich emporzarbeiten, kräftig, tüchtig und auch vermögend zu werden."

"In der Nachbarschaft meiner Heimat," nahm der Expeditor das Wort, "ist eine Gegend, die sich durch die üppigste Fruchtbarkeit auszeichnet. Dort giebt es Landleute in Menge, die es mit unsern Schwarzwälder Großbauern, mit den Pelzmützen im Hanauer-Lande, mit den Tabakskönigen in der Pfalz reichlich aufnehmen können. Nirgends in Deutschland oder in Frankreich hab' ich so schöne Gespanne gesehen wie dort im Oderbruch, und es ist eine wahre Pracht, wenn die Bauern Sonntags mit vier glänzenden Rappen zur Kirche fahren."

"Ja, ja, so ist es!" fuhr Barnewitz fort. "Man hat hier zu Lande wenig Kenntnis von unsern Verhältnissen und schlägt alles über einen Leisten. Man urteilt aus Mißgunst in den Tag hinein. Daß übrigens Deutschland im großen und ganzen ein armes Land im Vergleich mit Frankreich ist, weiß jedermann; warum aber werden gerade die Preußen darum gescholten? Im sechzehnten Jahrhundert, vor dem unseligen dreißigjährigen Kriege, rühmten die Fremden unsern Reichtum. Nachher hat uns jener lange Kampf gegen die römische Knechtschaft auf's äußerste erschöpft, und es mag sein, daß die tausend und aber tausend tiefen Wunden, die wir damals empfangen, um Geistesfreiheit zu erlangen, noch nicht ganz geschlossen sind. Aber was brauchen wir so weit zu gehen, um die Armut Deutschlands zu erklären? Viel näher liegen der minder fruchtbare Boden und die Vielstaaterie, welche der Entwicklung Deutschlands tausend Fesseln anlegte; dazu kommen rasch aufeinander folgend die Kriege der neuern Zeit. Napoleon I. war der große Vampyr, der uns das Blut aussaugte. Ihr Süddeutschen standet freilich damals im Bunde mit ihm; dennoch litt ihr nicht wenig durch Kontributionen und Truppenlieferungen; der deutsche Norden dagegen, der gegen den Tyrannen marschierte, und ganz besonders unser armes Preußen wurde grundfänglich bis auf's Hemd ausgeplündert. Daher auch unsere zornige, haßerfüllte, todesmutige Erhebung im Jahr dreizehn."

"Ja, diese Erhebung," fiel ich ein, "sollte niemand vergessen, der sich deutsch nennt, diese Opferwilligkeit der Männer und Frauen, die den letzten Goldring, ja das Haar von ihrem Haupte auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten. Wenn Preußen sich damals erschöpft hat, so ist es wenigstens mit Ehren arm geworden; wenn ihr damals den Namen Bettelpreußen erwarbt, so habt ihr damit einen Lorbeerkranz auf eure Stirn gedrückt und uns zu ewigem Dank verpflichtet. Als die Niederländer im sechzehnten Jahrhundert das spanische Tyrannen- und Pfaffenjoch sprengten, nannten sie sich selber Bettler (gueux). Vor solchen Bettlern zieht die Geschichte den Hut ab."

"Das ist brav gesprochen, Herr Süddeutscher!" rief der Major und schüttelte mir die Hand. "Es geziemt mir nicht, mit den großen Verdiensten Preußens um Deutschland vor den Herren zu prunken; aber mir scheint, daß die Süddeutschen nicht vergessen sollten, daß wir allein damals Deutschlands Banner aufrecht erhalten haben. Auch im letzten französischen Kriege, so brav sich auch die Süddeutschen gehalten haben, sind wir doch die Stütze gewesen, an die sich das übrige Deutschland anlehnte."

"Ja, ja!" erwiderte ich, "ohne Preußen wäre Deutschland längst ein zerrüttetes, seiner Nationalität beraubtes, an die Nachbarstaaten verteiltes, unglückliches Gebiet.

Unser schönes süddeutsches Land wäre halb französisch, halb österreichisch. Die Jesuiten säßen in unsern Beichtstühlen und führten den kleinen Krieg gegen das Wort Gottes; die Mausfallenhändler wären unsere Landsleute und setzten ihre Nationalität als gleichberechtigt neben die unsere. Norddeutschland wäre, ohne die festgeschlossene Großmacht Preußen, das im Jahr 1870 als ein Wald fester Männer herrlich aufmarchierte, moskowitzisch. Der Nihilismus stünde dort in Blüte, und unter den Linden würden Dynamitbomben geworfen."

Barnewitz lachte. "Der Nihilismus," sagte er, "ist eine Sumpfpflanze, die nur auf einem faulen Boden, wie der russische, gedeihen kann; aber die Sozialdemokraten à la Most sind ja um nichts besser. Ich denke," fuhr er fort, "wir Deutschen haben alle miteinander Ursache, zusammenzuhalten, damit das neugezimmerte Reich, das noch in allen Fugen kracht, festen Stand gewinne. Die Großmacht Deutschland, die im Herzen Europas plötzlich aufgestanden ist, hat der offenkundigen und heimlichen Feinde gar viele. Frankreich, England, Rußland, Österreich schauen mit Eifersucht auf die erste Landmacht Europas, und der Papst, der ehemals das heilige römische Reich bevormundete, nimmt Argerniß an der neuen Kaiserkrone, die von einem Kezerhaupte getragen wird. Seinen Bannstrahl behält er freilich in der Tasche, weil er fast geworden ist; aber er führt einen langlamen, verdeckten Festungskrieg gegen uns, und wenn ihm ein Laufgraben zugeschüttet worden ist, eröffnet er gleich wieder einen andern."

"Ich muß noch einen Punkt hervorheben," sagte ich, "um das Kapitel Bettelpreußen ins Klare zu stellen. Der betreffende Mißname hängt mit einer gewissen Abneigung gegen das Preußenland in Süddeutschland zusammen, und die beiden Herren aus Pommerland dürfen es mir nicht verargen, wenn ich mit voller Offenheit darauf eingehe. Die Deutschen bestehen, wie allbekannt, aus verschiedenen Stämmen, die, wie sehr sie auch im Lauf der Geschichte durcheinander gerüttelt sein mögen, doch noch viel von ihrem besondern Charakter bewahrt haben. Es ist dies auch in andern Ländern so und kann kaum anders sein. So steht in Frankreich z. B. der Provenzale dem Normannen gegenüber, wie in Deutschland der Bayer dem Preußen. Aber weil Frankreich ein schon seit Jahrhunderten politisch geeinigtes Land ist, haben sich die Stammesunterschiede untereinander abgestumpft und machen sich weniger geltend. In Deutschland sind die Völkermassen, obgleich jetzt unter ein Feuer gestellt, noch nicht recht zusammengeschmolzen. Es ist da auch noch der Unterschied der Konfession, der die Schmelzung erschwert — ich sage erschwert, nicht verhindert. Der Protestantismus ist, meiner tiefsten Überzeugung nach, diejenige Form des Christentums, die dem deutschen Wesen und deutschen Geiste, der sich nicht in enge Fesseln schlagen läßt, am meisten entspricht. Wenn man ferner den Preußen vorwirft, sie seien eigentlich Slaven, so ist das eine Behauptung der Unwissenheit oder Böswilligkeit. Kein deutscher Stamm ist heute mehr ungemischt. Wie wir hier in Süddeutschland reichlich römisches Element aufgenommen haben, so in Norddeutschland slavisches; aber der deutsche Bestandteil ist der herrschende geblieben. Freuen wir uns, daß unser edles Volk sich nicht hat romanisieren oder slavisieren lassen; freuen wir uns, daß durch die verschiedenartige Vermischung eine reiche, fruchtbare Mannigfaltigkeit gegeben ist. Es wachsen im deutschen Walde eben allerlei stattliche Bäume;

Eichen, Buchen, Linden — jeder schön für sich und noch schöner in wechselvoller Zusammenstellung. Die Eiche darf nicht zur Buche sagen: Was willst du hier? Du gehörst nicht in den deutschen Wald. Oder umgekehrt die Buche zur Eiche. Wir müssen einträchtig zusammenstehen, einer die Eigentümlichkeiten des andern ertragen lernen — zum Heil des gemeinsamen Vaterlandes, das nur durch Eintracht stark ist. Wenn auch den Süddeutschen, den Badener oder Schwaben z. B., das österreichische Wesen mehr anspricht als das preussische, wenn ihm die Sprache des Wieners gemüthlicher klingt: so möchte doch gewiß keiner von uns unter dem österreichischen Scepter stehen und dem Doppeladler angehören, der zwei Köpfe hat, weil er halb deutsch, halb slavisch ist. Der Preusse, der mit

äußerm Aussehen und einer gewandten Zunge einen Vorzug zu besitzen glauben, der ihnen nicht zukommt. Junge Herren, die noch kein Pulver gerochen haben, und deren einziges Verdienst darin besteht, Soldaten zu drillen, dünken sich, von besserem Holze zu sein als geistig bedeutende, hochverdiente Beamte und Männer des Bürgerstandes.“

„Uberschätzung ist ein Fehler der Jugend überhaupt,“ sagte der Major. „Diese Leute stellen mit ihrem Übermut einen Wechsel auf die Zukunft aus, der doch von recht vielen gelöst wird.“

„Mag sein,“ erwiderte ich, „aber dies Wesen ist uns zuwider. Die Preußen sind die Spartaner Deutschlands, gut; aber vergessen wir nicht, daß es neben den Spartanern auch Athenienser gab, die in

Recht auf seine Geschichte stolz ist, hat ein gewisses Selbstgefühl, das ganz natürlich aus dem Bewußtsein seiner Leistungen fließt. Wenn dies Selbstgefühl so weit geht, daß es alles, was uns eigentümlich, bemäkelt, sogar das, was offenbar besser ist, wenn es in Prahlen umfängt, kurz, wenn — wie es im Volksmund heißt — Berliner Wind gemacht wird: dann ist daselbe zurückzuweisen. Hierher gehört die Anekdote von dem Berliner, der, einem Süddeutschen gegenüber, in seiner märkischen Heimat alles vortrefflich fand. „Aber Sie haben doch keine Berge,“ fiel ihm der Süddeutsche ein. „Jut,“ erwiderte der Berliner, „aber wenn wir welche hätten, wären sie dreimal so hoch als die Ihrigen.“

Die beiden Preußen lachten, und der Major entgegnete: „Dieser mit Recht berühmte Berliner Wind, der vorzugsweise von Handelsreisenden und andern halbgebildeten Menschen aus der Reichshauptstadt gemacht wird, ist, glauben Sie, nicht das preussische Wesen. Unsere hervorragendsten Männer sind im Gegenteil bescheiden. Ich bedauere diese patzige Berliner Art um so mehr, weil sie uns schadet; denn sie ist eine Waffe in den Händen unserer Feinde. Da ich als alter Kriegsmann den Offiziersstand völlig kenne, stehe ich nicht an, zu erklären, daß gerade vonseiten dieses Standes nicht selten der richtige Ton verfehlt wird.“

„Ja, ja!“ sagte ich, „die schlechte, bequeme, naive Art des Süddeutschen, der häufig weit mehr ist, als sein Äußeres verspricht, wird oftmals von Leuten verkannt, die weit weniger sind, als sie scheinen, und in

Künsten und Wissenschaften Mustergültiges geleistet haben. Sollte es nur ein Zufall sein, daß Goethe ein Frankfurter, Schiller ein Schwabe, Mozart ein Österreicher war? Denn auch die deutschen Österreicher haben ein Recht, hier angeführt zu werden. Und um einen Griff in die allerneueste Zeit zu thun: als die höchste Aufgabe, die einem vom betreffenden Fach geboten werden konnte: der Entwurf zum Reichstagsgebäude, gestellt wurde, trugen zwei Süddeutsche die ersten Preise über Hunderte von Mitbewerbern aus ganz Deutschland davon, und einem von ihnen wurde die Ehre zuteil, den stolzen Bau auszuführen.“

„Lassen Sie mich,“ sagte der Major, „ohne die Wichtigkeit des Vergleiches der Preußen mit den Spartanern näher zu prüfen, noch auf einen Punkt eingehen, damit Rechnung und Gegenrechnung vervoll-

ständig werde. Sie erwähnten vorhin der gemüthlichen Sprache der Österreicher. Ja, es ist wahr, wir Preußen sind kürzer angebunden, vielleicht auch schroffer. Wenn aber behauptet wird, wie dies vielfach geschieht, daß der Österreicher überhaupt gemüthlicher als der Norddeutsche sei, so stelle ich das entschieden in Abrede. Wir haben das Herz nicht auf der Zunge, wie die lebhaftern Süddeutschen; aber glauben Sie mir: der Quell des Gemüths fließt ebenso voll und lauter in unsern Herzen und spricht sich besonders in unserm reichern Familienleben aus. Die süddeutsche Gemüthlichkeit beschränkt sich vielfach auf ein Zusammenkommen in der Kneipe bei Bier und Tabak, wo dann offenbar in nassen Dingen zuviel geleistet wird — zuviel für die Börse und die Gesundheit, und wo, wie bei



„Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe.“

den Studenten, wenigstens im Kreise der jüngern Mitglieder, Vieltrinken als eine Art von Mannhaftigkeit gilt. Wir Norddeutschen dagegen ziehen gern unsere Frauen mit in die Geselligkeit. Wenn sich die Geschlechter trennen, fällt der eine Teil leicht in Robeit, der andere in Klatscherei — zu beiderseitigem Schaden. Trotz alledem wohnen wir — wie mein eigenes Beispiel zeigt — gern unter ihnen. Ihre lebhafteste Natur, ihre eigentümliche Begabung lockt uns an. Ich wollte nur, daß auch das Umgekehrte der Fall wäre."

Die Flasche, die der Major gespendet hatte, war geleert, und ich fühlte mich verpflichtet, seine Gabe zu erwidern. Ich nahm daher den Expeditor beiseite und fragte ihn, ob der Wirt etwas Feines im Keller habe. „Allerdings, allerdings!“ sagte Höpken verträglich. „Er hat ein Oberblut von gutem Jahrgang. Wer davon trinkt, der, sagt man, hört die Engel im Himmel singen.“

Als die Kellnerin die versiegelte Flasche öffnete, entströmte ihr ein köstlicher Duft, und der Major sagte: „Das muß ein braver Mann sein, dem ein so guter Ruf vorangeht.“

Wir hatten diesmal hellgrüne Römer, welche die Blume des Weines schön zusammenhalten. Als wir anstießen, rief ich: „Ich leere dies Glas auf eine stets wachsende Verschmelzung der deutschen Stämme. Fort mit dem Gekelnamen Bettelpreuße! er ist eine Lüge. Versenken wir ihn in den Rhein, wo er am tiefsten ist! Wir sind weder Preußen noch Schwaben, sondern Deutsche, wir sind treue Söhne der Mutter Germania. Wohlan denn, nuzt der eine, was der andere Gutes hat, schleifen wir die Ecken ab, an denen wir uns bis dahin thörichterweise gestoßen haben! Seien wir verträglich und duldsam, seien wir gerecht! Wir sind Brüder unter einem Dache; damit ist alles gesagt. Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe!“

Die Gläser klangen, und der Major wischte sich den nassen Schnurrbart und gab mir einen schallenden Kuß. Vielleicht hätte mich auch der Expeditor, der augenscheinlich die Engel im Himmel singen hörte, an sein Herz geschlossen; aber da knatterte, durch das offene Fenster hörbar, ein eben einlaufendes Telegramm. Er setzte die Dienstmütze auf und eilte pflichtgetreu von dannen.

Karl August Mayer in Karlsruhe.

Der verzauberte Hausschlüssel.



ines der berühmten Salvatorlieder, das nie veraltet, lautet:

„Mir soan nit von Pasing — mir soan nit von Loan,

Im lustigen Münding do soan mir derhoam!“

Die Mündner, die beim goldbraunen Zacherl-El so singen, haben weiß Gott recht, fidel ist Mündner — kreuzfidel.

Aber, aber, Gambirinus fährt ein gar streng Regiment und wer nicht gefeit ist wie ein richtiger Hofbräuhausfer, dem kann allerhand passieren, wenn

er zuviel mit dem „Krugl“ scharmuziert. Ein derartiges Mündinger Abenteuer, und zwar ein recht lustiges, ist nun einmal einem strebiamen Kunstjünger begegnet, ein Abenteuer, das er sein Lebtag nicht vergessen hat.

Es mag nun 25 Jahre her sein, da zog besagter Jüngling, der damals kaum das 16. Lebensjahr überschritten hatte, in die Kunststadt an der grünen Jyar ein, die Brust geschwellt von den rosigen Zukunftsträumen der Jugend, den Kopf noch voll von den Ermahnungen des besorgten Vaters und stolz darauf, den ersten Schritt ins Leben selbständig zu thun, ein Stolz, dem der wohlgefüllte Geldbeutel den soliden Untergrund verlieh! Eine passende Wohnung war bald gefunden und, war dieselbe auch nur ein Dachstübchen — es war seine Stube und er wohnte, wie es dem Künstler gebührt, dem Himmel nahe, von dem ja doch alle Kunst stammen soll. Eingeräumt war bald und er wollte sich gerade entfernen, um vor hereinbrechender Nacht noch durch seine neue Heimat lustzubummeln, als es bescheiden anklopfte und auf sein „Herein“ seine Hauswirtin, eine alte Kontrolleurswitwe eintrat und ihm feierlich unter vielen Komplimenten den Hausschlüssel überreichte, mit der bedeutungsvollen Bemerkung, das Haus werde um 9 Uhr abends geschlossen.

Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit, — den ersten Hausschlüssel, der ihm unkontrolliert zu Gebote stand — und was für ein Prachtexemplar, würdig in jede Altertumsammlung aufgenommen zu werden, von riesiger Länge und der Dicke eines anständigen Zimmermannsbleistiftes. Ihn in einer Tasche unterzubringen, war rein unmöglich und endlich hing ihn der glückliche Besitzer an die Hosenschnalle, wo er baumelte wie „des Löwen Wedel“.

Nun, in den ersten Tagen wurde der Hiesenschlüssel nicht gebraucht. Der kaum dem Neste entflogene schüchtern Kunstjünger hatte noch keine Freunde, blieb deshalb abends zu Hause oder kehrte wenigstens punkt 9 Uhr mit dem Zapfenstreich auf sein Stübchen zurück. Das wurde aber bald anders, er lernte Berufsgenossen kennen, mit denen er bei herrlichem Bier und gemüthlicher Unterhaltung sitzen blieb, sitzen, bis die Kellnerin den Gasbahnen umdrehte und der letzte Bierzapf nach Hause gegangen. Ja, wen es einmal hat, das Mündner Kneipleben, den packt's fest mit der Kneipzange und läßt ihn nicht wieder los, bis er wie der ächte Mündner jeden Abend — maßvoll nach Hause wandt. So kam es auch bei unserm jungen Freund und der Hausschlüssel, das Monstrum, kam zu seinem Rechte, denn:

„Wer ein bedächtiger Trinker will sein,

„Der steck den Hausschlüssel frühmorgens schon ein!“

Allein „sechse treffen, sieben äffen“ und Gambirinus, der gewaltige König, läßt nicht mit sich spassen, niemand wandelt ungestraft durch seine mit goldener Gerste und rankenden Hopfen reich geschmückten Lande.

Einnmal nun hatten die Freunde tüchtig gekneipt und es war schon spät nach Mitternacht, als unser Bekannter in dem seligen Zustand, den Vater Umland einst mit dem schönen Worte „bediadufelt“ bezeichnete, nach Hause zurückkehrte. Als er nach mannigfachen Schwantungen endlich an die rechte Thüre gelangte und nach vielen vergeblichen Versuchen, bei welchen er sich jedesmal tannelnnd um die eigene Achse drehte, den Hausschlüssel von der Hosenschnalle losgebracht und in das Schlüsselloch mit vieler Mühe eingesteckt

hatte — da läßt sich das heillose Ungetüm nicht herum-drehen. Er rückte und drückte, bis ihm vor Anstren-gung der Schweiß über die Stirne lief — es ging nicht. Das war denn doch eine verdamnte Geschichte, wenn man das Bett so nötig hatte wie er.

„Verfluchte bayerische Bierpantzer — faules Volk — nicht einmal die Schlösser öfen sie, daß ein solider Mann ins Bett kann.“ war das für die Münch-ner nicht gerade schmeichelhafte Selbstgespräch. Was nun thun? Halt! ein herrlicher Gedanke! Vielleicht geht's so. Er zog seinen Zimmer-schlüssel heraus, steckte ihn in den Ring des widerpenstigen Hausschlüssels und drehte mit aller Gewalt. Rad — mit einem Krach ging das Schloß auf. Gott sei Dank! — Das Zu-schließen ging merkwürdig leicht und nach einer guten Viertel-stunde, die zum mühsamen Er-klettern der steilen Treppen ver-braucht wurde, schlief der Edle wie ein Sack.

Nach solchen Anstrengungen kann man nicht so früh das Bett verlassen und so war es beinahe 10 Uhr als ein gewalt-tiges Klopfen den Schläfer störte — es war die Hauswirtin.

„So, Sie schlafen noch. Sie Malefizlump, Sie damischer. Wissen S' nót, was S' an' gestellt hob'n — d' Hausthür'n hob'n S' aufg'laffen. I hob' gmoant, i krieger en soliden Herrn und jetzt hob' i so en Bruder der-wischt, so en liederlichen, der d' Ursach ist, daß mir, einer ehr-baren Frau, der Hausherr auf-sog'n will. Was sog'n S' dazu?“

Im Vollgefühl der Unschuld antwortete der über-fallene:

„Gar nichts sage ich, denn ich habe die Thüre geschlossen und da liegt noch zum Beweis der Haus-schlüssel auf meinem Nachttisch!“

Herr des Himmels! — das alte Folterwerkzeug hatte den Bart verloren. Jetzt war's klar, also da-rum ging das Schloß so schwer auf und so leicht zu. Die Frau Kontrolleurin starrte mit offenem Munde die verhängnisvolle Eisenstange an.

„Ja,“ fuhr rasch besonnen der Angeschuldigte fort, indem er die Rollen tauschte und die des Beschuldi-gers übernahm, „ja, sehen Sie sich das rostige Ding nur an, das kommt davon, wenn man seine alten Schlösser nicht öft, sodas' solide Leute stundenlang auf den Strafen stehen müssen. Reiben Sie es dem alten Prozen und Hinzwider von Hausherrn nur unter die rote Nase. Den Hausschlüssel nehmen Sie nur gleich mit, bis heute mittag muß er repariert sein und jetzt schieben Sie ab und stören in Zukunft die Leute nicht mehr bei Tagesanbruch!“

Die verblüffte Dame, die bei der Behauptung, es sei Tagesanbruch, einen grimmbigen Blick auf die Uhr warf, zog ab wie ein begossener Fudel.

Mit dem wiederhergestellten Hausschlüssel ver-sehen ging es abends in die gewohnte Kneipe. Die Freunde mußten doch auch das nächste Abenteuer erfahren. Es wurde viel darüber gelacht und obgleich

unser Freund sich vorgenommen, früh zu Bette zu gehen, wurde es doch wieder Mitternacht, als er den Heimweg antrat. Nun dieses Mal hatte er ja den neuen Hausschlüssel, da konnt' es nicht fehlen. Rich-tig öffnete sich nach zweimaligem Umdrehen das Schloß ganz leicht — aber der verfluchte Hausschlüssel mußte aus des Teufels Schmiede sein, denn jetzt war er trotz allen Ziehens und Reißens nicht herauszubrin-gen. Das war ja wieder eine ganz verdamnte Ge-schichte. Den Schlüssel stecken und die Hausthüre

offen lassen, das ging ja nicht an, denn mit so einem Münch-ner Hausbesitzer ist kein Spaß zu machen, die Kerle sind im Vollgefühl ihrer Prozigkeit grob wie Bohnenstroh. Das war ja zum Verzweifeln. Allein, wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Gerade als es auf den Frauentürmen Mitternacht schlug, kam mit schwerem Schritt die StraÙe herunter ein baumstarker Burche zur Unglücksstelle. In seiner Verzweiflung flehte ihn der un-glückselige Hausschlüsselbesitzer um Hilfe an.

„Ja — was wär' nu aber döös?“ sagte lachend der Fremde „döös is mehr wie den Recht'n timmen. — I bin eh a Schlosser. Do wär'n ma glei g'hulpen hob'n.“ Der Schlossergeselle ging flugs ans Werk, rüttelte den Schlüssel, steckte sein Messer ins Schlüsselloch, drehte vor-sichtig und im Nu hatte er das Ungetüm heraus.

„Schaug'n S' junger Herr, do hoben S' den Schlüssel rumbogen — der Bart ist liederlich a'glegt g'wesen, u. z' nix mehr nutz — den dreh'n ma vollends ab.“

Da war der ver-berte Schlüssel wieder bartlos wie er es am Morgen ge-wesen. Einerlei — die Hausthür war auf und die schlechte Reparatur war ge-nügende Entschuldi-gung. Miteinemberz-lichen „Dank“ und „gut Nacht“ wollte der Gerettete in die Hausthüre schlüpfen, aber die Hand des an-gebeiterten Schlosser-gesellen hielt ihn zurück:

„Holt — nur stat, so hob'n mir nót g'wettet. I denk', a Moas'l Bier war mei' Arbeit scho wert!“



Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit — und was für ein Praktikeremplar.



Rad! — mit einem Krach ging das Schloß auf. Gott sei Dank!

Mit einiger Verlegenheit zog der beschämte Kunstjünger den Geldbeutel:

„Noa, noa — so woas nôt gmoant. I bin koa Fachtbruder net — mer trinken a Moast mitsammen.“

„Ja — aber die offene Hausthüre?“

„Woas Hausthür. München is koa Rauberhöhl, und wann'st im Nest liegst, stebst au auf. Oder aber schamst di vielleicht, mit mir 'kimmne?“ schrie der Schlosser, der sich beleidigt fühlte, „gleich geh'st mit oder d'bißt a Lump, a miserabligar, a Paatl, a dredeter.“

So vieler Lebenswürdigkeit konnte der Angeredete nicht widerstehen und nur ganz schüchtern warf er noch ein:

„Wenn aber indes jemand zuschließt?“

„Dann schloßt holt bei mir — i hob no a Bett in meiner Stub'n vun mei'm Neb'ng'fellsn, der is hoam g'fahr'n. Jetzt mach' koani Spargimenten, also marsch!“

Da war nichts mehr zu wollen. Seufzend fügte sich unser Freund in sein Schicksal und bald sahen die beiden in einem benachbarten Brauhaus, wo die Gäste schon in lichtern Reihen saßen, bei dem vollen Steinkrüge, dem Münchner Moast. Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Krüge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war und mit fabelhafter Geschwindigkeit folgte die zweite und die dritte. Der Kunstjünger wollte sich empfehlen — da kam er schön an.

„So woas wär' me dö. I muß an a Moast zoabln — Durst hob' i schon an no — wart' i hol' no a Haferl.“

Nun auch das Haferl wurde vertilgt und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht ein Brauerbursche Feierabend geboten hätte. Der Schlosser begleitete seinen neugewonnenen Freund bis an dessen Hausthüre — Herrgott, — sie war verschlossen.

„Thut nix,“ meinte mit größter Seelenruhe der Schlosser, — „thut goar nix, jetzt kimmst mit mir.“ Es war ein weiter

zurückzulegen hatten. Der Schlosser wohnte weit, weit draußen vor dem Sendlingertor in einer neu-erbauten Mietkaserne. Da standen in langen langen Reihen die hohen kalten Häuser, die einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Endlich blieb der Schlosser stehen:

„So, do is's. Woast Brüderl — übers Hofgatter müß'n ma übersteig'n, do hob' i no toan Schlüssel derzu — fürs Haus hob'n im Sack. Also kimm — 's geht ganz leicht.“

Sie stiegen über, der Schlosser voran. Als sie in dem dunkeln Hofraum standen, rief auf einmal der Schlosser:

„Woas is jetzt au dö. — do steht jo a Hinterhaus. Saka — jet is's schlimm, i hob's Haus g'fehlt, wo ma Moaster wohnt, bei der Viechsdunkelheit. Nur g'schwindwieder' nüber.“

Also wurde zurückgeleitet. Nach ein paar Schritten blieb der Schlosser abermals stehen:

„So do san ma — die sakramentschen Häuser schau'n in der Nacht an ganz gleich. Jetzt steig'n ma halt wieder übers Thor, Brüderl!“

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte kam der junge Mann über das Gitter.

„Jetzt woast, Bruderherz, a Hausschlüssel hob' i, aber an Schlüssel zur Vorplatzthür hob' i net, do muß i schell'n. Nu braucht der Moaster net z'wissen, daß i di mitbring'. Er kimmst immer im Dunkeln raus, da faßt's mei' Rockzipfel und geht leiz hinter mir zu. Aber d'Stiefeln müßt scho abzieh'n!“

Leise, leise stiegen sie die stichdunkle Treppe hinauf — der Gefelle klingelt. Es dauert ziemlich lange; endlich nahen sich schlurfende Schritte und eine tiefe Männerstimme fragt, wer da sei.

„I bin's, Moaster.“
„So, du bist's, du Lump — du sakrischer, mach' nur, daß d' eini kimmst!“

Der Gefelle wischt hinein und sein Gefährte faßt rasch den Rockzipfel, d. h. den des Meisters und huscht geräuschlos wie ein Schatten auf den Boden in der dichten Finsternis hinterdrein in



Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Krüge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war.



„Noa, — dö is koa Spiphub net. Aber ins Luckns Namen, wie kimmst's Ihr dann do her?“

die Stube, wo er endlich seine Ruhe zu finden hofft. —

Als der Schlosser, den er im Zimmer losgelassen, keine Anstalt machte, ein Licht anzuzünden, mahnte er mit leiser Stimme:

— „Nu, mach' doch Licht!“

Da brüllt ein ächter Münchner Bierbaß der tiefsten Sorte:

— „Jesses! was ist dös? Wer hot sich da ei'g'schlichen. Weib, mach a Licht —, i halt den Malefizräuber derweil am Kragen!“

Eine freischende Weiberstimme fiel getreu ein, eine derbe Faust packte unsern jungen Freund an der Kehle und — es ward Licht.

Wie der Meister den totenbleichen, anständig gekleideten, an allen Gliedern zitternden Menschen sah, da öffnete sich die rußbedeckte schwierige Faust und ließ den halberstickten Gefangenen los.

„Noa — dös is loa Spitzhub net. Aber ins Ruducks Namen, wie kimmt's Ihr dann do her!“

Da löste sich die Zunge und der Arme berichtete getreulich die Abenteuer dieser Nacht und als er endet, da lachte der Meister, daß die Wände wackelten, aus dem Bette grüßte die Schlossersfrau und im Nebenzimmer schrien die Kinder.

„No, dös is aber zum Herg'schwellen,“ sagte endlich atemholend der biedere Münchner, „dös is no nöt dog'west — dös is ja a verauberter Hauschlüssel, a verherter. No jehst gehen S' wieder zum Ambros und schlof'n S' ruhig ihren Schreden aus. Morgen frühstücken S' mit uns und dann mach' i Ihnen a Hauschlüssel mit dem Tag und der Jahreszahl drauf, daß Sie dran denken, woas Sie in der Nacht alles erlebt haben.“

„Weiß der Allmächtige, das vergesse ich meiner Lebtag nicht — auch ohne Hauschlüssel und Inschrift,“ meinte wehmützig der Schwergedrückte.

„Wer die Wahl hat, hat — nicht die Qual!“

Geschichte einer Kur gegen das Wahl-Fieber.

Von R. Schmidt-Cabanis.



elbstverständ-lich giebt es unter den zahl-reichen Sprich-wörtern und volkstümlichen Redensarten unserer lieben deutschen Mut-ter-sprache auch eine recht an-sehnliche Menge höchst überflüssiger, abgeschmackter und vor allen

Dingen: veralteter, die in Anschauungen und Insti-tutionen verfloßener Jahrhunderte wurzelnd, unsern modernen Wesen direkt widersprechen und mit der

Kulturentwicklung der Gegenwart durchaus nicht mehr in Einklang zu bringen sind.

Eine der hervorragendsten dieser sprichwörtlichen Ungereimtheiten, die uns aber trotzdem noch überaus lose auf der Zunge sitzt und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit fast unwillkürlich, jedenfalls aber höchst unüberlegt zu Gehör gebracht wird, ist die bekannte Redensart: Wer die Wahl, hat die Qual!

Welche Summe von Unwahrheit in diesem Halb-dugend unschuldig klingender Wörter!

Hat nicht im Gegenteil grad' derjenige die Qual, dem jegliche Wahl abge schnitten und versagt ist, den die eiserne Nothwendigkeit und das bittere Muß (zwei der „Wahl-Dual“ gerade entgegengesetzte Begriffe!) zu etwas ganz Bestimmtem unweigerlich zwingen? In der Wahl liegt die Freiheit, im Zwange die Qual, und durch den Talisman der Wahlfreiheit erst sind wir des absolutistischen Zwanges los und ledig geworden.

Die Idee des politischen „Wählen-Könnens“ ist mit der der geistigen Selbstständigkeit untrennbar verknüpft; daher denn auch selbst unsere kontervativsten Parteien es mit aufrichtiger oder mindestens gut geprüelter Entrüstung von sich abweisen, auf eine Unterdrückung des Wahlrechtes, d. h. auf den Unter-gang des konstitutionellen Systems hinzuarbeiten.

Nur der starre Reaktionär bebt vor dieser Bethätig-ung eines selbständigen freien Willens entsetzt zurück, die doch der Mensch im allgemeinen mit gerechtem Stolz als unantastbares Eigentum für sich in An-spruch nimmt. In andern, niedriger organi-sierten Klassen des Naturreichs hat sich allerdings die Wahlfreiheit von jeher als ziemlich gefahrbringend für diejenigen Geschöpfe erwiesen, welche zufälliger-weise in die Verlegenheit gerieten, sie auszuüben, und wir gedenken z. B. nicht ohne schmerzliche Bewegung des armen Grautiers, das zwischen zwei saftige, frische, duftende Heubündel gestellt, verhungerte, weil es sich zu sehr Efel fühlte, um die nötige Energie für eine Wahl zwischen den beiden ledern Futter-Portionen gewinnen zu können.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“, ist also hier-nach im Grunde genommen nur ein Sprichwort für C-nergie-lose Leute, und dadurch wäre seine Unhalt-barkeit, ja, seine Schädlichkeit schon genugsam erwiesen — namentlich in einer Zeit, die von jedem einzelnen wie von der Gesamtheit die Anwendung und Ver-wertung des höchsten Maßes der in ihn oder in sie gelegten geistigen Kräfte gebieterisch fordert.

Leider aber giebt es, die Wahrheit zu gestehen, Leute jenes energielosen Schlages noch in recht betrübender Anzahl, und vorzugsweise ihnen haben wir denn auch wohl das Weitergelten, das Blühen und Gedeihen jener überlebten Redensarten zu verdanken.

Und dabei kann man diese geschätzten Mitbürger in sehr vielen Fällen nicht einmal böswilliger Absichten anklagen, wenn sie sich beim Herannahen eines Land-tags- oder Reichstags Wahltermins auf ihr Lieblings-spruchwort berufen; sie stehen dabei wirklich Folter-qualen aus — vorzugsweise in der Einbildung natür-lich — die man seinem schlimmsten Feind nicht gönnen möchte, und tragen emsigst Sorge, sich selbst jenes vornehmste bürgerliche Recht als eine der lästigsten Verpflichtungen auszumalen. Und wie schwer es in unserm lieben deutschen Vaterlande hält, diesen redens-artigen — oder besser: diesen redens-u-nartigen Jertum zu kurieren, das soll unsere kleine Ge-schichte zeigen, deren größter Vorzug vielleicht ihre Wahrhaftigkeit ist.

Ich kannte in Berlin einen sonst sehr wadern, geschickten und arbeitsamen Schneidermeister, der allen Anforderungen, welche man vernünftigerweise an ihn als Menschen, Familienvater und Staatsbürger stellen mochte, aufs gewissenhafteste nachkam; nur wenn's zu den Wahlen ging, wurde der Mann von einem wahren Fieber ergriffen. Er stimmte Klagelieder Jeremia an über alle Vorversammlungen, von denen er übrigens nicht eine einzige besuchte; und er geriet in helle Verzweiflung, wenn die Bekanntmachungen erschienen, welche zur Einsichtnahme der Wahllisten aufforderten, ohne daß er natürlich je daran dachte, sich von der richtigen Eintragung seines eigenen Namens in dieselben zu überzeugen. Ich bin sicher, daß er's ungefähr dem Gewinn des großen Loses gleichgeachtet haben würde, wenn er einmal in der Liste gefehlt hätte; aber seltsamerweise blieb ihm diese heiß ersehnte Gnuß des Schicksals — wenigstens während der Zeit unserer Bekanntschaft — versagt.

Seine Beteiligung an dem Wahlakt selbst hielt mein braver Freund glücklicherweise für eine staatsbürgerliche Unumgänglichkeit, wodurch sich allerdings mit dem Näherücken des Wahltermins die Krisis bei ihm in der bedenklichsten Weise steigerte.

Er vernachlässigte seine Kundschaft und brütete oft stundenlang kopfschüttelnd vor sich hin; er wurde tyrannisch gegen seine Gefellen, prügelte seine Kinder, und seine Frau erzählte mir unter Thränen, daß er schon wochenlang vor dem Wahltag in seinen Träumen unter entsetzlichem Stöhnen und Achzen von nichts als Abstimmungen, Wahleresultaten und Stimmzetteln phantasierte.

Die Frau Meisterin, obgleich durchaus keine gelehrte Politikkabikantinn oder Bannerträgerin fürs weibliche Stimmrecht, hatte übrigens kein geringes Verdienst daran, daß ihr Gatte bei seinem ausgebildeten Wahlfieber überhaupt noch zur Urne ging.

Ohne ihre Nase in den Brei des „Auswärtigen“ zu stecken, oder abends an der Straßenecke mit Hilfe einer oder der andern staatsweisen Nachbarin die „innern“ Zustände mündlich zu verbessern (— bei neun hungrigen Mägen tagtäglich am Tisch hätte dazu wohl auch die Zeit gefehlt —), wußte Frau Schneidermeisterin Wiedeberg aus dem vierteljährlichen „direkten“ Steuerzettel, und aus dem kleinern, aber durch seine häufigere Wiederkehr noch weit schwerer wiegenden „indirekten“ — aus dem Ausgabenzettel vom Wochenmarkt nämlich — recht gut, wo den Bürger der Schuh drückt. Und wenn ihr Gatte etwa einmal einen gar zu heftigen Anfall von Schüttelfrost vor dem Wahlgange hatte, dann rückte sie mit einem jener beiden Steuerrezepte an; die Arznei wurde eßlöffelweise beim Mittagsbrot und in Theelöffeln zum Frühstückee und zum Vesper eingegeben und schmeckte etwa folgendermaßen: er — Meister Wiedeberg — sei selber schuld daran, wenn die Lasten des Bürgers von Jahr zu Jahr drückender würden; denn wer sich nicht darum kümmernd und nicht dafür Sorge, Männer in die Volksvertretung zu schicken, die dieser steigenden Steuerlast einen Damm entgegenzusetzen wüßten, der verdiene eben sein Schicksal, und es sei ihm nur gerecht, wenn der Herr Gerichtsvollzieher † † † lobesam ihm den letzten Hock vom Leibe und das letzte Wirtschaftsstück aus der Stube pfände.

Dieses Hausmittelchen erwies sich denn auch glücklicherweise fast immer probat; Meister Wiedeberg stürzte und polterte — nachdem er's eingenommen — noch einiges in seinen vier Pfählen umher; gehörige

Bewegung erhöht ja überhaupt die Wirkung einer Brunnentur; er schimpfte auch wohl über die schöne Zeit, um die ihn das „himmelsakramentische“ Stimmgeschäft wieder bringe (— wieviel's ihm später an barem Gelde sparen half, brachte er dabei natürlich nicht in Anrechnung!), endlich aber entschloß er sich denn doch, den Sonntagshut vom Nagel zu langen, und unter Stöhnen und Seufzen ging's zur Wahl. —

Nur einmal wollte die beliebte und bewährte Kurmethode gegen Meister Wiedebergs Wahlischen doch nicht mehr anschlagen. Das hing aber so zusammen.

Hatte unser Freund auf Grund seines bewußten Fiebererschüttelns und um seine Neble geschmeidiger zu machen, einen Schluck Bier mehr zu sich genommen als seiner sonst absolut mäßigen und nüchternen Natur sympathisch erschien; oder meinte er, wie's furchtsame Kinder in der dunklen Kammer zu thun pflegen, durch lautes Schreien seine eigene Angst zu betäuben; genug, als sein Name aufgerufen ward und er an den Wahlisch trat, nannte er seinen Urwahl-Kandidaten — einen gut liberalen Mann — mit so lauter Stimme, daß die Scheiben klirrten und sich die Augen der ganzen Versammlung auf ihn lenkten, während der Besitzer des Wahlvorstandes — ein pensionierter Herr Hofrat — vor Schreck auf seinem Stuhl erstarrte und erst nach einigen bangen Sekunden, in denen besorgte Gemüther glaubten, der Schlag habe ihn getroffen, eine unterbrochene Priße zu Ende zu schnupfen vermochte.

Aber was war dies hofrätliche Entsetzen gegen das Meister Wiedebergs selber?!

Er, der in seiner eigenen Behausung selbst politisch nur auf Coken ging, und der, wenn draußen auf der Straße oder Sonntags in einem Gartenlokal die Rede auf derlei gefährliche Dinge kam, schneller verschwand als sein ängstlicher Kollege Jetter in Goethes „Egmont-Tragödie“ — er, Meister Fridolin Wiedeberg hatte die ungläubliche Keckheit gehabt, hier vor aller Welt frei und offen Farbe zu bekennen und einen stadtbekanntem „Pinken“ als Mann seiner Wahl laut hinauszuposaunen.

Mußte da nicht die Erde beben und die Sonne vom Himmel herab ins Reich der ewigen Finsternis stürzen?!

Mein armer Meister schwante denn auch, wie wenn der Boden unter seinen Füßen sich senkte und höher, vom Tisch fort der Thür zu; der kalte Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn und seine Lippen murmelten nach links und rechts Entschuldigungen, als hätte er mit diesem öffentlichen Bekennen seiner Meinung sich eines himmelschreienden Verbrechen gegen die gesamte Mitwelt schuldig gemacht.

Als er zwischen den Stuhlreihen der Urwähler hinschritt, dämmerte in ihm ein tiefes Verständnis für die Gefühle eines Soldaten der guten alten Zeit auf, der zum Spießrutenlaufen verurteilt worden; hier meinte er niedersinken zu müssen unter dem fragenden Blick eines seiner besten Kunden, von dem er wußte, daß derselbe eifriger Leser des offiziellen Regierungsanzeigers sei, und dort schien ihm das erstaunte Kopfschütteln eines andern, der fast einmal als konservativer Kandidat in der Gemeindevertretung aufgestellt worden wäre, den Gnadenstoß zu geben.

Schlimmer aber als diese Rundgebungen von „gegnerischer Seite“, erschienen ihm die Blickwünsche, welche die „Energischen“ seiner eigenen Partei ihm entgegenriefen.

„Bravo, Wiedeberg!“ sagte ein rotköpfiger Klempnermeister; „endlich ist der Dudmäuser doch auch 'mal aus sich herausgegangen!“

„Das war 'n Manneswort!“ meinte der radikal angehauchte Barbier, und der rechenhafte Schlächter Steinhausen, des Schneiders leiblicher Vetter, reichte ihm über die Haupter seiner gesamten Nachbarschaft die Hand entgegen und schrie mehr als er sprach: „Recht so, mein Junge! Dafür haben wir hier die öffentliche Wahl, und wenn's dir und mir die andern nur nachmachen wollten, dann würde bald ein anderer Zug in die Geschichte kommen!“

Wie Meister Wiedeberg vom Wahllokal quer über die Straße nach seiner Behausung gekommen, das weiß heut noch kein Mensch zu sagen, er selber am wenigsten; aber soviel steht fest, daß er direkt aus dem Sonntagsgewand ins Bett fuhr und, die Decke weit über die Ohren gezogen, in stummer Verzweiflung dalag, vermeinend, es müsse jeden Augenblick ein Schutzmannshelm durch die Thürpalte blitzen und die heilige Hermandad ihn selbst wegen Hochverrats oder Widerstands gegen die Staatsgewalt oder aus sonst einem andern plausibeln Grunde mindestens auf lebenslang hinter Schloß und Riegel verschwinden lassen.

Gegen
abend nach
der fünf-
ten Tasse
Kamillen-
thee und der
ebensoviel-
ten Trost-
predigt sei-
ner Gattin,
wurde dem
Meister ein
bißchen
leichter ums
Herz; hoch
und tener
aber ver-
schwoor er
sich, dies sei
sein letzter
Gang zum
Wahltsch
gewesen; er
hab' immer
gesagt: das
müsse zum
Unglück füh-

ren; nun habe er sich durch seine politische Zügellosigkeit und radikale Wildheit um Kundtschaft und Reputation gebracht, könne mit den Seinen am Hungertuche nagen, und daran sei niemand anders als die ihm angetraute Mutter seiner Kinder, Frau Karoline Emilie Wiedeberg, geborene Lehmkuhl, schuld! — Hierauf wendete er sich auf die andere Seite und schnarchte alsbald in den loyalsten Tonarten.

Andern tags erwachte er zur gewohnten Zeit noch etwas matt, aber ziemlich besänftigt.

Beim Frühstück lenkte die Gattin zuerst mit Vorzicht das Gespräch auf die Ereignisse des verfloffenen Tages, und suchte dann dem Meister die Furcht vor den Folgen seiner „Mannesthat“ nach Kräften auszuweden.

„Fridolin,“ hub sie an, „was ist das für 'ne Idee mit der Kundtschaft! Die Leute lassen doch nicht ihre Politik bei dir arbeiten, sondern bloß die Röcke! Und 'n vernünftiger Mann wird wahrhaftig nicht fragen, was sein Schneider inwendig für 'ne Farbe hat, wenn nur die vom Hosenzeug nicht an der Sonne verschiefelt!

Na, und wenn wirklich einer so schief gewickelt wäre, um so 'ner Lappalie willen von dir abzuspriegen, wo deine Röcke wahrhaftig ebenso haltbar und konservativ sind wie vom besten Kleidermacher in der Stadt, dann laß ihn laufen; dafür werden zehn andre, die gestern dabei waren, nur noch Fridolin Wiedebergs liberale Westen und Überzieher auf dem Leibe haben wollen.

Aber alles Reden war vergebens. Der Meister war entschlossen, sich politisch kaltzustellen; hätt's auch durchgeführt, und so sich selber um die praktische Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte gebracht, wenn nicht Gevatter Steinhausen, der Schlächter, durch den Barbier hinter die Sache gekommen wäre.

Der griff's flott an und traf für des Schneiders subtile Natur gerade das richtige Mittel.

Hand bald darauf eine Neuwahl zum Reichstag statt, zu der unsern Meister Wiedeberg natürlich keine zehn Pferde gezogen hätten — trotz der geheimen Abstimmung; aber der Schlächter bekam ihn doch dahin, wo er ihn haben wollte.



Damit schob er Meister Wiedeberg's Arm unter den seinigen.

war natürlich mit Maß und Notizbuch vümtlich zur Stelle, traf aber den Herrn Gevatter nicht mehr im Laden an; eben, hieß es, sei der Meister da und da hin ins Bierlokal, wo er den Vetter erwarte. Fridolin möge ihm nur flugs nachkommen, denn der Meister müsse von da aus gleich weiter zum Viehkauf, und mit dem Anzug prestiere es allermeist.

Der Schneidermeister natürlich nicht faul zum Bierhaus hin; trat ihn zwar wieder die Angst an, als er schon von weitem am Eingang zum Wirtsaal die bekannten drei oder vier Partei-Vogel mit den verschiedenen Stimmgzetteln sich tummeln sah; aber er steckte die Hände tief in die Taschen, damit ihm ja nicht etwa einer das gefährliche Papier schnöderweise mit List zwischen die Finger spiele, blickte weder nach rechts noch links, sondern schob sich direkt ins Schanklokal und — saß in der Falle!

„Hab' ich's nicht gesagt,“ rief der behäbige Schlächter, dem Schneider die Rechte bietend, den andern am Tische zu: „da ist er! Ja, wo's gilt, für die gute

Am Vor-
abend des
Wahltages
erhielt
Steinhaus-
sens Gur-
sche beim
Schneider,
machte einen
schönen Em-
pfehl von
seinem
Meister,
und der
Herr Vetter
Fridolin
möge doch
nächsten
Morgen
hinüber zum
Schlächter
kommen,
ihm Maß
zum neuen
Anzug zu
nehmen.

Wiedeberg

Sache mit Leib und Seele einzutreten, da laßt der Wiedeberg nicht auf sich warten! Na, hier einen Schluck zur Stärkung, Vetter, und dann an die Gewehre!"

Den Meister überließ's heiß und kalt. "Ich dachte — du wolltest —" stotterte er, den Schlächter anstarrend, und ließ dabei das Ende des Messstreifens vorsichtig aus der Tasche lugen. Steinhäuten aber zog ihn an sich und flüsterte halblaut:

"Na freilich, dazu hab' ich dich ja holen lassen; aber in 'nem Wahllokal kann man das doch nicht so auffallend machen!" Dann fügte er laut hinzu: "Ja so, wenn du dein Handwerkszeug etwa bei dir hast, Fridolin, und das wirfst du doch als tüchtiger Schneider, dann kommst du mir hernach drinnen beim Wirt auch ein neues Sommerhabit auf den Leib metern — man muß immer 's Angenehme mit dem Praktischen vereinigen! Erst aber flott an die Urne, wirf deinen Zettel hinein — hast keinen? Z, der Tausend, die Kerls draußen sind doch freigebig genug damit! Na wart', hier hast du vier Stück — von allen Couleuren! Weshen du nehmen willst, das ist natürlich deine Sache; aber gewählt muß werden; und damit dein Feszen dir nicht daneben fällt, oder mir der meine: komm, da wollen wir mitsammen gehen, daß einer hübsch Obacht giebt, wo dem andern sein Zettel bleibt!"

Damit schob er Meister Wiedebergs Arm unter den seinigen — an ein Wiederloskommen war aber da nicht mehr recht gut zu denken! — und kurz darauf war der Schneider aus einem Pfahlbürger wieder ein Wahlbürger geworden, und noch ein paar Minuten später stand der Schlächter in Meister Fridolins Notizbuch mit so und so viel Längen- und Breitegraden eingetragen, und wird auch wohl — von der Pünktlichkeit der Wiedeberg'schen Geschäftsführung zu schließen, seinen Anzug zur festgesetzten Zeit richtig sauber und bequem erhalten haben. —

Wenn der Leser der Geschichte nichts hinzuzufügen hat, desto besser; ich — ja! Und zwar zweierlei. Einmal den Wunsch, daß das altersmüde Sprichwort: "Wer die Wahl hat, hat die Qual" — wenigstens was seine politische Bedeutung betrifft — recht bald zur wohlverdienten Ruhe kommen möge. Zweitens aber, daß jeder Gewatter Wiedeberg und jeder sonstige Fridolin, der heut noch auf jene Redensart schwört, bald seinen Meister Steinhäuten finden mag, und daß ihm die Kur gut anschlage! Amen.

Ein zweiter Salomo!

Der Fuchsbauer in Langenschnepplingen war wild auf den Beitel Jzig, weil er von dem Juden im Viehhandel betrogen worden war. Eigentlich hatte der Fuchsbauer den Jzig betrügen wollen — einen Juden übers Ohr hauen, ist beim Viehhandel keine Sünde — der Jzig war aber geriebener als der Bauer, und dieser

wurde glücklicher Eigentümer einer Kuh, die alles Mögliche von sich gab, nur keine Milch.

"Wart' nur, Jude, ich werde dir's eintränken!" Sigt der Fuchsbauer eines Tages auf der Bank vor seiner Hausthüre, raucht seine Pfeife und dengelt seine Semle.

Kommt der Jzig die Dorfstraße herauf. Wie er den Fuchsbauer erblickt, greift er an die Mütze und grüßt: "Heißig, Fuchsbauer?" Und mit einem pfiffigen Augenblinzeln setzte er hinzu: "Was machts Kühle? Gebts immer noch brav Milch? Ich hätt' wieder ein's, ebbs faines!"

Bei diesem Spotte schoß dem Bauer das Blut ins Gesicht. Wütend sprang er auf: "Verdammt Schmutz!" und schleuderte seinen Hammer nach dem Juden. Der Jzig, unverschämt wie die Juden sind, bückt sich, und der Hammer fliegt über sein Ziel hinaus, zertrümmert eine Fensterscheibe des gegenüberstehenden Hauses und trifft den Nachbar Michel, der gerade am Fenster saß.

Der Michel, mit blutender Nase, stürzt wütend auf die Straße heraus, der Jzig giebt Feringeld, und der Fuchsbauer schreit: "Michel, hau' ihn, der Jud' ist an allem schuld!"

Der arme Jzig rennt, als hätte er wirklich ein Verbrechen begangen, verfolgt von dem wütenden Michel, dem Fuchsbauer und einem halben Duzend Dorfbewohner, die mit lautem Hallo! sich der Judenheze anschlossen. Beim Rathhausbrunnen erwiachten sie ihn und schleppten ihn vor den Bürgermeister!

"Wah geschrien! Lamentierte der geängstigte Beitel, "hab' ich doch nichts verbrochen!"

"Was, nichts verbrochen?!" schrie der Michel, "mein Fenster und meine Nase hast du verbrochen!"

"Dat's doch der Fuchsbauer gethan! Gott der Gerechte, ich bin unschuldig! der Fuchsbauer hat geworfen den Hammer!"

Der Herr Bürgermeister ließ sich den Fall ausführlich vortragen, dann fällte er den weisen Spruch:

"Schwerer Fall: Sachbeschädigung und Körperverletzung. Jzig, wenn du dich nicht gebüct hättest, so . . ."

"So wär' mir der Hammer an den Kopf geslogen."

"Dann hättest du den Fuchsbauer verklagen können wegen Körperverletzung."

"Wah geschrien, ich werd' mich doch noch hüten dürfen? Ihr hättet Euch auch gebüct, Bürgermeister!"

"Wenn du dich nicht gebüct hättest, Jzig, so wär' der Hammer nicht in das Fenster und an Michels Nase geslogen. Ergo, du bezahlst die Fensterscheibe und dem Michel seine blutige Nase. Dixi!"

Der Herr Bürgermeister bekräftigte jedesmal seine weisen Urtheilsprüche mit einem Ergo und Dixi. Er weiß zwar nicht, was es zu bedeuten hat, aber er hat's dem Herrn Amtmann abelernt.

"Ich ergreife den Rekorsch!" schrie der Jzig. — Die Sache schwebt noch, und der Hintende ist begierig, wie der "Rekorsch" ausfällt."



Wütend sprang er auf: „Verdammt Schmutz!“ und schleudert seinen Hammer nach dem Juden.

Verdiente Strafe.



Der geistliche Herr von Schlippenbach stand an einem schönen Maiaabend an seinem Stehpulte, am offenen Fenster, und versuchte sich für den Sonntag auf die Predigt vorzubereiten. Wir sagen er ver-

suchte es, denn es wollte ihm heute nicht recht gelingen.

Im Garten vor seinem Fenster hatte der Mai sein schönstes Blumenkleid angezogen: die Jasminlaube und die Rosenbüsche sandten ihre duftenden Grüße zu dem einsamen Manne empor, die Vögel zwitscherten, die Schwalben segelten durch die Lüfte und hoch oben jubelte eine Lerche in dem blauen Ather!

Der geistliche Herr ließ hoffnungslos seine Feder fallen: „Es geht heute nicht. Der Mai duldet's nicht! Na, vielleicht morgen.“ Der Herr Pfarrer pöppelte an dem Barometer. „Er fällt. Es giebt morgen Regen. Wenn der Mai weint, komme ich vielleicht besser in die Predigtstimmung, als wenn er lacht, wie heute.“

Der geistliche Herr lehnte sich an das offene Fenster und atmete in vollen Zügen die würzige Luft. In dem Garten erscholl ein munteres Lachen aus dem Munde einer jungen Frau, der Schwester des Pfarrers, die seine Haushaltung führte.

Der Pfarrer schaute freundlich zu seiner Schwester nieder: „Guten Abend, Christiane. Lasse mich auch teilnehmen an deiner Heiterkeit!“

„Endlich habe ich ihn,“ lachte die junge Frau und hielt frohlockend einen riesigen Spargel in die Höhe. „Endlich habe ich ihn. Schon heute früh hat er den Kopf ein wenig herausgestreckt und Umschau gehalten, aber er traute nicht. Ich glaube, er wollte die Nacht abwarten, um heimlich zu schießen und uns die Freude zu verderben.“ Ha, ha, ha! Jetzt hab' ich ihn aber doch erwischt!“

Die Heiterkeit seiner Schwester entlockte auch dem ersten Geistlichen ein Lächeln: „Ja, mein Kind, was willst du denn mit dem einzigen Spargel beginnen?“

„Einziger Spargel? Was verstehst du, gelehrter Herr, von der Spargel-Disziplin? Wenn einer schießt, schießen sie alle, der da, der war der Anführer, der General, und seine Soldaten marschieren schon nach! Schon mehr als zwei Dutzend strecken die Köpfe heraus, und ehe eine Stunde vergeht, lasse ich sie ebenfalls über die Klinge springen!“

„Also werden wir heute abend noch die armen Gemordeten miteinander verspeisen?“

„Freilich! Spargeln mit Schinken. Denn Schinken gehört dazu, wie du wohl weißt!“

Der Pfarrer drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, du kleine Sünderin! Schinken am Freitag, der ein gebotener Fasttag ist!“

Frau Christiane schien durch diesen Vorwurf nicht besonders ergriffen zu sein: „Richtig ein Fasttag! Haben wir doch heute mittag schon gefastet mit Hecht und Nudeln und werden heute abend fasten bei Eierkuchen und Spargeln, und als besondere Buße noch Kopfsalat mit Eiern! Glaubst du, lieber Bruder, daß unsere heutigen Bußübungen uns einst werden hoch angerechnet werden?“

Der Herr Pfarrer war in diesem Augenblick etwas schwerhörig. Er rückte sein Käppchen und blickte über seinen Garten hinaus in das freundliche Dörfchen, das, wie die Schäflein um ihren Hirten, sich um das Pfarrhaus scharte. Neben dem Pfarrhose, wie es sich gehört, die kleine freundliche Kirche, mit dem goldenen Godelhahn auf der Thurmspitze, und neben der Kirche, wie ein treuer Kamerad, das neue stattliche Schulhaus, auf dem das Auge des geistlichen Herrn mit besonderem Wohlgefallen ruhte. Das alte Schulhaus war eine schlechte, banfällige Baracke gewesen, und den Bemühungen ihres Seelsorgers hatte es die Gemeinde zu verdanken, daß sie ein neues Schulhaus erhielt. Es war der Stolz des Herrn Pfarrers, dieses Werk geschaffen zu haben. „Kirche und Schule müssen auch in ihrem Äußern einen würdigen Eindruck machen,“ sagte der geistliche Herr, „sollen sie doch treue Freunde sein, Hand in Hand wirkend für der Menschen Wohl, und eins das andere ergänzend.“ Daß in der Nachbarschaft der Kirche auch ein Wirtshaus stehen muß, ist leider eine Thatsache, die so gewesen ist und so sein wird, so lange es Kirchen und Wirtshäuser giebt, und Schlippenbach machte keine Ausnahme. Der rote Löwe in Schlippenbach spreizte sich neben dem Kirchlein und neben dem Schulhause, als wäre er die Hauptsache, und die Bestie in dem Wirtshaus, die ein überschäumendes Bierglas in den Tassen hielt, streckte sogar seine rote Zunge heraus, als Zeichen der Verachtung gegen alle geistigen Genüsse, die nicht in Bier, Wein oder Schnaps bestehen.

Auch das Wirtshaus streifte des Pfarrers Blick bei seiner Umschau, aber er rückte dabei wie im Unmut sein Käppchen, denn der rote Löwe hatte schon vieles Unheil gestiftet in der Gemeinde. Auf der Freitreppe seines Hauses stand der Löwenwirt breitspurig, die Hände in den Taschen, und auch er hielt, wie der Pfarrer Umschau. Aber ihm war's nicht um Perchenschlag und Blumenduft zu thun, er spähte die Landstraße entlang nach Gästen, die aus der nahen Stadt an schönen Frühlingsabenden häufig einen Ausflug machten nach dem reizend gelegenen Dörfchen, um sich an der schönen Natur und schließlich im „Löwen-garten“ an Spargeln mit Eierkuchen und an einem Glase Marktgräser zu laben.

Heute aber blieb zum großen Verdrusse des Gastgebers die Landstraße leer, denn drei Handwerksburschen, die sich müde auf der staubigen Straße hinstreupelten, hielt er keiner Beachtung wert.

Die drei Burschen machten vor dem Wirtshause Halt und warfen sehnsüchtige Blicke nach dem schäumenden Bierglase im Wirtshilde. Dann steckten sie die Köpfe zusammen zu einer offenbar wichtigen Beratung. Das Ergebnis derselben schien aber kein erfreuliches zu sein. Der eine hatte zwar mit trotziger Energie eine Entdeckungsreise in allen seinen vielen

Taschen gemacht, der Pfennig, den er aus der letzten Tasche an das Tageslicht beförderte, wurde aber von seinen Kameraden mit sittlicher Entrüstung begrüßt. Die beiden andern, die mit dem Inhalte ihrer Taschen vollkommen vertraut schienen, wollten sich einer ähnlichen Lächerlichkeit gar nicht aussetzen, und beschränkten sich darauf, sich hinter den Ohren zu kratzen. Da faßte der Pfennigbestzer einen kühnen Entschluß, und mit der Mütze in der Hand trat er gegen die Freitreppe, von deren Höhe herab der Löwenwirt die nicht mißzuverstehende Beratung der drei armen Teufel mit höhnischer Verachtung beobachtet hatte. —

Auch der Herr Pfarrer hatte von seinem Fenster aus die kleine Scene vor dem roten Löwen bemerkt, und wenn er auch nicht hören konnte, was gesprochen wurde, so war doch leicht zu erraten, daß der Löwenwirt die hungrigen und durstigen Handwerksburschen unbarmherzig von seiner Thür gewiesen hatte.

Der geistliche Herr beugte sich zum Fenster hinaus und winkte seiner Schwester:

„Christiane, ich glaube, wir bekommen Gäste!“

„Bruder mache mir keinen Schrecken,“ rief die junge Frau und rückte ihre Haube zurecht und strich ihre Schürze glatt.

„Gäste! Und wie ich aussehe! Und ich bin ja gar nicht vorbereitet!“

Der geistliche Herr Bruder lächelte: „Beruhige dich, mein Kind! Dieser Gäste wegen brauchst du dich nicht in den Staat zu werfen. Und in dem Speiseschrank wird sich auch noch etwas finden für drei hungrige Handwerksburschen!“

„Freilich, freilich, für solche Gäste bin ich stets gerüstet,“ lachte Frau Christiane und eilte in die Küche.

Der Herr Pfarrer zog sich vom Fenster zurück an sein Stehpult und machte abermals den Versuch, sich in seine Predigt zu vertiefen, und um von dem verführerischen Mai nicht abermals gestört zu werden, ließ er den Fenstervorhang herunter. Aber trotzdem und abermals wurden seine Studien unterbrochen. Diesmal aber waren es nicht die Lerchen, die Schwalben und der Rosenbust, sondern die drei Handwerksbursche, die unmittelbar unter seinem Fenster abermals Halt gemacht hatten, und mit lauter erregter Stimme Kriegsrat hielten.

Der Herr Pfarrer mußte hinter seinem Vorhange unwillkürlich die ganze Verhandlung belauschen, und neugierig beobachtete er durch eine Vorhangslücke die aufgeregten jungen Leute.

„Der dicke Schuft,“ rief der eine, ein schwarzer Strunwelkopf, und schüttelte die Faust gegen den roten Löwen, „einem armen, durstigen und hungrigen

Menschen einen Bissen Brot und einen Trunk Bier zu versagen!“

„Das ist noch das wenigste und ist schon öfters dagewesen,“ brummte der Zweite, ein sommersprossiger Bursche mit brandroten Haaren, „aber Lumpen und Bettelpack hat er uns gescholten! Gott verdamme ihn!“

„Sind wir doch keine Bettler, Gott soll's wissen, ehrliche Handwerksgefallen, und Fechten ist Handwerksburschen Recht!“ jagte der Dritte.

„Dort ist der Pfarrhof, und der Pfarrer führt einen guten Fisch,“ hat der Lump gesagt. „Bacht euch, dort ist das Wirtshaus für Bettler! der rote Löwen ist mir für anständige Leute!“

„Ja, so hat er gesagt, der Schuft. Aber bei dem Pfarrer werden wir nicht besser ankommen. Er ist ein Katholischer, und wenn der erfährt, daß wir protestantisch, daß wir Ketzer sind, so . . .“

„Und nun gar der Jsaak dort,“ fiel der Sommersprossige ein, „den sieht's der Pfarrer an der Kasse an, was der für eine Religion hat.“

Der Schwarze und der Rote lachten und der Jsaak lachte schließlich mit.

„Was kann ich für meine Nase? Wenn Moses euch, wie uns, 40 Jahre lang in einer Wüste an der Nase herumgeführt hätte, wären eure Stumpfnasen auch länger geworden!“

„Der Jsaak hat recht,“ sagte der Schwarze, „es war auch nur ein Spaß. Ich mag sonst die Juden nicht leiden, du aber bist ein braver Kerl, Jsaak, und ein guter Kamerad. Das Geschwätz aber stillt mir nicht Hunger und Durst. Thut eure Mäuler auf und gebt einen guten Rat!“

„Mir fällt was ein,“ rief triumphierend der Rote. „Der geistliche Herr wird uns jedenfalls examinieren und da sagen wir, wir seien katholisch!“

„Was, unsere Religion verleugnen um ein Stück Brot?“

„Narr, nur auf eine Viertelstunde. Wenn wir uns sattgegessen haben, sind wir wieder gut protestantisch! Da sind die hohen Herrschaften nicht so skrupulös, die wechseln ihre Religion wie ihre Handschuhe, um eine Prinzessin unter die Haube zu bringen.“

„Einerlei, ich bin keine Prinzessin, ich mache nicht mit,“ erklärte der Schwarze. „Und da der Jsaak mit seinem Signalement im Gesicht!“

„Mit oder ohne Nase,“ jagte der Jsaak, „ich mache auch nicht mit. Mit seiner Religion muß man keinen Spaß treiben.“

„Gut, so hungert ihr, während ich mir's schmecken



M. G. Schatz 84

L. S. A. 85

lasse. Du Isaac kannst aber vor der Thüre bleiben, sonst wird der Pfarrer noch gröber als der Pöbelwirth war. Ich werd' dir von meinem Ueberfluß etwas zutommen lassen."

Während der Note seinen Feldzugsplan entwickelte, hätte man bei einiger Aufmerksamkeit von dem Fenster her ein leises, unterdrücktes Lachen vernehmen können und das Fenster schloß sich.

Das Kleeblatt rückte gegen die Thür des Pfarrhauses vor. Der verkappte Katholik und der Protestant traten ein und der Jude setzte sich vor die Thüre auf die Treppe.

Als die beiden den Hausflur betraten, ertönte aus der Küche das helle Lachen einer Frauenstimme.

"In der Pfarrküche geht's lustig her," sagte der Note, "das ist ein gutes Zeichen." In diesem Augenblick erschien der Herr Pfarrer, noch ein leichtes Lächeln auf den Lippen unter der Küchentür.

Der Note riß die Mütze vom Kopf, verdrehte die Augen und sagte salbungsvoll:

"Gelobt sei Jesus Christ!"

"In Ewigkeit, Amen!"

erwiderte der Herr Pfarrer, auf diesen bei dem katholischen Landvolke üblichen frommen Gruß.

"Wer seid ihr, und was wünscht ihr?"

"Ich bin ein Schneider," sagte der Note, der den Sprecher machte.

"und mein Kamerad da ist ein Schuster."

Zwei arme Reisende bitten um eine Begehrung!"

"Wie kommt's, daß ihr ganz ohne Mittel seid? Habt ihr keine Arbeit?"

"Doch, Hochwürden. Wir treten morgen in der Stadt in Arbeit, ich beim Schneidermeister Bartel, ein gut katholischer Mann, und mein Kamerad beim Schuster Mampel. Auf der langen Reise ist unser bißchen Geld alle worden, und jetzt plagen uns Hunger und Durst."

"So, so! Und ihr seid katholisch, wie ich vermüthe?"

"Ja wohl, Herr Pfarrer, ich bin aus einer uralten katholischen Familie. Der Schuster, da, ist leider lutherisch, aber sonst auch ein braver Kamerad!"

"Ich bin Protestant, Herr Pfarrer," bestätigte der Schuster. "Ich denke, das wird keine Sünde sein."

Der Herr Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf:

"Hm, hm! Ihr waret doch vorhin zu drei, wie ich von meinem Fenster aus gesehen habe? Wo ist euer Kamerad?"

Der Schneider lachte: "Der Isaac sitzt draußen auf der Staffel, er traut sich nicht herein, er ist ein Jude, aber sonst auch ein braver Mensch, ein Blechner."

"Ei, ei, ein Jude. Rufet ihn herein!" Isaac erschien unter der Haus Thür und zögerte einzutreten.

Der Herr Pfarrer ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. "Isaac, Ihr habt Unrecht gethan, an meiner Teilnahme zu zweifeln. Ein christliches Pfarrhaus ist eine Stätte der Barmherzigkeit für alle guten Menschen. Setet Euch nun hier an den Tisch, ruhet aus und erfrischt Euch. Meine Schwester wird Euch bedienen. Liebe Christiane, willst du so gut sein?"

Frau Christiane trat aus der Küche mit einem großen Speisebrett, und mit einem freundlichen Lächeln setzte sie vor den Schuster und Blechner eine Platte mit kaltem Braten, eine Schüssel voll Salat mit Eiern und eine Flasche Wein. Der Schneider erhielt eine große, gedeckte Schüssel, aus welcher Dampf aufstieg.

"Aha!" dachte er, "ich bekomme einen Extrabraten!"

Aber erst einen Schluck; und er griff nach der Flasche. "Sachte, mein guter Freund," sagte der Herr Pfarrer mit feinem Lächeln, "sachte mein Freund, Wein und Braten sind nicht für dich. Ist heute nicht Freitag, ein gebotener Fasttag, und bist du nicht ein guter Katholik, aus einer



"Sachte, mein guter Freund," sagte der Herr Pfarrer mit feinem Lächeln.

uralten katholischen Familie? Fern sei es von mir, deine katholischen Gefühle mit Wein und Braten zu beleidigen. Labe dich an dem Wassersüpplein, welches meine Schwester für dich bereitet, und draußen, mein lieber, katholischer Bruder, ist ein Brunnen mit herrlichem Wasser. Für den Protestanten und den Juden ist am Freitag Wein und Braten keine Sünde. Und nun laßt es euch schmecken. Guten Abend und gute Reise.

Als die drei auf der Landstraße wieder fürbaß wanderten, sagte der Schuster:

"Du Schneider, jetzt bist du wieder lutherisch. Wenn du aber wieder einmal Lust verpirrtest, ein wenig katholisch zu werden, — nur an keinem Freitag!"

"Halt's Maul!" brummte der Schneider und ging grollend auf die andere Seite.

Der König der Heinzeln.



Eine Depufation.

Es war einmal vor alter Zeit
 In Nvetot ein König.
 Der schlief gar lang und mühte sich
 Ums Reich der Sorgen wenig,
 Stets lustig, kreuzfidel und froh,
 Lebte er in dulce jubilo,
 That keinem was zuleide.

Auch trank er gern ein Gläschen Wein,
 Wer mag ihm das verdienen?
 Er war ja sonst ein guter Herr
 Und ließ sich willig lenken.
 Das Volk besteuert er nicht viel,
 Allein der Zehnten ihm gefiel
 Von seinen — Unterthanen.

Hoho — haha — hoho — haha!
 Das war ein guter König, ja,
 Das war ein guter König!

So ein guter König, wie ihn sich der alte lebenswürdige Vätergänger gedacht hat, ist der Heinzelnkönig, der hier auf dem Bilde, huldreichst in Gnaden zu schmuzeln geruhend, die Gaben seiner getreuen Unterthanen in Empfang nimmt — neben ihm die holde Königin und hinter seinem Throne „die Rose und der Page, der Schmuck der Hofbagage.“ Hinter dem schweren Vorhang hervor lugt verschmigt der Hofnarr, der sein breites Gesicht zu behaglichem Grinsen verzieht, als wollt' er sagen: „Nur immer herrran! ihr Vielgetreuen, nur immer herrran! — da wird doch auch etwas abfallen in meine Schellentappe, denn Gäuche und Schälke kommen bei Hofe selten zu kurz.“

Ach, das ist noch goldne Zeit im Heinzelnreiche, da lebt noch alles in Liebe und Eintracht. Da macht noch Sr. Majestät allergetreueste Opposition der Re-

gierung das Leben nicht sauer; da giebt es noch kein Budget, an dem geknipst und geknapst wird; die Minister haben sichere Pöstlein, sie werden für die ganze Lebenszeit ernannt, sind unverantwortlich und unabsehbar und vor jeder Anklage sicher. Auch der Bestand des Heeres ist für alle Zeit festgesetzt und die tapfern Krieger sind hochzufrieden, denn sie avancieren gut, werden zusehends fett und machen reiche Heiraten. Das sieht man recht wohl an dem schildernden Wehrmann, dessen kerngesunder Rundkopf, stramme Waden und vor allem der prozig in die Seite gestemmte Arm die höchste Behaglichkeit anzeigen. Im Heinzelnreiche ist auch mit der Kirche Frieden und unzufriedene und magere Geistliche kommen nicht vor. O, es ist herrlich bei den Heinzelmännchen:

„Da bleibt es hübsch beim Alten,
 „Man sieht die Kirche und den Staat
 „Recht fest zusammenhalten!
 „Hoho, haha — Hoho, haha!
 „Recht fest zusammenhalten!“

aus
 sch
 nac
 fan
 Bil
 und
 ein
 nar
 wie
 dur
 Go
 sch
 kön
 wü
 seli
 Let

Wichteljad.



Wilde Jagd.

Auf, auf, zu fröhlichem Jagen!
 Auf, in die grüne Heide!
 Es fängt schon an zu tagen,
 Es ist die höchste Zeit.

frisch auf, zum fröhlichen Hetzen!
 fort in das grüne feld,
 Wo man mit Garnen und Netzen
 Das Wild gefangen hält. —

Ja, die Heizelmännchen und Wichteln haben auch noble Passionen. Ein Sonntagskind, das unbeschieden durch den Wald schreitet in milder Frühlingsnacht, wenn der Vollmond am Himmel steht und ein sanfter Westwind süßen Duft aus den sprossenden Büschen dahertreibt, hört es rauschen und rascheln und leise, leise pfeifen und tuten. Schaut aber so ein begnadetes Menschenkind von sicherem Versteck genauer zu, so sieht es das sportliebende Heizelvolk, wie es auf flüchtigen Mäuslein über die Heide und durch den Wald faust in wilder Hetze, den schnellen Goldkäfer zu jagen und den grimmen Hornschroter. Hat der Lauscher Glück, so erblickt er vielleicht auf schneeweißer Rassemaus edelster Zucht die Wichtelkönigin, welcher Jagen zur Seite jagen, mit Glühwürmchen vor sich auf dem Sattel, damit die Goldselige vor allem Unfälle bewahret sei. Ja, die kleinen Leute geben es so vornehm als die Großen der

Menschenwelt, und dabei haben sie noch manchen Vorteil vor diesen voraus. Kein einfältiger Bauer klagt über Wildschaden, kein unverschämter Volksschmeichler verlangt die Einhegung des Hochwildes, kein weichmütiger Schwächling schimpft über Thierquälerei. Nein, von den Wichteln wird die Hetzjagd ausgeübt Sonntags wie Werktags, durch fremdes Eigentum, durch Flur und Saat — das ist altes Herrenrecht, welches nie und nimmer willkürlich abgelöst werden kann, wie es schnöderweise bei den Menschen geschah in toller, autoritätsloser Zeit.

Drum, wenn das Halali durch den Wald erschollen, die Strecke begangen und abgeblasen ist, wenn das frohe Jagdmahl beginnt und den Wichteln aus Anemonen- und Primelkelchen der köstlichste Maitrant serviert wird — da jubeln die wackern Jagdgenossen von altem Stamme und blauem Blute hellauf und das Lied wird angestimmt:

„Das edle Jägerleben
 „Vergnügt unsre Brust,
 „Den kühnen Fang zu geben
 „Ist unsre höchste Lust!
 „Haro — hussah — haro!“

Was der Mensch nicht alles essen kann.
(Auf mehrfache Aufforderung aus dem 1862er Hinte. iden abgedruckt.)



Der Mensch ist das aetvrafiaste Gefchöpf unter der Sonne und im Essen leistet er das Unglaubliche, namentlich wenn er 15 Jahre alt ist und man ihm einen Apfelsuchen hinstellt oder neue Kartoffeln mit Pippelkäs. Die sogenannten Feinschmecker essen aber auch noch andere Sachen, bezahlen sie mit teurem Gelde und sagen, es seien Packerbissen, und wenn man die guten Sachen bei Licht betrachtet, so sollte man nicht meinen, daß es möglich sei, solches Zeug zu essen. So ist z. B. die Auster nichts weniger als ein appetitlicher Bissen, und das Beste an ihr ist der Burgunder, den man dazu trinkt und was die Schnecke betrifft, so ist diese eine nahe Verwandte zur Auster und man kennt ja das Tierlein.

Die indianischen Vogelnester, ebenfalls Packerbissen, kosten zwei Dukaten das Stück und bestehen aus Froschlach und ekelhaften Würmern, und daß der Schnepfendreck etwas Extrafines ist, weiß jedermann.

Einer aber hat gemeint, er wisse es noch besser als jedermann und hat sich nur deswegen eine Schneise im Käfige groß gezogen und hat sich's jeden Morgen um 10 Uhr auf's Brod gestrichen, und es hat ihm auch geschmeckt.

Daß es Feinschmecker giebt, denen nichts lieber ist als eine recht fette Kreuzspinne, und sie extra deswegen mästen, ist eine bekannte Sache. Sie sollen schmecken, wie Nufsterne; der Hinkende Bote hat zwar noch keine versucht; man muß sich auch etwas versagen können. Kelleraffeln und Maikäfer zu verpeisen, ist eine beliebte Belustigung der Schuljugend, und daß Froschschenkel besonders appetitlich sein sollen, kann der Hinkende Bote auch nicht einsehen, namentlich wenn Krotenschentel darunter sind.

Schwämme sind bekanntlich ebenfalls Packerbissen, nur haben sie die fatale Eigenschaft, daß sie hie und da giftig sind, und sie können einem schlecht bekommen, wenn man nicht gerade, wie jener Pfarrer, Kinder hat, an denen man sie vorher probieren kann.

Daß man aber auch Erde essen könne, weiß nicht jedermann und doch ist's so, denn in Samarang auf Java, (wer nicht weiß, wo Samarang liegt, kann den Herrn Lehrer fragen, vielleicht erfährt er's) da findet man eine Erde, Amyo oder Tanah-Amyo genannt,

die wird von den dortigen Eingebornen mit großem Eifer aufgesucht, in lange Würste gerollt und über einem Kohlenfeuer langsam geröstet und die Japanesen sagen, es gäbe nichts Besseres. Wohl bekomn's.

Item, wenn die Samarang-Würste auch ein wenig Magendrücken machen, eine schöne Sache ist's doch um das Erde-Essen, und wir wären froh gewesen anno 17, wo das Paiblein Brod einen Gulden gekostet hat, wenn wir, weil auf den Aekern nichts wachsen wollte, die Acker selber hätten essen können.

(Tanzpause. *)

Heiße juchhei! Da geht es lustig her! Da klinget die Fidel, da dudelt der Bass! Das hat Schweiß gekostet bei Tänzern wie bei Spielteuten. Beide ruhen nun erschöpft von der gehaltenen Anstrengung. Mit der köstlichen Scene, die er uns im meisterhaften Bilde vorführt, hat der berühmte Künstler, Benjamin Bantier, wieder einmal einen geschickten Griff hineingetan ins volle Menschenleben. Ein Brautfest ist es, das er vor unserm Auge mit überraschender Naturtreue vorüberziehen läßt. Das sieht man schon aus den Guirlanden und Kränzen, mit denen der Tanzsaal geschmückt ist, und ferner aus dem umkränzten Transparent über dem Eingange ins Hinterzimmer, auf dem die Worte prangen: „Bivat Johann und Martha“. In jenem Hinterzimmer aber sitzt, umgeben von Eltern und Schwiegereltern, von Basen, Mähmen und Bettlern, das glückstrahlende Brautpaar an reichgedeckter Tafel und thut sich gültlich an Wein und schmackhaften Speisen. Ein junger Bursch möchte freilich gern schon wieder das Tanzbein schwingen. Mit erhobener Rechten winkt er hinterstehenden Gefährten zu, mit ihm zu gehen in den Tanzsaal, wo der Brautführer sich eben den Brautjungfern nähert, um ihnen aus zierlicher Kanne einen kühlen Trunk darzubieten. Welch prächtige Reihe liebreizender Mädchengeftalten! Es muß schart hergegangen sein bei dem wirbelnden Reigen, denn der einen lieblichen Maid ist der Haarzopf aufgegangen, den sie nun wieder in Ordnung zu bringen sich bemüht, während eine andere, auf einer Bank vor ihr, sich daran macht, ihre in Unordnung geratene Fußbekleidung wiederherzustellen. Eine prächtige Gesellschaft sind die vier Spielteute. Das sind die echten Vertreter einer würdigen Dorfmusik. Sie verleugnen auch nicht die allen Musikanten anhaftende Grundeigenschaft, den Durst. Während der Posaunist den Speichel aus seiner Posaune ausgießt, gießt sich sein Kumpan ein volles Glas in die Kehle. Ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ja, ja, „eine Musikantentehle, die säuft als wie ein Loch!“ heißt es im Liede.

Lange wird die Tanzpause nicht dauern. Bald pufet der wadere Posaunist wieder mit vollen Baden in sein Instrument. Bald drehen sich die zierlichen, mit sauberen weißen Strümpfen bekleideten Füße der holden Tänzerinnen wieder nach dem Takte. Tanz nur immer froh und heiter dahin, ihr Burschen und Mägdelein. Frohsinn und Tanz ist ja das Vorrecht der Jugend. „O Jugend, wie bist du so schön!“ singt der Dichter, und: „Das ist die selige, goldene Zeit, das sind die Tage der Rosen!“ Benutzt sie darum fleißig, denn nicht lange dauert es, dann ist sie vorüber, die goldene Zeit, und es naht das Alter, das freudlose, das nichts uns bringt als die Grimmering. Und nun vorwärts, Musikanten, ein frisches, fröhliches Stücklein! Und nun frisch drauf los, ihr Tänzer und Tänzerinnen, bis zur — nächsten Pause!

*) Siehe das Photographiedruckbild vorn im Kalender.

Der Venekenstein.

Eine altmärkische*) Dorfgeschichte
von Wilhelm Meyer-Markau.

Im Bauerngehöft.

„Da soll doch der Deifer¹⁾ gleich neunundneunzigtausendmal dreinschlagen! Will sich so ein Guck-in-die-Welt ihrem leiblichen Vater widersetzen. Als ob der dummen Trin' jemals so ein' Stell' wieder 'boten werden könnt'! Und da will das obstinat' Geschöpf sich sträuben, so ein' ticht'gen Bauernjungen vom Nummer-Eins-Hof weit und breit herum zu frei'n! Ne, so wahr ich Hansjochen Behn heiß', der Querkopf freit Schulz seinen Fürgen, oder ich will auf'm Fleck gleich zehn Klaster tief in den Erdboden versinken!“

Der, welcher sich in der niedrigen Bauernstube so in immer heftigeren Zorn hinein redete, war ein Mann von annähernd sechzig Jahren. Sein jetzt vom Arger stark gerötetes Gesicht charakterisierte ihn als ein Musterexemplar jener Gattung unter den Bauern, aus deren harten Zügen Geld, Geld und nichts als Geld spricht. Die stumpfe Nase, die flache Stirn, das struppig borstige Haar hätten das Gesicht fast stupid erscheinen lassen können. Die sich immer wieder energisch zusammenkämpfenden Lippen waren Kennzeichen unbeugbaren Bauernstolzes, der gegen Durchsetzung seines Willens nicht Widerspruch aufgenommen, sich nicht Hindernisse in den Weg legen läßt. Die gedrungene, breitschultrig-knochige Gestalt schritt jetzt auf die Thür zu. Wüchtig fiel die schwierige Hand auf die Klinke, und indem der Bauer die Thür sperrangelweit aufriß, rief er in die Diele seines altfächsischen Bauernhauses rauh und kräftig „Mutter!“ hinein.

„Was willst dem?“ erklang es aus dem Kuhstalle an der linken Seite der Hausdiele mit fragender Frauenstimme zurück.

„Komm' mal in die Döns²⁾!“

„Gilt das so, Vater? Du weißt ja doch, ich muß die Ställ' freu'n, die Klüb' kommen von der Weid' heim und können sonst nicht ein'bunden werden.“

*) Die „Altmark“ ist „die Wiege des preussischen Staates“. Ursprünglich zu Ende des 8. Jahrhunderts als Mark Soltwedel und Mark Tangermünde von Karl dem Großen gegen die Wenden gegründet, umfaßt sie jetzt als nördliche Spitze der preussischen Provinz Sachsen die vier Kreise Salzwebel, Stendal, Osterburg und Gardelegen. Von den vielen hervorragenden Söhnen der Altmark sei hier nur Fürst Bismarck genannt. Die Altmark ist eine der interessantesten Gauen Deutschlands. Im zähen Festhalten am Hergebrachten, an alter Sitte und altem Brauch zeichnen sich die Altmärker bis auf diesen Tag aus. Mit besonderer Genugthuung weise ich als Altmärker auf ein Prachtwerk hin, das in gebiegener und fesselnder Darstellung mein Heimatländchen beschreibt. Es sind die in vorzüglichster Ausstattung erschienenen „Bilder aus der Altmark“ von Hermann Dietrichs (Maler) und Ludolf Parisius (Schriftsteller) im Verlage von F. F. Richter in Hamburg. Parisius, der bekannte Reichstagsabgeordnete, ist Altmärker, und hat sich durch Herausgabe des Werkes geradezu ein Verdienst um die deutsche Volks- und Landeskunde erworben. — Die obige Erzählung spielt in jenem Teile der Altmark, den ich unter der Überschrift „Der Hansjochenwinkel“ in Nr. 19 der „Gartenlaube“ von 1882 geschildert habe.

W. M.-M.

¹⁾ Deifer = Teufel.

²⁾ Döns = Stube.

Großer Volkskalendar für 1885.

„Ist denn die Dirn' da?“

„Veneken? Die hat die Kiep' 'nommen und holt noch Grünfutter.“

Das schien dem Bauern zu genügen. Schwerfällig schritt er über die Lehnstiele auf die Stallung zu. Als die Bäuerin ihn nahen hörte, nahm sie geschwind einen Zipfel ihrer groben, blau-leinernen Schürze und wischte geschäftig an ihren Augen herum. Sie entfernte Spuren geweinter Thränen.

„Nun jag' blos, was die Dirn' eigentlich will!“

„Welche denn?“ fragte die Bäuerin. Doch hätte der Bauer an der Klangfarbe ihrer wenig sichern Stimme gar leicht hören können, daß sie wohl wußte, welche Dirne gemeint war, wäre er nicht zu übermäßig mit seinem noch immer kochenden Zorne beschäftigt gewesen. So stieß er kurz und rauh hervor: „Frag du noch! welche denn sonst als Vene. Will das einfältig' Menschenkind sein Glück mit Füßen treten. Als ob solch' Höf' wie der Merkower gleich Kieselstein' am Weg' nur so 'rum lägen. Aber ich werd' ihr die Vänd' antreiben, werd' ihr zeigen, was 'ne Hart' ist.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Bäuerin, während der Bauer, zornig hin- und herschreitend, sich von neuem in lauter Gift und Galle hinein redete. Endlich wagte es die Frau, sein Nedegepolter mit der schüchternen Bemerkung zu unterbrechen: „Aber Vater, wenn sie's doch nur einmal nicht kann!“

Die arme Frau erschrak selber, als ihr das kühne Wort entfahren war. Dem Bauern aber kam's gerade recht.

„Was, nicht kann? Was nicht kann? Solchen Hof als Bauerfrau nicht bewirtschaften? Das also hast ihr nicht einmal beizubringen wußt! Nun ja, man kennt dich. Das ist stets Veneken hinten und Veneken vorn. Und's Arbeiten, das thust lieber selbst, als daß das faule Wesen sich nur die Finger nasmachen darf!“

Jetzt war schier kein Ende mehr abzusehen vom Wettern und Fluchen. Arme Bäuerin! ärmste Mutter! Emig schüttelte sie das Strohbindel auseinander. Mit den niedervirbelnden Halmen fiel Thräne auf Thräne herab. Nicht darüber weinte sie, daß ihr Mann sein eigen Fleisch und Blut am Fleiße schmälerte — daran war sie auch für ihre Person seit langem gewohnt, trotzdem sie sich bewußt war, daß sie sowohl wie ihr Kind nie die Hände müßig in den Schoß gelegt, daß sie beide selbst vor harter Männerarbeit nie zurück geschent, wenn Not am Manne war. Aber darüber mußte sie weinen, daß der Mann, dem sie Liebe und Treue bis in den Tod geschworen, nichts wußte, nichts wissen wollte von Liebe. Ihr Einwurf: „Aber wenn sie's doch nun einmal nicht kann“ — hatte ja doch am letzten Bezug auf Vene's Pflichten als zukünftige Bäuerin des großen Merkower Schulzenhofes haben sollen, nein, sie hatte an den gedacht, der dann der Bauer, der Herr auf jenem Hofe war, an den roten Fürgen, den rohen Burschen, den schon beim Tanze im Krüge alle ordentlichen Mädchen flohen, mit dem nicht einer vom Jungvolk weit und breit auf freundschaftlichem Fuße stand. So etwas konnte dem Bauern allerdings nicht befallen, ihm, dem gieren Blicks auf den fetten Hof, auf die großen Geldsäcke des Merkower Schulzen stierte.

Während der Bauer noch schalt und tobte, kam der Kuhjunge mit zwölf aalglatten Kühen auf den Hof getrieben. In hastender Eile stürzte sich das Rindvieh auf den Brumentrog, seinen Durst zu löschen. Mit

ein paar Kraftausbrüche machte der Bauer seinem Geschelte ein Ende. Nicht als ob er so viel Schicksalsgefühl besessen hätte, die Bäuerin nicht vor den Ohren des flachshaarigen Knaben herunter zu setzen, nein, er mußte jetzt für's liebe Vieh sorgen, mußte den Kühen Wasser aus dem Ziehbrunnen heraufziehen, weil der hembärmelige Barfüßler zu der Arbeit noch zu schwächlich war.

Für die nächste Stunde war der Bauer mit dem heimkehrenden Gesinde beschäftigt. —

Auf die Siebelthür zum Futtergange des Nebengebäudes schritt eine schlanke Mädchengestalt zu. Jetzt stand sie still, tastend löste sie mit der rechten Hand die Öse einer der beiden Gurte von dem einen Fuße der Tragkriep, die sie, angefüllt mit Grünfutter, vom Felde heimgetragen. Als der Gurt gelöst war, schnellte sie ihn mit gelübtem Griffe über den Kopf, ohne ihn loszulassen und setzte so die Kriep vorsichtig vom Rücken nach vorn herüber auf das vorgebeugte linke Knie, von wo aus sie die schwere Bürde langsam zur Erde gleiten ließ. Erschöpft ließ sich das Mädchen auf der Rasenbank nieder, die nahe der Thür rings um den Stamm eines Birnbaums angebracht war. Sie wußte sich allein. Gestattete doch nur ein enger Durchgang zwischen den Ecken des Dstgiebels vom Hause und des Westgiebels von den Stallungen unmittelbaren Zutritt zu diesem abseits liegenden Raume, in den zwei Birnbäume sich geschwisterlich teilten, und der durch eine hohe Bretterwand nach der dritten Seite hin abgeschlossen wurde. Das Mädchen auf der Rasenbank lehnte den Kopf hinterüber gegen die durchfurchte Rinne vom Birnbaukstamme. Die arbeitsharten Hände legten sich auf ihrem Schoße ineinander. Ihr tiefdunkles Augenpaar blickte über die Bretterwand hinweg, ziellos in die unendliche Bläue des Abendhimmels. Die bleichen Wangen waren von der Anstrengung jetzt schwach geröthet. Sorgfältig geglättetes braunes Haupthaar überdachte die hohe, freie Stirn. Der wehmüthige Ausdruck des schönen Mädchengesichtes wurde nicht gemildert durch den reizenden Gegenatz, den Grübchen in Kinn und Wangen bewirkten. Dies Mädchengesicht hatte vor wenigen Tagen noch heiter und unbefangenen in die Welt gestrahlt, sich und andern zu Lust und Freude. — Ein leiser Windeshauch kflüsterte in den Blättern und Zweigen der Birnbäume, die einen vollen Regen weißer Blütenblätter ihrem lebendigen Lieblinge da unten auf Haupt, Schultern und Schoß warfen. Es war, als wirbelten Schneeflocken vom Himmel in das Grün des Lenzes, der in voller Pracht da stand. Ein Reif war ja auch in den Frühling eines warmführenden Mädchenherzens gefallen.

Noch immer saß Lene teilnahmslos da. Ihre leicht gerötheten Augenlider blieben trocken. Nicht linderte Thränenbalsam ihren Schmerz; kein Seufzer entrang sich ihrem Busen. Das Mädchen schien, von Seelenschmerzen überwältigt, für ihre Umgebung völlig abgestorben zu sein.

Lene hörte nicht, wie die Knechte peitschenknallend auf den Hof gefahren kamen; das Blöken der heimkehrenden Schafherde tönte ihrem Ohre nicht.

Ein Mutterschaf, das sich den Unwillen des Schäferhundes zugezogen, flüchtete geängsteten Laufes durch den engen Durchgang und suchte seinem klaffenden Verfolger um die Stämme der beiden Birnbäume herum zu entkommen. Dicht vor Lenes Füßen stolperte das gehetzte Tier über einen Baumast. Das Mädchen schreckte auf, rief dem Hund: „Schäm dich, Vello!“ zu, so daß dieser den Schwanz einzog und beschämt

ob seines unmanierlichen Benehmens zurück in den Hof schlich. Verschüchtert folgte das Schäflein. — Mit einem Seufzer erhob sich auch Lene. Sie schritt ins Haus, ihr Tagewerk zu vollenden.

In der Kammer.

Das Abendessen hatte Familie und Gesinde zum letztenmale für heute zusammengeführt. Lene hatte sich bei demselben neben ihrem Vater unheimlich beängstigt gefühlt. Jeden Augenblick befürchtete sie einen neuen Wutausbruch seinerseits. Von jeher waren ihr nur äußerst selten freundliche Worte von ihrem Vater zu teil geworden; nie aber hatte sie sich unterstanden, seinem Willen den geringsten Widerstand zu leisten. Heute zum erstenmale hatte sie einen schüchternen Einwand gewagt; aber bis ins Innerste hinein war sie erschrocken von den Folgen. Sprachlos hatte sie der Vater zuerst angestarrt, dann hatten abgerissene, zusammenhangslose Wutlaute sich seinen Lippen entzungen. Flüche und Verwünschungen ohne Zahl waren über sie hereingebrochen. Sobald wie nur möglich suchte sie der Nähe ihres Vaters zu entkommen. Draußen war sie an der Mutter, die zwecklos am Herde mit unsicherem Griffe hantierte, vorbei bis an's Thorende der Diele geeilt und hatte sich dann mit einer der dort an der Seitenwand hängenden Kriepen schnellen Schrittes in's Feld begeben. Beim Abendessen war sie zum erstenmale seitdem wieder in die ihr nun fast unheimliche Nähe des Vaters gekommen. Jeder Bissen drohte sie da ersticken zu wollen. Von Herzensgrund betete sie das Dankgebet am Schluß mit, aber sie dankte nicht für Speise und Trank, sie dankte dafür, daß der Vater sie nicht vor dem gesamten Gesinde mit harter Rede angefahren. Nachdem sie sodann in der Küchenabteilung der Diele ihren Anteil an der letzten Frauenarbeit hastig vollendet, ging sie mit einem Gute-Nacht-Grüß für die Mutter in ihre Schlafkammer, welche als letzter der Wohnräume vor den Ställen lag.

„Armes, armes Leneken!“ murmelte die Bäuerin hinter ihr drein. Ach, daß sie ihr hätte helfen können, ihr hätte sagen können: „Kind, ängstige dich nicht, deine Mutter schützt dich vor dem verhassten Bräutigam, schützt dich, wenn's sein muß, selbst vor deinem eigenen Vater.“ Aber sie wußt's nur zu gut, die bestimmte Frau, daß Bauernheiraten meistens ohne Liebe zu etwas Besserm, als zu Haus, Hof und Geldsack geschlossen werden, wußte — ach, und ob sie's wußte! — wie auch sie einst willenlos dem Gatten von eigenem Vater, von eigener Mutter überliefert worden war, ihrem Gatten, gegen dessen trotigen Willen sich aufzulehnen sie niemals gewagt, sie niemals wagen durfte.

Als Lene die Thür ihres jungfräulichen Heiligthums mit hölzernem Riegel geschlossen, schritt sie auf ihr Bett zu. Vor demselben fiel sie auf die Knie, ihr sorgenschweres Haupt in die weichen Kissen vergrabend. Seufzer auf Seufzer entquollen ihrem gepreßten Busen. Vom Nlederstrauß im Gärtchen drangen balsamische Wohlgerüche durch's geöffnete Fensterlein in die Kammer. Lene achtete dessen nicht. Bild auf Bild aus dem letzten Jahre ihres jungen Lebens zog an ihrem geistigen Auge vorüber, und immer wieder war es die häßliche Gegenwart, welche die lieblichen Bilder der Vergangenheit entstellte. In kindlich-jungfräulicher Harmlosigkeit waren ihre Tage unter Mühe und Arbeit dahin geflossen. Wohl fast alle von den schmucksten der Bauernburjchen hatten sich um ihre Gunst beworben. In harmloser Rederei tändelte sie mit allen; keiner aber konnte sich mehr Begünstigung von ihr rühmen,

feiner sich über mehr Vernachlässigung durch sie beklagen als der andere.

Weil ihr Betragen gegen keinen ihrer Verehrer durch mädchenhaftes Kokettieren noch durch Herzensneigung zu einem unter ihnen bestimmt wurde, war sie der Liebling aller geblieben. Das war anders geworden, anders, seitdem einer im Dorfe weilte, der nicht wie alle andern Bewohner auch in ihm geboren war. Fast ein Jahr war's her. Die Mutter und sie hatten draußen auf dem Kampfe mit Gesinde und Tagelöhnern das Kohlrübenfeld behackt. Als sie vor Feierabend nach Hause ging, das Vieh abzufüttern und das Abendbrot zu kochen, hatte sich zu ihr, als sie eben vom Feldstücke auf den Weg übertrat, ein Wanderbursch gesellt. Gesitteten Tones hatte er ihr „Guten Abend“ gewünscht und sie dann um dieses und jenes befragt, das Handwerksburschen vor einem fremden Orte eben interessieren kann. Als er erkundet, daß im Dorfe eine Schmiede sei, und

daß der Meister wohl einen Gesellen einstellen könne, da sein Hansjochen von nächster Woche ab „Soldat gehen“ müsse, hatte er sich für die freundlich erteilte Auskunft bedankt und war in die Schmiede gegangen, die gleich vorn im Dorfe lag. Lenen hatte der Handwerksbursch nicht mehr interessiert als vor ihm alle andern. Wohl hatte sie bemerkt, daß er sorgfamer in Kleidung einherging als die meisten seinesgleichen, doch hatte sie sich auch dabei eben nichts Besonderes gedacht. Als er nach etwa acht Tagen von Meister Pollehn auf ihres Vaters Hof geschickt wurde, dem Fohlen die Hufe auszuscheiden, hatte sie ihn nicht einmal wieder erkannt. Wohl hatte sie von der Magd gehört, daß bei Pollehns ein neuer Geselle eingestellt sei, aber sie wußte nicht,

daß dieses eben der sei, den sie dahin gewiesen. Sie wollte mit dem Simer behend an ihm vorüber, als er eben den letzten Schnitt am Hufe des Füllens gethan. Da sah er auf und erkannte seine Begleiterin.

„Da bist du ja! Hab' mich bei dir noch zu bedanken für Arbeitsnachweisung und will's hiermit denn gethan haben“, redete der Geselle sie in fremd klingender Aussprache an. Unwillkürlich schoß ihr das Blut in die Wangen, weil sie von dem Fremdling unversehens so freundlich angesprochen wurde.

„Ist gar nicht nötig, so etwas thut man bei jedem!“ gab sie zur Antwort. Der Blick aber, den sie mit mädchenhafter Neugier auf ihn geworfen, sagte ihr, daß doch unter all' den Burschen im ganzen Dorfe nicht einer sei, der ein so männlich-schönes Gesicht aufzuweisen hätte wie er. Sie häßt's ihm fast übel nehmen können, daß er aus weiter Ferne nach Baunes gekommen,

um die heimischen Burschen auszustechen. — Sie hatten sich dann öfters gesehen, wenn sie zur Feldarbeit schritt und er zufällig vor der Schmiede eine Pflugschar vom Gestelle löste, oder Pferde beschlug, oder mit Meister und Lehrlingen Wagenreise aufband. An den Sommer-Sonntagabenden war er auch mit auf dem Dorfsplatz beim Jungvolke erschienen, hatte mit eingestimmt, wenn diese ein ihm bekanntes Lied sangen, hatte sich mitbetheiligt am Spiel und auch ab und zu mit seiner volltönenden Männerstimme fremde Weisen gesungen, denen die fröhliche Schar zuerst andächtig gelauscht und deren einige sie zuletzt von ihm erlernt.

Lenen war er immer mit mehr Aufmerksamkeit begegnet als all' den andern. Doch fand sie das nur natürlich: war sie doch seine älteste Bekanntschaft am Orte. Sie suchte sich dessen aber auch nicht, wie's sonst wohl ihre Weise war, mit mädchenhaftem Troste zu erwehren. — Damals diente auch Bruder Hansjochen

noch nicht in Waßaf bei Onkel Christian wie jetzt, weil er sich mit dem Vater nicht stellen konnte. Der hatte ihr öfters davon gesprochen, daß Pollehns Adolf im Krüge fast immer erzählen müsse, wenn Bauern und Jungvolk an gesonderten Tischen hinter ihren Braunbierfrügen saßen. „Und erzählen kann er von fernem Gegenden und fremden Leuten, fast besser als Kanters Vater“¹⁾. 's ist grad', als wenn der Priester auf der Kanzel steht, 's geht's ihm vom Mundwert,“ hatte Hansjochen dann wohl hinzugefügt. Das Lob hatte ihr immer recht wohl gethan. Und 's konnt' ihr auch schmeicheln. War sie's ja doch, die ihn in's Dorf geleitet, ihm Arbeit darin nachgewiesen. Wem sollt's auch gleichgiltig sein, ob er keinen Genossen einen ordentlichen Menschen oder einen Thunichtgut



Sie fiel auf die Knie, ihr sorgenschweres Haupt in die weichen Kissen vergraben

zuführt?

Im Winter war Gesell' Adolf auch ab und zu mit in die Spinnstube gekommen. Spinnen konnte er nicht wie die andern Dorfburschen; aber müßig saß er doch auch nicht gern: er haspelte den Spinnern das Garn. Und wenn's an's Geschichtenerzählen ging, dann konnt' er's, wie eben auch nicht einer. Seine Geschichten waren alle spannend, und so unmanierlich wie viele der andern waren sie erst recht nicht. Öfter als es sonst vorkam, verlor Lenen mit einer ihrer Hände den gesponnenen Faden, während er den Faden langer Erzählungen so interessant abspann. Und wenn er sich gegen sie auch einmal wie gegen die andern eine Schälerei erlaubte, indem er ihr den Wockenarm flugs verdrehte, so konnte sie ihm doch nimmer so schnippisch

¹⁾ Kanters Vater = der Kantor (Lehrer).

antworten, wie's bei den andern manchmal von ihren Rippen kam. So war's den Winter über gegangen. Dem Auferstehungsfeite der Gottesnatur hatte sich wie alljährlich das Auferstehungsfeite des Gottesohnes angeheißt. Als die Knabenschar auf dem Osterberge in der Dämmerung drei Stangen, die rechts und links stehende mit Bienenkörben, die mittlere mit einer Wagennabe darauf, dicht angefüllt mit geteertem Kienholze, aufgerichtet und angezündet hatte, war auch das Jungvögel Arm in Arm in bunter Reihe unter fröhlichem Gesange hinausgezogen. Auch Gesell' Adolf war mitgegangen. Auf dem Heimwege war er, ob durch Zufall oder mit Absicht, an Lenes Seite gekommen. Sie legte ihren Arm in den seinen, wie sie's und die andern Dirnen bei den Burschen an diesem Tage immer thaten. Er hatte ihr erzählt, er sei heute zum erstenmale bei einem Osterfeuer gewesen, dabem bei ihm kenne man es gar nicht.

„Aber dann habt ihr ja gar nicht Ostern!“ meinte sie. Da hatte er erzählt von den Sitten bei ihm dabem, und auch von seinem Mütterlein hatte er gesprochen und von noch allerlei, sie wußt's schier gar nicht mehr, wovon er ihr all' erzählt. Aber das wußte sie, daß es ihr recht lieb gewesen war, als sich die lebendige Kette zu Paaren gelöst, und sie zu allerlezt mit Gesell' Adolf hinter den andern dreinging. Auf dem Dorfplatze fanden sie die andern schon vor, als sie ankamen. Sie freute sich, daß es dunkel war; sonst hätten alle ihr überpurpurtes Gesicht sehen können, als der Flaufenmacher Verchen-Karl sie und ihren Begleiter mit einem wenig zweideutigen Bauernwitz begrüßte. Auch verwies sie ihm das diesmal nicht, wie sie es sonst wohl gethan hätte. Als sich dann auf der Bank vor Quinstedts Thor alle niedergelassen hatten und zu spielen begannen: Wie gefällt dir dein Nachbar? da war auch sie darauf hin von Peters Friß gefragt worden. „Gut!“ war es ihr entschlüpft. Sie erschrak selber darüber; aber es war ihr, als drückte ihr Nachbar da ihren Arm fester an sich. Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als der Flaufenmacher gegen ihre Befürchtung einen andern Witz in die Gesellschaft warf, als einen solchen auf die gute Nachbarschaft zwischen Gesell' Adolf und ihr. Es würde sie aber auch bis in's Innerste hinein geschmerzt haben, wenn gerade darüber gelacht worden wäre. Sie hatte sich den übrigen Abend ganz gegen ihre Gewohnheit recht zerstreut am Spiele beteiligt, und auch Gesell' Adolf war gar nicht so unbefangen fröhlich wie sonst wohl immer. Woran das nur liegen mochte? Sie hatten doch beide eben gar nichts Besonderes erlebt!

An das alles dachte die arme Lene, als sie jetzt in

stiller Nacht vor ihrem Bette mit zusammengekrampften Händen lag. Aber jedesmal, wenn ihre gehekte Gedankenreihe bei einem der Bilder in wohliger Ruhe sich zu sammeln begann, war es, als grünte ihr aus dem Hintergrunde desselben ein höhnedes Teufelsgesicht entgegen, und wenn sie genauer hinsah, dann war's gar kein Teufelsgesicht, dann war's nur das Gesicht des struppig-rothaarigen Jürgen vom Merkower Schulzenhofs. Gestern, Sonntag-Nachmittag, war's gewesen, als der Freiwerber beim Vater um sie als zukünftige Merkower Schulzenfrau anhielt. Der alte Schulze schickte ihn, hatte er gesagt. Dem sei, wie Behns Vater ja wisse, kürzlich die Frau gestorben, er gehe natürlich noch immer am Stocke wie seit fünfundsanzig Jahren, seitdem ihn der rote Fuchshengt geschlagen, und da sei eine Bäuerin auf diesem Hofe doppelt und dreifach inmentbehrlich. Sein Jürgen solle freien, und wenn Behns Vater der Lene 6000 Thaler als Mitgift „verschreiben“ lasse, so sei Jürgen damit einverstanden, daß sie seine Bäuerin werde. Eigentlich sei das für seinen Hof nicht Geld genug; denn Jürgen sei ja Einziger. Allein von Lene sage man ja, sie sei fleißig und brav, und das sei doch auch etwas wert. — So hatte der Freiwerber zu Lenes Vater ausgerichtet; er selber hat's Lene alles haarklein erzählt. Er war froh, daß er das erzählen konnte. Nur einem einzigen konnte für seine Tochter der große Merkower Schulzenhof angetragen werden, und dieser einzige war nun er: Hansjochen Behn aus Baunes. Lene war jedes dieser Worte vom Vater wie ein Messerstück ins Herz gefahren, daß ihr dasselbe noch jetzt in stiller Nacht zusammenkrampfte. Die ganze Nacht lag sie so da. Sie hörte nicht, wie der Hahn die Morgenstunde ansagte, sie schreckte nicht auf, wenn ab und zu eine der scheidigen Klübe im Stalle nebenan im Traume mit der eisernen Halskette

raffelte. — Als sich aber in früher Morgenstunde die Stubenthür öffnete und ihr Vater mit harter Stimme: „Lene, aufstehen!“ hindurch rief, da sprang sie wie von der Tarantel gestochen empor. Schneidend fuhr ihr seine Stimme in's Herz. Es war ihr, als ergöffe sich damit noch einmal all das herbe Leid über sie, das ihr gestern angethan war. Sie hätte aufschreien können in rasendem Seelenschmerze, wäre ihr nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen. Fröstelnd öffnete sie die Thür ihres Kämmerleins und schritt an ihr Lagerwert. Sie sah nicht zu wissen, daß sie ihr Lager nicht berührt hatte, wußte nicht, ob sie mit schlafenden oder wachenden Augen geträumt.

Nach Merkow.

Unter regem Schaffen und Wirren in Feld und Flur hatte der Sommer Einzug gehalten. Bauer Behn



Aber das wußte sie, daß es ihr recht lieb gewesen war, als sich die lebendige Kette zu Paaren gelöst, und sie zu allerlezt mit Gesell' Adolf hinter den andern dreinging.

he
w
S
fel
bi
no
do
zu
Ve
zu
dei
de
N
un
we
des
zu
m
w
T
hir
erz
G
for
sor
Lal
der
ver
sch
ein
get
über
fla
Do
auf
im
vor
ang
vor
der
setz
jun
jun
nach
nid
rief
tan
An
end
wu
spr
mit
Pfe
jede
dar
Wä
dirt

hatte seit jenem Tage mit seiner Tochter kein Wort wieder von der Heirat gesprochen. Aber daß Lene den Schulzenjürgen heiraten müsse, das stand bei ihm so fest wie das Amen in der Kirche.

Der Schulze von Merkow hatte seinen Freierwerber vierzehn Tage vor Jakobstag wieder zu Behns Vater nach Baunnes geschickt und bestellen lassen, wenn man dort wirklich gekommen sei, die Lene den Jürgen freien zu lassen, so möchte Behns Vater und Mutter und Lene und ihr Bruder Hansjochen nächsten Sonntag zum „Besuchen“ kommen. Zu der Dämmerstunde kam der Freierwerber auf den Hof, er wollte nicht von allen Dorfleuten gesehen werden.

„Bestell“ nur wieder 'n Gruß, wir kämen Sonntag-Nachmittag“, hatte Behns Vater geantwortet. Mutter und Tochter, die beide bei dieser „Ausrichtung“ anwesend waren, wagten kein Wort der Widerrede. Bei des Vaters Zusage stand Lene schnell auf und eilte zur Thür hinaus. Der Freierwerber möchte wähen, mädchenhafte Verschämtheit treibe sie fort. Die Mutter wußt's nur zu gut, warum ihr Kind ging. Zwei helle Thränen perlten ihr die Wangen hernieder, als sie hinter Lene dreinschritt. Der Freierwerber hat später erzählt, Behns Mutter habe über ihres Kindes großes Glück Freudenthränen geweint.

Der Sonntag war gekommen. Es war Lenes Kirchsonntag. Mit denjenigen vom Gefinde, die auch Kirchsonntag hatten, besuchte sie das Gotteshaus im nahen Langendörp.

„Was Gott thut, das ist wohlgethan.“ hatte sie mit der frommen Gemeinde gesungen, und es war ihr, als verstehe sie erst jetzt das Lied, in das sie vordem doch schon so oft mit eingestimmt. Wie Balsam war jedes einzelne Wort des Dichters in ihr wundes Gemüth getränfelt. Eine ergebungsvolle, heilige Ruhe war so über sie gekommen. Selbst durch die Rede des Pfarrers klang es ihr immer noch aus dem Piederverse hindurch: Wie er fängt meine Sachen an,

Will ich ihm halten stille.

Das Wort wollte ihr gar nicht wieder aus dem Sinn; auf dem Heimwege, zu Hause, überall, kam es ihr immer und immer wieder auf die Zunge.

Kurz nach Mittag hielt das angeschirrte Gespann vor der „kleinen“ Hausthür, so hatte es Behns Vater angeordnet. Nun trat er aus dem Hause, musterte vorerst alles sorgfältig und nahm dann auf dem vordersten Sitze Platz. Neben ihn mußte sich Hansjochen setzen. Er war heute vormittag gekommen, der Kuhjunge hatte ihn geholt. Ungeduldig stampften die jungen Kofse den Boden, und unwillig sah der Bauer nach dem Hause, ob denn die „Frauensleut“ noch immer nicht kämen.

„Wo in Kuckucks Namen bleibt ihr denn so lang!“ rief er endlich barschen Tones. Unsichern Schrittes kamen Mutter und Tochter herbei.

„Könnst' in Ewigkeit niemals mit eurer verflixten Anzieserei fertig werden!“ wetterte Behns Vater. Als endlich alle vier auf dem Wagen saßen, knallte er mit wuchtigem Hiebe über das Gespann weg. Erschreckt sprangen die Pferde an, und rasselnd jagte der Wagen mit seinen Zuffassen aus dem Hofe.

Durch die Baunneser Feldmark ließ der Bauer die Pferde ungehindert vorwärts stürmen. Hier hatte er jedes Stück Land tagtäglich vor Augen, und er wußte darum ganz genau, wie die Frucht darauf stand.

„Warum wird der Stein nur nicht geklobt und zum Baunnen verbraucht?“ meinte Hansjochen, als man durch eine kleine Fichtenwaldung fuhr und wies mit

der Hand auf einen gut zweimannstarken Stein von doppelter Manneshöhe, der über einige danebenliegende Brüder mit vornehmer Neugier auf den Weg zwischen Gestrüpp hinauslugte.

„Weil's die mit den blanken Knöpfen drinnen in der Stadt nicht haben wollen.“ antwortete sein Vater. „Großvater selig wollt' 'n wegnehmen, da ist der Gendarm kommen und hat's bei hoher Geldstraf' verboten.“

„Was geht's denn die Stadtherr'n an. Der Stein hört uns, und da können wir mit 'm machen, was wir woll'n.“

„Sol da frag' die Stadtherr'n, die werden's dir sagen. Dumm'es Zeug haben sie geschwät't vom Götterstein und so was. Was weiß ich, was die aus dem vertrackten Kiesel noch allens zusam'm' machen.“

Inzwischen war der Wagen aus der Fichtenwaldung hinaus in's Merkower Feld gekommen. Der Bauer zügelte die Pferde, in langsamer Gangart ging's nun südbah.

„Das hier ist der Schulzenacker“, sprach Behns Vater, mehr für sich als zu seiner Begleitung, indem er die Weische nach beiden Seiten des Weges neigte. „Was für staatschen¹⁾ Roggen der wieder wümt!“

„Sieh, sieh, dessen Weizen steht ja besser als unser in Wastaf. Und unser Boden dort ist doch besser als der Merkower.“

„Das kommt daher, weil Jürgen wirtschaf'ten kann.“

Bis dahin hatte Lene unbeweglich neben ihrer Mutter gesessen. „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ war es ihr von der Kirche her noch immer durch die wirren Sinne geschwirrt. Als sie den Namen „Jürgen“ von ihrem Vater nennen hörte, zuckte sie zusammen. D schon sein Name war ihr zur Bein. Und gleich sollte sie ihn selbst, den Träger dieses Namens, vor sich sehen und zwar mit ganz andern Augen, als sie ihn vordem des öftern beim Tanz und in der Kirche angeschaut hatte.

„Was das für stämmig' Eichholz ist dort in den Balken²⁾ zwischen den Stüden“, setzte Behns Vater seine Betrachtungen fort. „Da können ja sofort für 1000 Thaler Eichen ab'schlagen werden.“

„Und der ganz' Hof ist in den letzten zehn Jahren erst neu 'baut“, warf Hansjochen ein, „so was von Holz ist ja weit und breit nicht zu finden.“

„s ist d'rüm auch der Merkower Schulzenhof“, entgegnete sein Vater.

Das Gespräch verstummte für eine Weile; die beiden Mannskleute waren eifrigt damit beschäftigt, die reisenden Kornähren rechts und links zu bewundern. Es war noch immer der Schulzenacker.

„Sieh, sieh! da ist doch all's auf's schönst' und best! Auch die neumod'schen eisern' Eggen haben sie schon. Ja, ja, der Jürgen versteht's Wirtschaf'ten, besser als mancher von uns alten. Die Kornfelder sagen's aber auch jedem laut und deutlich in's Gesicht, wer's so nicht glauben will.“

Der Bauer wollte schier überliefern vor Wohlbehagen an fremdem Gute, welches nun hoffentlich bald in gewissem Sinne auch das seinige werden konnte.

Im Merkower Schulzenhofe hatte man schon lange emig Auslug gehalten nach den Baunneser Gästen. Jürgen war schon ein Duzendmal aus einer Thür in die andere, von einer Stallung zur andern geschritten, um zum letztenmale nachzusehen, ob auch alles ordentlich in Stand gesetzt sei. Seit letzten Mittwoch hatten

¹⁾ staatsch = statlich.

²⁾ Balken = breite Raime.



die Knechte keinen „gnädigen Tag“ gehabt. Bald war hier, bald dort etwas noch nicht so hergerichtet, daß es nach Jürgens Meinung tadellos war. Er wollte zeigen, was für ein Prachtthof es eigentlich war, der Merkower Schulzenhof, und was dazu gehörte, einen solchen Hof zu bewirtschaften. Behns Vater sollte, mußte das Urteil mit nach Baunes nehmen, der Merkower Schulzenhof ist der erste Hof weit und breit, und der Jürge ist ein Bauer, der solchen Hof zu bewirtschaften versteht. — Als der Wagen mit seinen zukünftigen Verwandten jetzt um die letzte Wegbiegung herum auf die direkte Straße zum Dorfe einfuhr, stand Jürge auf der Diele vor der Vorshauer des Hauses. Er lehnte mit den Armen auf der halben Thür, die statt des weitgeöffneten rechten Thorflügels den ungehinderten Eintritt in die Diele verwehrte. Flugs trat er hinter den angelehnten linken Flügel, als er der Kalesche ansichtig wurde. Behns sollten bei Leibe nicht merken, daß er schon auf sie warte. Wer im Begriffe steht, Merkower Schulze zu werden, der erwartet niemanden, der läßt sich höchstens erwarten oder den, der etwas von ihm will, zu sich kommen! Im Trabe jagte die Kalesche jetzt auf den Hof.

„Vrr!“ gebot Behns Vater seinen feurigen Kennern und zog im Ubereifer die Zügel mehr als nötig war an. Das giebt den Pferden ein stattliches Aussehen, wenn sie den schlanken Hals in hoher Wölbung nach oben schieben. Behns Vater verstand's auch, sich und das Seinige in's vorteilhafteste Licht zu setzen, wenn's galt. Jürge fleckte ein möglichst unschuldiges Gesicht auf, als er jetzt aus dem Hause kam.

„Hätt' euch beinah' gar nicht kommen hören,“ entschuldigte er sich, als er um die Hausecke herum erst dann an den Wagen heran trat, nachdem dieser schon einige Minuten stand.

„Nun, sind doch nicht grad' auf Rakenspfoten 'reinkutschiert,“ gab Behns Vater zur Antwort. Man mußte nicht recht, wie man das nehmen sollte, war's ein unbefangenes Scherzwort, oder barg sich dahinter etwas vom verletzten Bauernstolze.

Jürge murmelte so etwas vom Nachsehen im Kälberstalle, wo man von der Straße her nur schwer etwas hören könne.

„Na, gut'n Tag all'jamn!“ setzte er dann hinzu und reichte allen die Hand. Lene bekam sie zuletzt. Als ob heißes Eisen in ihrer Rechten ruhe, so war's ihr, als Jürgens Hand die ihrige berührte. Kein Auge vermochte sie aufzuschlagen, als Jürgens graues, stechendes Auge sie von oben bis unten überflog, etwa so, wie er auf dem Jahrmarte ein neues Stück Vieh gemustert haben würde, das er für seine Stallung anzukaufen willens war. Sein grinsendes Lächeln, bei dem zwischen den ungefügigen Lippen seines breiten Mundes schiefe, weit voneinander abstehende Zähne sichtbar wurden, schien sagen zu wollen, daß er sich die Dirne da unter Umständen schon als Frau gefallen lassen würde. — Inzwischen waren zwei Knechte an den Wagen getreten und begannen das Gespann abzuschirren. Die Inassen des Wagens waren von ihren Sätzen heruntergestiegen. Eben nötigte Jürge seinen Besuch, in die Döns zu treten, da humpelte ein alter, weißhaariger Mann, auf eine Krücke und einen Stod gestützt, über die Thürschwelle.

„Muß doch die Leut' auch vor'm Haus' begrüßen. Kam sie doch nicht wie sonst all' und jeden erst in die Döns kommen lassen, ehe ich „gut'n Tag!“ zu ihnen sag!“

„Hätt' st' nur drin bleiben sollen, Schulzen Vater, wären

schon selber kommen, wird uns ja so sauer nicht wie dir,“ gab Behns Vater zur Antwort.

„Das weiß der liebe Gott, daß's mir sauer wird“, sprach der Schulze mit einem Seufzer. „Aber nun kommt auch her Frau'nleut', klappt¹⁾ mir auch ein, kann nimmer mehr vorankommen.“

Zuerst gab ihm Behns Mutter die Hand. Allein dem alten Manne schien vor allem daran zu liegen, Lene zu begrüßen. Als sie ihm jetzt die rechte Hand entgegen streckte, mußte sie unwillkürlich aufsehen. Die sanfte Stimme des Alten that ihr wohl. Einen solchen Ton wie diesen war sie nur noch bei ihrer Mutter gewohnt. Voll blickte sie ihm in's Antlitz, und sie so wohl wie Schulzen Vater fühlten in der einen Sekunde, daß, wenn Lene als Bäuerin auf den Hof kommen sollte, sie beide aneinander eine Stütze, wenn auch nur eine schwache Stütze, haben würden.

„Gott mag dich immer segnen, Kind, du scheinst es wert zu sein!“ bat der Greis des Himmels Segen auf Lenes Haupt hernieder.

Die übrigen „Mannien“ waren bereits auf die Diele getreten und unterhielten sich schon angelegentlichst über Vor- und Nachteile der neumodischen Mergelbindung. Lene und ihre Mutter nahmen den Schulzen in ihre Mitte und schritten mit ihm langsam hinterdrein.

„Bist ein' segnet mit un' Fieken²⁾ selig, Lene?“ „Nein doch nicht, die ist ein Jahr vor mir aus der Schul' kommen.“

„So, so!“ grübelte der alte Mann; das arme Kind wär', wenn's noch lebt', Peter Ketten dies' Jahr' zwanzig worden. 's war so'n Spätling, Jürge ist ja sechszehn Jahr' älter.“

„Hätt' sie gut in der Wirtschaft und um Euch rum brauchen können, hätt's der liebe Gott nicht zu sich 'nommen,“ nahm Behns Mutter das Wort.

„Ja, ja, Behns Mutter, hast recht; wer kann aber gegen Gott's Will'n.“

„'s ist hart für Euch, Schulzen Vater, so alt und 'brechlich und dem kein Fraunjen um Euch,“ kam es aus Behns Mutter's gutmütigem Herzen.

„Nun, da soll ja mit Gott's Hülf' heut' was dazu 'than werden. Lene und ich, wir beid' werd'n uns schon verstehen, wenn sie hier erst jung' Frau ist. Nicht Lene?“

Lene gab keine Antwort. Der Schulze wartete aber auch gar nicht auf eine solche.

„Nächsten Dienstag werden's nun schon siebzehn Wochen, seitdem sie tot ist,“ setzte er ohne ein Wort der Erläuterung hinzu. Die „Fraunjen“ wußten's aber doch, daß er damit nicht an seine Tochter, sondern an die Mutter derselben dachte.

So waren die drei in der Stube angekommen. Die Männer hatten dort bereits Platz genommen. Für Behns Mutter und Lene waren zwei Stühle am Fenster unbesezt gelassen.

„Setzt Euch, Fraun'sleut!“ lud sie der Schulze zum Sitzen ein. „Muß schon selbst den Ehrensit in Beschlag nehmen,“ fuhr er fort, indem er sich in den Lehnstuhl, der neben dem großen Backsteinofen stand, heransetzte und sich dann vorsichtig niederließ. Jürge ging auf einen Augenblick „nach draußen,“ und bald trugen zwei Mägde Kaffeetassen und eine große Kubel³⁾ nebst sorgfältig geformter Butter auf den Tisch. Die Mägde reichten dann, als ob sie zur Familie ge-

¹⁾ einklappen = die Hand zum Grusse reichen.

²⁾ Fieken = Sophie.

³⁾ Kubel = Weißbrot.

hörten, dem Besuche der Reihe nach die Hand, wie es eben ja auch nur schicklich war. Lene kamnten sie beide längst; die Großmagd war aus Baumes und mit Lene konfirmiert worden. Mitleidsvoll blickte diese Lene an, als sie ihr die Hand gab.

„Wenn sie mich fragte, würd' ihr grad' raus sagen, sollt' all' ihr Lebtag den Jürgen nicht frei'n. Wir kennen ihn, den groben Menschen,“ meinte sie draußen zur Zweitmagd.

„Hast' sehen, wie er seine borstigen Haar' glatt' striegelt hat? Macht heut' n Gesicht, als könnt' er sein Kind erzürnen. Und Alttag, ach du lieber Gott, wie kann er da herumshandieren!“

„Na, laß gut sein, Wüh' giebt er sich ja ehrlich, heut' Sonnenschein zu machen, abersten will'n doch nicht gelingen mit seinem Kalbskopfe,“ plakte die Großmagd heraus.

Der Wit' gefiel beiderseitig zu gut. Sie mußten noch einmal darüber sichern, als Jürgen später mit Hansjochen und Lene aus der Döns kam.

„Ja, Vater hat recht, wollen uns das Vieh in Observeanz nehmen, redete Jürgen auf die Geschwister ein, als sie jetzt alle drei den Stallungen zuschritten.

Drinnen in der Döns wurde „die Sache nun richtig gemacht.“

„Wir brauchten wohl eigentlich gar nicht noch erst lang' d'rüber zu sprechen, Schulzen Vater, ist ja doch wohl schon all's durch' n Freiverber in richtig' Ordnung' bracht,“ begann Bauer Behn die Verhandlungen.

„Ja, was giebst denn Lene mit?“ fragte der Schulze. „Ze, was ist's Genau'it, was sein muß? Uns' Hof darf auch nicht zu schlimm belastet werden,“ lenkte Bauer Behn ein. Vielleicht konnte er noch ein paar hundert Thaler retten und seine Tochter doch Merkower Schulzenfrau werden sehen.

„Bin gar nicht so auf's Geld. Sag' immer: Geld macht kein' Himmel; aber Jürgen läßt nimmer nach. Hat mir' sagt, 6000, die ich' fordert, wär'n nimmer' mug, müßten eigentlich 7000 sein; wollt' aber mit sechs und' nem halben zufrieden sein.“

Behns Vater machte ein langes Gesicht. Der Hase lief anders, als er gefollt.

„Ne, das kann uns' Hof nicht leisten, 6000 wär' schon viel.“

„Und für uns wär's' mug. Kann aber nichts dran machen. Bin lahm immer' wesen, seit Jürgen elf Jahr war, und da ist kein Respekt da. Er thut nimmer, was ich will, thut's nimmer mit sechs.“

Behns Vater überzählte in Gedanken noch einmal alle seine Kapitalien und die Einnahmen für Holz und Korn in den nächsten fünf Jahren. Auch die Mitgift von Hansjochens künftiger Frau nahm er schon in seinen Regeldetri-Ansatz mit auf. Aber sechs und ein halb Taufend, das wollt's nicht hinten, nicht vorn hergeben. Und doch auch konnte der Schulzenhof nicht im Stich gelassen werden. Seiner Frau stiegen schon Hoffnungsgeanken für ihr Kind auf.

„Ne, das gerät nimmer; thut's 6200!“

„Ja, 's ist ja eben das Dummi'! Jürgen rechnet so herum: 600 haben wir upperfäns¹⁾ bar liegen; dann soll'n die beiden Fohlen weg, macht auch 100, sind 700. Für 150 liegt noch Roggen auf dem Kornboden, macht 850, und 150 giebt die Baumefer Ziegelei für die Furen²⁾ im Haidlamp, da sind tausend voll. Fünf-hundert stehen auf Kamanns Hof in Schmilow, drei-

einhalbhundert hat der Goldhuser Jürger und 1600 sind auf dem Dabrdorfer Schulzenhof ein'tragen. Wenn dann noch' ne Kuh, oder' n paar Schwein zu 50 aus'm Stall gehen, sind' s Summa Summarium 3500. Dazu will Jürgen nun 6500 haben; er hat's auf die 10 000 ab'sehen. 's ist ihm, sagt er mir immer, nur der runden Summ' wegen.“

Behns Vaters Gesicht überflog für einen Augenblick ein glückliches Leuchten, als er all' das viele Geld herzählen hörte. Das war ja ein reines Rittergutsvermögen. Und das alles sollte sein's mit werden; denn Lene war ja sein Kind, er hatte das nie so warm gefühlt wie in diesen Augenblicke. Das versteht sich ja ganz von selbst, daß Kindeseigentum auch dem Vater gehört. — Aber nur zu bald schaute Bauer Behn wieder misshütig drein. 's war doch' ne harte Kuh, die er knacken sollte, damit alles nach Wunsch komme.

„'s ist viel, 's ist zu viel, viel zu viel!“

„Kamst ja was stehen lassen; auf einmal, das kann dich schon aus der Pust bringen. Aber nach und nach, da thut's nimmer so weh', wie's sich anläßt. Wär' Jürgen nicht so auf's Geld verlesen, ich würd' Lene auch um nichts als Schwiegertochter haben wollen. Die Diru' scheint kreuzbrav zu sein.“

„Und 's ist sie auch, brav und fleißig ist sie, wie's kein Zweites mehr sein kann,“ fiel jetzt Behns Mutter ein. Stumm hatte sie bis dahin zugehört; aber als es galt, ihr Kind auch nach anderer als nach der Geldseite in's günstige Licht zu setzen, da mußte auch sie ein Wort dreinreden. Sie war stolz auf ihr „Leneken“, und Behns Mutter wußte, sie kommt's mit Recht sein. Anpreisen wollte sie ihr Kind nicht, nein, dazu war gerade sie am letzten auf den Merkower Schulzenhof gekommen.

Eine Weile hindurch wurde es ganz still bei den drei Leuten drinnen in der Stube. Man hörte das Surren der hin und her schwirrenden Fliegen, das eintönige Taktact der großen Schwarzwälder Wanduhr, so still war's. Behns Vater rechnete. Und Rechnen, das ist für Bauernhirn Arbeit, eine Arbeit, die mehr angreift, als einen vollen Tag den Dreischlegel schwingen. Das wußten Schulzen Vater und Behns Mutter auch, darum schwiegen sie. Behns Mutter hatte aber zum Schweigen auch noch weit wichtigeren Grund. Endlich regte sich Behns Vater auf seinem Stuhl. Jetzt hatte er's, man sah's an seinen Mienern schon.

„Geht's so, Schulzen Vater, ich geb' 6250 mit, davon werden 250 auf uns' Hof ein'tragen. Das Übrig' red' st du Jürgen aus' m Kopf. Wir können nicht mehr aufbringen.“

„Will's gern thun, herzlich gern und will hoffen, daß Jürgen diesmal thut, was sein Vater haben will,“ versprach Schulzen Vater mit einem Seufzer.

Lene und die beiden jungen Männer schritten in denselben Augenblicke am Fenster vorbei. Die Ställe hatte Jürgen gezeigt und sich seines zukünftigen Schwagers Lobprüche über das schöne Vieh und über die sauberen Stallungen wohlthun lassen. Jetzt wollte er seinen Besuch in den Obstgarten hinter dem Hause führen. Die zukünftige Bäuerin mußte doch auch gleich die Birn- und Apfelbäume kennen lernen.

„Bind' die Küh' aus, Jung', und treib' jetzt fort zur Weid!“ befahl Jürgen dem Kuhjungen, der gerade über den Hof gegangen kam.

Die drinnen in der Stube waren nun auch fertig geworden. Der alte Schulze hatte die Baumefer Leut' hinausgeschickt, sie sollten sich die Küche und auch all' das andere ansehen. Er kömmt' „nimmer“ mit herumgehen, sie sähen's ja, wo's bei ihm hapere.

¹⁾ upperfäns = augenblicklich.

²⁾ Furen = Fichten.

's wär' eigentlich gar nicht nötig, hatte Behns Vater gemeint, er kenne ja den Merkower Schulzenhof schon lange und so gut wie seine Westentasche. Aber er war doch gegangen; er mußte sich doch das alles noch einmal gründlich ansehen, was er eben für sein schönes Geld eingehandelt. Mit einem „Na, Mutter, denn komm!“ hatte er seine Frau zum Mitgehen geladen.

Jetzt war der alte Mann in der Bauernstube mutterselenaallein. Trümmerschen Blickes schaute er vor sich hin, nur ab und zu bewegten sich seine Lippen fast unmerklich. Er gedachte der Tage, in denen auch er gefreit, gefreit wie jetzt sein Jürgen. Er gedachte der Freuden und der vielen, vielen Leiden, die er von da ab bis heute erduldet. Auch der Leiden gedachte er, die ihm der Kummer um seinen einzigen Sohn gemacht.

„Nein, nein, er ist nimmer, wie er sein soll!“ murmelte er, er ist nimmer so. Aber Gott weiß, ich bin nicht schuld. War 'n Krüppel, kommt 'n nimmer strafen, und Mutter, Gott hab' sie selig! that 'm eben alles zu Willen.“

Er schwieg eine Weile. Dann kam's leise von seinen Lippen: „Lene ist brav, die ist brav; will's Abendmahl in der Kirch' d'rauf nehmen, daß die brav ist. Seh' 's an ihren Augen. — Aber so traurig schaut sie drein. Der Jürgen gefällt ihr nimmer, hab's ihr an den Augen ab'geschossen. Soll sich schon machen, Lene, soll sich schon machen. Rauchste Dohlen werden meistens schmuckste Wagenpferde. — Und wenn du vom Striegelu 'mal müd' bist, und wenn du 'mal meinen willst, 's hilf' alles Striegelu bei dem nichts, dann komm' zu mir. Schulzen Vater hat 'n Herz, er will dir beistehen, wenn du 'n Beistand nicht verschmäht, so lang' 's Gott eben gefällt, mich noch hier zu lassen.“

Wieder schwieg er eine Weile.

„War Geld 'nug, 6000. So ist's viel zu viel! Der Jürgen wird sich d'ran versehen, wird übereifrig im Sparen werden und wird 'n hart' Herz bekommen, wie der Mann im Evangelium. Hat so nimmer Überfluß an Weichigkeit. — — — Lieber Gott da oben, noch' du all's gut!“ seufzte er nach oben blickend. Ermattet sank er im Großvaterstuhl zurück und schlummerte ein. Die Aufregung des heutigen Tages hatte seinen alten, stehenden Körper müde gemacht.

Gegen Abend kam Jürgen mit den Bauneser Leuten wieder heim. Jürgen hatte seinem Besuche, wie weiland König Salomo der Königin vom Reiche Arabien, allen seinen Reichtum gezeigt, hatte alles gezeigt, was sein war: es war nichts, das sie nicht gesehen hätten. Er kommt' alles zeigen; auf dem Merkower Schulzenhofe konnte sich alles sehen lassen.

Spät abends fuhren die Bauneser Leute heim, Behns Vater voll Freuden über das gute Geschäft, das er jedenfalls machte, der Sohn im stillen Verwundern über all' die Herrlichkeiten auf dem Merkower Schulzenhofe, Mutter und Tochter in stummer Verzweiflung. Lene fühlte, es gab kein Entrinnen, sie mußte sich fügen. Und wie unerträglich, wie widerwärtig war ihr doch heute der Mann vorgekommen, an dessen Seite sie den langen Lebensweg durchwandeln, wegen dessen sie in ein tiefes, stilles Grab alle ihre Jugendhoffnungen versenken sollte. —

Auf der Diele.

Die Erntezeit war fast verstrichen. Da hatte es gegolten, wader zuzugreifen. Die Freierei mußte in so hiller²⁾ Zeit „brach liegen.“ Es gab wichtigeres, wenigstens vor der Hand wichtigeres, zu schaffen.

²⁾ hüll = geschäftig.

Jürgen hatte es nicht behagen wollen, daß er um 250 unter den so sehnlichst begehrten Zehntausend bleiben sollte. So unter der Hand hatte er durch seinen Freiwerber nach allen Himmelsrichtungen hin „Fühlhörner austrecken lassen,“ ob für ihn nicht anderswo eine Bauerndirn' zu haben sei, die mehr „mit befäme.“ Behns liefen ihm nicht davon, die waren ihm sicher. Zu denen konnte er wieder gehen, „wenn alle Stränge reißen.“ Aber nirgends fand sich eine Dirn', die Lene auch nur „gleich gekommen,“ geschweige denn „ihr über“ gewesen wäre.

Als die letzte Haferfabre auf dem Merkower Schulzenhofe in die Scheuer geschafft war, ging Jürgen in der „Schummerlunde“ nach Baunes hinüber. Behns Vater stand gerade vor dem Thorweg, als der Schulzensohn auf seinen Hof einbog. Der Bauer lugte nach dem letzten Erntewagen für heute aus. Als er Jürgens ansichtig wurde, rief er ihm schon von weitem entgegen: „Na, wo in aller Herrgottswelt kommst denn du her? Hast schon Zeit, „Edelmamssteig zu gehen?“

„Bin fertig. Letzte Fuhr' laden die Knecht' heut' abend noch ab.“

„Das muß man sagen, bist 'n Bauer wie er im Kalender steht, bist wieder fertig.“

„ran halten haben wir uns müssen,“ schnunzelte Jürgen. „Abersten ist doch nichts' wesen. Die bullerige²⁾ Großmagd hat 'laden, daß dies Ausr³⁾ fünf Wagen ab'fallen sind. Muß mich schämen, da den Bauern zu spielen.“

„Jaja, wo auf 'm Hof die Frau fehlt, da ist's listerwelt⁴⁾ als fehlt' Sonntag der Priester in Kirch'.“

„Seh' 's auch ein, seh' 's lang' ein. Eben d'rüm bin ich' kommen, Behns Vater. Uns' Vater hat mir 'sagt, was für 'n Bescheid ihr ihm zurück' lassen damals. Du gleich mit einverstanden' wesen. Kommt' nur nicht eher kommen wegen der vielen Arbeit. Wollt's Euch jetzt aber sagen.“

Über Behns Vaters Gesicht flog ein so glückseliges Leuchten wie kaum jemals zuvor. Also doch noch! Er hatte schon befürchtet, „die Geschichte hatt' 'n Loch' kriegt,“ und nun kam Jürgen selber und verkündigte ihm die froheste aller frohen Botschaften, die ihm als Bauern noch jemals gekommen. — „Abersten nichts' merken lassen. Braucht keiner zu wissen, was dich freut, der zukünftige Schwiegersohn erst recht nicht,“ sprach Behns Vater still für sich. Laut fuhr er fort:

„Mir ist's auch jetzt noch recht, denn klapp' deinem Schwiegervater ein. Wollen hoffen, daß es späterhin 'mal niemand' leid wird.“

Mit stolzen Schritten führte er seinen gewichtigen Besuch in's Haus, damit Mutter ihn bewirte. Am liebsten wäre er mit ihm von Haus zu Haus durch's ganze Dorf gegangen, um allen zu zeigen, daß sein Hof und der Merkower Schulzenhof befreundet⁵⁾ wurden.

Lene und die Großmagd hatten heute Erntewagen geladen. Erst spät kamen sie heim. Als Lene auf die Diele trat, hörte sie drinnen in der Stube Männerstimmen. Unwillkürlich hielt sie ihren Schritt an. Das war des Vaters Stimme, die jetzt erklang. Aber jetzt, was war das, wer gab da Antwort? Das war ja gar — nein, das konnte doch nicht sein. Sie horchte genauer hin. Ja, es war wirklich die Stimme des Mannes, an den sie so manches Mal mit zerrissenem

²⁾ bullerig = sich überhasten.

³⁾ Ausr = Ernte.

⁴⁾ listerwelt = gerade ebenso.

⁵⁾ befreundet = verwandt.

Herzen gedacht, der für sie der böse Dämon ihres Lebens geworden war. Am liebsten hätte sie forteilen mögen, fliehen bis an's Ende der Welt. Jetzt war dieser Mann also drinnen in der Stube mit ihrem Vater in freundlicher Zwiesprach begriffen. Da wurde es ihr klar, o so entsetzlich klar, nun war's zur Unmöglichkeit geworden, ihrem Schicksal entrimmen zu können. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Sie hörte nicht, sah nicht, was um sie her vorging. Da that sich die Stubenthür auf, heraus traten Jürgen und ihr Vater.

„Paßt sich ja prächtig, daß ich dir noch „Guten Abend“ sagen kann, Lene. Vater meinte, würdest erst spät heimkommen, und ich muß immer bald wieder auf 'm Hof sein, damit all's in Ordnung hergeht. Weißt wohl, wenn Kat' nicht zu Haus' ist, spielen Mäus' auf 'm Tisch 'rum.“

Lene stand da, ohne ein Wort der Gegenrede hervorbringen zu können. Es war ihr, als würde ihr der Hals zugeschnürt, als sollte sie ersticken, nun sie Jürgen so breitpurig vor sich stehen sah.

„Was steht denn da, wie Butter an Sonn'. Wirst doch wohl 'n Mund aufstun können, wenn dein Bräut' gam auf dich einspricht. Thust g'rad, als wär' st eben aus 'm Fischteich 'kommen,“ schalt ihr Vater.

„Laßt gut sein, Behns Vater, werd 's Reden schon lernen. Hab 's auch nicht gern, wenn die Weibskleit' zuviel schwätzen. Wollen dann immer mit in all's dreinreden,“ beschwichtigte Jürgen den zürnenden Alten. Dann gab er Lene die Hand zum Gute-Nacht-Gruß und ging, von seinem zukünftigen Schwiegervater geleitet, auf das Hofthor zu.

„Also 's bleibt dabei. Nächsten Freitag ist Pöfft¹⁾ und Sonnabend fahren wir nach Stadt zur Beschreibung,²⁾“ sprach Behns Vater, als er sich von Jürgen verabschiedete.

Auf der Pöfft.

„Baff, pink, pink! Baff, pink, pink! ertönte es in lustigen Gehämmern aus der Dorfschmiede. Am Ambos, nicht weit vom Feuer, standen Meister Pollehn und sein Geselle Adolf und schwangen die Hämmer auf eine rotglühende Eisenstange, daß die Funken hagel-dicht nach allen Richtungen in der Werkstatt umherstoben. Alle Gesichter der Männer erglühten von Hitze und Anstrengung. — Als Geselle Adolf einen seiner muskulösen Arme, an denen die Hemdärmel bis an die Schulter nach innen hinein aufgestreift waren, nach der Kette zum Blasebalg hob, um auf's neue die Blut kräftig anzufachen, wehrte es ihm Meister Pollehn:

„Laß gut sein, Adolf, laß gut sein! wollen jetzt Feierabend machen. Man muß sich doch 'mal gründlich verschlafen. Bist gar nicht müd' zu kriegen; hau' st ja heut' immer d'rauf los, als hätt' st nicht 'n großen Hammer zwischen den Händen, nein, als hätt' st 'n Klederwisch' packt.“

„Nun, so schlimm ist's denn doch auch nicht, Meister. Ich halt's mir damit, was mein Lehrherr uns Jungen immer sagte: Wenn ihr arbeitet, dann arbeitet aber auch, und wenn ihr feiert, dann feiert aber auch.“

„Das soll gelten, Gesell' Adolf, das Wort gefällt mir. Und ich mein', mit 'm Feiern wollen wir's heut' abend gründlich nehmen bei Behns Pöfft,“ fiel ein Bauernburische den beiden Schmieden in ihre Unter-

haltung. Er schritt durch die Schmiedethür von der Strafe her in die Werkstatt.

„Na nun, was für 'ne Ballerbüch³⁾ bringst denn du da in aller Welt, 'ran'schleppt, Hansjochen! Machst ja mit dem alten Gestell die Kinder granlen,⁴⁾“ lachte Meister Pollehn und wies auf das alte Feuerloch-Gewehr, welches der Bauernburische in der Hand trug.

„In der Not frist der Deiter Fliegen, Meister. Weißt ja, müssen doch heut' abend dem Schulzenjürgen und seiner Lene 'was schießen. Da hab' ich denn das alte Geschöpf 'vor'sucht. Ist aber verrost' und der Dahn ist auch kaput.“

„Man sieht doch 'n guten Willen! Sieh' dich aber vor, der Schuß kömt' bei dem Dingerichs am verkehrten End' 'rausfahren,“ scherzte Meister Pollehn.

„Hab' ich auch all⁵⁾“ meint, Meister. Wollt' darum dem Ungetüm 'mal in den Magen gucken und wollt' 'mal fragen, ob Ihr mir wohl Zeit' und Jang' dazu borgt.“

Während der Bursche noch um die Erlaubnis nachsuchte, arbeitete er schon bei der Werkelbank mit Feilen und sonstigem Handwerkszeuge an dem Gewehre herum. Mit sichtlichem Behagen sah sich Meister Pollehn seine ungeschickten Hantierungen eine Weile an.

„Laß sein, Hansjochen, laß sein! Flint' ist kein Pflugschwanz; wer 'n einen regieren kann, kann darnum 'n andern doch noch nicht reparier'n,“ lachte er. „Sieh her, will dir aus 'der Patzche helfen. Machst sonst nur mehr draun kaput als ganz,“ fuhr Meister Pollehn gutmütig fort, nahm dem Burschen die Flinte aus der Hand und fing an, sie auszubessern. Darauf hatte Hansjochen aber auch nur gewartet. Feile und Zange borgen zu wollen, gab er allerdings vor. Daß Meister Pollehn dann schon die Arbeit mit diesen abgorgten Werkzeugen verrichten würde, wußte er vorweg. Es war so aber billiger, als wenn er die Flinte zur Reparatur gebracht hätte, kostete eben gar nichts; denn der Meister half ihm ja nur bei seiner Arbeit. Und so einen kleinen Handlangerdienst wird sich doch niemand bezahlen lassen.

„Hast dir auch schon 'n Flint' auftrieben, Adolf?“ wendete sich Hansjochen an den Gesellen.

„Wüßte nicht, wozu.“

„Stell' dich an! Weißt doch, daß 'schossen werden muß heut' abend bei der Pöfft.“

„Was hat ein fremder Handwerksgelelle zu suchen bei der Verlobung einer reichen Bauerntochter!“ gab Adolf nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit zur Antwort. Und als wollte er absichtlich dem Burschen sein Gesicht entziehen, wendete er sich um nach der Gerümpelecke und suchte zwischen dem darin angehäuferten alten Eisen nach einem geeigneten Stücke zum Anschweißen an die eben bearbeitete Stange.

„Da, da, guck! eben kommt die Merfower Kalesch' an'fahren,“ rief Hansjochen. Und so war es auch. Rasselnd fuhr der Wagen an der Schmiede vorbei, auf Behns Hof hinauf. Meister Pollehn und Hansjochen waren geschwind vor die Schmiedethür getreten, dem Gefährt nachzusehen. Adolf blieb in der Schmiede zurück. Es wäre ihm unmöglich gewesen, dem Manne einen Blick nachzuwerfen, der da kam, ihm das Liebt, das er auf Gottes weiter Welt hatte, zu rauben. Weinen hätte er können vor ohnmächtigem Schmerz, er, der kräftige, starke Mann, so wehe war es ihm ums Herz. —

¹⁾ Pöfft = Verlobung.

²⁾ Beschreibung d. i. Verschreibung = gerichtliche Aufnahme der Bedingungen, unter denen eine Ehe geschlossen werden soll.

³⁾ Ballerbüchse = Knallbüchse (Flinte).

⁴⁾ granlen = gruseln.

⁵⁾ all = schon.

Schulzen Kalesche hielt vor Behns kleinen Hausthür an. Behns Vater trat an den Wagen, reichte Jürgen die Hand und fragte:

„Warum hast denn Vatern nicht mit'bracht?“

„Der läßt schön grüßen und möcht' t' s ihm nicht übel nehmen. 's würd' ihm aber zuviel, heut' abend hierher und morgen dann noch den weiten Weg zur Stadt zum Beschreiben, wo er doch unter keinen Umständen dabei fehlen darf.“

„Ist doch'n recht' Unglück für den alten Mann!“ sprach Behns Vater in Umwandlung aufrichtigen Mitleids. Behns Vater war kein „Ummensch“, er konnte sich auch kümmern um anderer Unglück, auch freuen über anderer Glück. Nur durfte es sich nicht um Geldsachen handeln, da war sich Behns Vater denn doch der Nächste. Geld nahm seine Sinne stets vollständig gefangen, machte ihn jeglichen guten Gefühles bar.

Der Bauer hatte den Bräutigam seiner Tochter in die Döns genötigt. Die beiden Männer unterhielten sich nun über dies und das: über Bestellung des Winter-

roggens, über den Schlacht-ochsen, den Jürgen gestern auf dem Diesdorfer Markte gekauft, über die Kartoffelernte und über noch allerlei. Während dessen war auch Hansjochen von Bastaf angekommen, um heute abend an der wichtigen Familienfeier teilzunehmen.

„Wo sind denn Mutter und Lene?“ fragte Hansjochen, nachdem er eine Weile dageessen und dem Gespräche mehr zugehört, als sich daran beteiligt hatte.

„Werden sich wohl noch anziehen. Geh' nur 'mal 'naus und hol' sie 'rein!“ antwortete sein Vater.

Nicht lange war Hansjochen draußen gewesen, so kamen Mutter und Lene mit ihm in die Stube, in der es inzwischen dunkel geworden war. Die Mutter trug die große Stehlampe und stellte sie auf den Tisch, Lene schritt hinter ihr in's Zimmer. Mutter und Tochter begrüßten den Besuch, der nun in Wälde der einen so nahe, der andern von allen Menschen am nächsten stehen sollte. Lenes Hand zitterte leise, als sie Jürgens Rechte berührte. Jürgen sah den Ausdruck ihres Gesichtes, der eher Abscheu gegen ihn als Liebe zu ihm sprach, in diesem Augenblicke nicht; seine Augen zwinkerten noch infolge des schnellen Lichtwechsels. Als er wieder sicher um sich zu blicken vermochte, sah er über Lenes Gesicht den Schatten der ergebungsvoller, fast heiliger Ruhe gelagert, der von ihm

allerdings nicht als ein solcher gedeutet wurde, ihm aber Lene fast als ein unnahbares Wesen erscheinen ließ.

„So, Kinder, Jürgen und Lene, nachdem wir also all'z'samm'n willens sind, euch beid' z'samm'n zu geben, wollen wir euch denn von heut' abend ab als Brant und Bräut'gam ansieh'n und gegen and're als solche ausgeben, bis ihr beid' Mann und Frau seid. Möge der liebe Herrgott seinen Segen über euch immer bleiben lassen. Amen.“

Aus Behns Vaters Stimme klang fast so etwas wie Rührung heraus, als er das sprach.

„Hier, Lene, hab' ich dir auch 's Brautgeschenk mit'bracht,“ begann Jürgen, indem er einen Knäuel Papier aus der Kosttasche zog. Er entwickelte das zerknitterte Paket, aus dem ein silberner Halschmuck zum Vorschein kam. Lene nahm das Band mechanisch entgegen. Sie bewunderte seine Kostbarkeit nicht nach Art junger Mädchen. Ihre Augen sahen hinweg über das etwa vier Finger breite Sammetband, über das am oberen und untern Rande je eine Reihe fast finger-

starker Halb-tügelchen und in der Mitte eine dünnere Kette, alles aus gediegenem Silber, hinweg-liefen. Auch dem großen, schwach oval-geformtem Schlosse, in das ein Tü-berich und eine Taube graviert waren, die sich schmä-belten, wid-mete sie keine Aufmerk-samkeit. Ihre Finger wen-deten das kostbare



„Möge der liebe Herrgott seinen Segen über euch immer bleiben lassen. Amen.“

Band nicht nach rechts oder links. Lene war es fast, als geschähe ihr das alles im Traume.

„Nun hol' doch aber auch dein Geschenk vor, Lene,“ befahl endlich der Vater. Die Braut langte eine lange silberne Uhrkette aus dem Schubfache und reichte sie Jürgen. Eben, als Jürgen beginnen wollte, das empfangene Geschenk „regelrecht und vorschriftsmäßig“ zu bewundern, klrzten draußen geworfene Töpfe, knatterten hinter dem Fenster Flintenschüsse. Es war das übliche Zeichen der Teilnahme an einer Kößt seitens des dörflichen Jungvolkes.

„Na, dann geht nur 'naus und bewirte die Polterer tüchtig,“ sprach Behns Vater.

„Wartet Kinder, werst und schießt uns nicht tot. Hättet selbst den größten Schaden davon, bringen euch nämlich was zu schnabelieren!“ rief ein paar Augenblicke später Jürgen zur Hausthür hinaus.

„Ist recht, Jürgen, wenn ihr beid' thut, was nur in Ordnung ist, und bringt ihr viel und 'was-Gut's,

sag' ich nachher, 's war sogar brav!" antwortete ihm Hansjochen mit der „Vallerbüschle."

Die Dirnen und Burschen sprachen den gespendeten Gaben, Butterkuchenstreifen und Grog, wader zu. Ab und zu knallte dann mal wieder ein Schuh in die Luft, oder es klirrten Scherben an die Erde. Unbefangene Fröhlichkeit brach sich draußen Bahn; drinnen in der Feststube aber, da blieb es still, auch dann noch still, als die Brautleute dahin zurückkehrten.

„Scheint mir bei Behns doch nicht all's so glatt mit der Köst¹⁾ abzugehen, wie sie's nach draußen hin gern zeigen möchten," philosophierte Hansjochen mit der „Vallerbüschle", als er sein Marlieschen²⁾ von Behns Hof nach Hause geleitete.

„Wie ich die Lene heut' abend an'sehen hab', kannst dir gar nicht denken, wie ich mich freut hab', daß ich den Jürgen nicht zu freien brauch'. Die arme Lene!"

„Freut dich nur darum so, weil dann deinen Hansjochen nicht kriegstest," antwortete ihr Schach.

„Ach, geh du mit deinem Geschwäk! Als ob an dir was besonderes wär!" antwortete Marlieschen und schlug tänzelnd mit der Hand nach ihrem Geliebten.

„Laß sein, Herzensdirn', verstell' dich nicht. Du findst an mir g'rad' soviel, wie Lene an Gesell' Adolf finden würde."

„'s ist aber doch recht abscheulich, Hansjochen, die arme Lene noch obenrein so zu verdächtigen! Geh', ich mag dich gar nicht mehr!" schmolte die glücklichere Braut.

Es war ja kurz vor dem Abschiede, ach, und da war's denn doch immer gar zu süß, sich zu trennen, nachdem man vorher erst ein klein wenig miteinander gezankt hatte.

Auf der Methköst.

Es war Sonntag-Nachmittag, vierzehn Tage vor Jürgen's und Lenes Hochzeit. Junker Meier hatte heute Methköst, das war für Alt und Jung das größte Dorffest im ganzen Jahre. Gab 's da doch um ein paar Pfennig süßen Meths in Hülle und Fülle. Und was für Meth erst! Der Bornsche Junker braute auch Meth, ja, „proste Maßzeit!" er war aber auch darnach. Keim, daran war nun einmal nicht zu tippen, solchen Meth, wie Meiers Vater zu brauen verstand, konnte kein Junker weit und breit fertig bringen. Er hatte so sein Geheimnis dabei, der alte Praktikus, das er sich von keinem abgeben ließ. Von nah und fern strömte darum auch immer Alt und Jung zu seinen Methkösten. Die Alten klugschnackten³⁾ dann in Meiers Döns hinter ihren Krügen; da gab 's einen ellenlangen Drähnschnad⁴⁾ über dies und das und über noch einiges. Die Jungen tanzten auf der Diele nach den heitern Weisen der drei Dorfmusikanten, von denen der eine im gewöhnlichen Leben als Schuhlicker, der andere als Bodeneinwinder und Hauschlächter, der dritte als Tagelöhner ihr Brot verdienten. Der dritte hatte eigentlich gar nicht „Musikant gelernt;" aber er war ein richtiger Hans-Hasenfuß, der für alles so ein Händchen hatte. Seinen Brummbaß strich er trotz einem gelernten Musikanten. Beim Walzer ging's:

schrumm, zwei, drei; schrumm, zwei, drei; beim Hadsblocktanz: schrumm, zwei, drei, vier; schrumm, zwei, schrumm, vier, und dann wieder von vorn; beim Galopp bloß immer: schrumm, schrumm, schrumm, schrumm! Er wußt's ganz genau, der Bassfriebe, wann er mit dem Bogen über die Saiten wegfahren mußte, die Klarinette brauchte ihm nur zu sagen, wie das Kind mit Namen hieß, ob Walzer, Schottisch oder sonstwie. Takt hielt er trotz Einem, und wenn 's Lübn aus Winkstedt gewesen wäre. Aber das „Fingern", das war nun einmal Bassfriedes starke Seite nicht. Das „infamigte Fingern" sei früher gar nicht Mode gewesen, pflegte er immer zu sagen, das sei auch so eine Erfindung der verderbten neuen Zeit, von der der junge „Derr Paster" immer predige. Darum that 's Bassfriebe auch grundsätzlich nicht, den richtigen Ton zu treffen. Gefonnt hätte er 's recht gut, 's wär ihm ein Leichtes gewesen. Aber er wollt 's nicht, wollt 's partout nicht. Er wollte sterben als letzter der Musikanten, die dem Brummbaß keine andere als die allein richtige Bestimmung zugewiesen, „beim Tänzer den richtigen Weinsatz zuwege zu bringen."

Heute saß das musikalische Kleeblatt denn im Vollbewußtsein seiner Würde und seiner Bedeutung hinter dem Tische am Herdende auf Meiers Diele. Zu beiden Seiten der Diele waren Wagenbretter über einige Holzschemel und leere Halbtonnen gelegt und gaben so für die „Zugucker" bequeme Bänke ab. Den Kühen und Pferden hinter den Bänken war die Freude am Zusehen verwehrt. Man hatte vom Balken oben bis an die Lehndiele unten große Planlaken vorgehängt. Was versteht auch das liebe Vieh von Methköst und Dorfanz, das kann sich heute mit- und untereinander „verlustieren".

„Nun guck bloß den verdrehten Prinzen, den Bassfriebe an, wie der da wieder hinter seinem Brummbaß steht und 's Mundwert verzieht! Der wird sein' Säb' wieder machen," meinte auf der Zuschauerbank Kommanns Mutter zu ihrer Nachbarin, zu Schmetts Mutter.

„'s ist Hanswurst und bleibt Hanswurst!" antwortete diele. „Da, da, nun guck aber bloß einer, Mertens' Mriel⁵⁾ hat sich ja bastig⁶⁾ auf'donnert, hat 'n Kleid an, wie 'n Bauerndirn'. Die sicht sie heut' aber all' aus."

„Ja, wenigstens Plüggen seine. Guck bloß, hat die sich doch an'takelt,⁷⁾ lüsterwelt wie 'ne Grofmutter von 80 und noch 'n paar."

„Ja, ja, ihr Alter ist 'n Krauser und bleibt 'n Krauser! Hat über Kopf 'nug Geld, steht sich gleich nach Behns im Dorfe. Aber man ja nichts von nehmen, das macht 'n Berg nicht größer!"

„Ob denn Behns Lene mit ihrem Krummstiesel aus Merkow auch kommen wird?"

„Erst recht! Sein' Kalesch⁸⁾ fuhr schon gleich nach der Kirch' an unserm Haus' durch. Saß drin im Wagen, der Jürgen, verwogen⁹⁾ wie 'n Pogg¹⁰⁾ auf 'n nass' Stein am Dorfteich."

„Siehst, Nachbarsch', wenn man von 'n Wolf spricht, frist er einen schon. Da tritt er eben herein, der Jürgen. Und dahinter kommt auch die Lene."

„Ne, ne, nu guck dir doch bloß das Menschenkind an! Sagen immer „schwarz' Merkow", wenn man aber

¹⁾ Köst = eigentlich nur Hochzeit, doch aber spricht man auch von Methköst (Festlichkeit mit Tanz, bei der Meth, das bekannte Getränk aus Honig, getrunken wird), von Nichtköst (Festlichkeit bei der Errichtung eines Hauses) und von Auktköst (Erntefest).

²⁾ Marlieschen = Marie-Elisabeth.

³⁾ klugschnacken = klug sprechen.

⁴⁾ Drähnschnad = Spin- und Bergerebe.

⁵⁾ Mriel = Marie.

⁶⁾ bastig = übermäßig.

⁷⁾ antakeln = geschmacklos anziehen.

⁸⁾ verwogen = vornehm stolz.

⁹⁾ Pogg = Frosch.



den Merkwower Schulzenjungen anguckt, der sieht ja aus, als hätt' er sich seit vorig' Woch' nachmittag nicht waschen."

"Und wie das verdrehte Menschenkind erst dreinschaut! Thut, als ob 'n die ganze Welt und wenigstens noch drei Dörfer gehörten."

"Die Braut ist ja von Kopf bis Fuß neu ein'kleid. Gut blos, 's ist 'n Kleid, wie die Priestern vor'gen Sonntag in der Kirch' eins anhatt'."

"Pene sieht aber doch nicht aus, als wär' sie Braut vom reichen Merkwower Schulzenjüngen. Hat ja 'n läsig' Gesicht, als hätt' 'r Trauer um Vater und Mutter zugleich."

"Viel Freud' soll Pene auch wohl an ihrem Herzallerliebsten nicht erleben. Abersten das viele Geld, was da z'samm' kommt! Un' Annrei,¹⁾ die dient doch bei Schulzen in Merkow. Die sagt, 12 000 hätt' n die allein aussteh'n, und 12 000 bringe Behns Pene noch dazu, sind also ganze 24 000."

"Ach du lieber Gott im hohen Himmel, das ist ja wohl bald gar nicht menschenmöglich, soviel Geld giebt's doch wohl gar in ganz Baunes und Merkow zusamm' nicht."

"Jetzt aber, huch! jetzt geht's los. Nun man immer jü!²⁾"

Fidelitidit, schrumm, schrumm! erklang's vom Musikantentische her. Die Dorfburschen schritten auf die Dirnen zu und streckten ihnen die rechte Hand entgegen.

"Komm, Drei-dor!" "Komm, Trin-dor!" "Komm, Weiphei!" "Komm, An-dor!"³⁾ so ging's auf der Diele rund.

Kräftig umpackten die derben Bauernsäuste die Tänzerinnen, und dann wirbelten die Paare im Kreise durcheinander. Ab und zu übertönte ein Fuchzer die wenig harmonischen Tanzweisen.

"Gut doch, Nachbarich, wie verdreht der Jüngen die Bein' fest. Sieh dich vor Pene, der tritt dir die Behen sonst rikenrazenkahl von 'n Füßen!"

"Du mein! nu gut doch aber auch blos Jüngen sein' Füß'. Ne, der kommt aber 'wisk und wahrhaftig nicht in 'n Himmel, der würd' ja mit sein' Kloten dem Herrgott all' die lieben Englein tottreten."

Die beiden Frauen lachten aus vollem Halse auf vor Wohlbehagen über den Wit, die eine, weil er von ihr gekommen, die andere, weil er so vortrefflich auf Jüngen pastete.

Der erste Tanz war zu Ende; eben traten die Paare zum zweiten an. Da sah Kommanns Mutter zufällig nach dem Dielenthor.

"Da, da, nun aber, nun wird's Tag in der Nachtmüß'! Da kommt ja auch Schmieds Adolf. Der hat sich doch sonst noch nie beim Tanz sehen lassen."

"Wird wohl sein' Gründ' 'habt haben zum Wegbleiben. Wanderbursch' und Geld haben ist immer zweierlei."

"Ist aber doch 'n schmuck' Jung'! Sieh' 'mal die braun' Haar, wie sich die um sein' Kopf' rumkräuseln."

"Und 's Gesicht, wie Milch und Blut. Der sieht gar nicht aus wie 'n Schmied."

"Wo aber der mit 'm großen Hammer hinhaut, da wächst kein Grashälmschen wieder. Sieh' 'mal die

breiten Schultern! Gerad' so, wie uns' Vater vor zwanzig Jahr'."

"Ob denn das wohl Grund hat, was Dankworths Marlieschen mir sagt? Der und Behns Pene, die sollen sich gern 'habt haben."

"Gewiß, all' Burschen und Dirnen sagen 's."

"Könn' 's ihr aber auch nicht übel nehmen. Ist doch 'n ander' Gestalt von 'n Menschen als ihr verknurkster⁴⁾ Rotkop."

Gesell' Adolf machte es den beiden Schwägerinnen recht bequäm, seine Person zum Gegenstande ihrer gründlichsten Betrachtungen machen zu können. Er trat nicht gleich in die Diele hinein, er lehnte sich an die Seiteneinfoste der Dieleneinfahrt. Sein Auge schweifte über die Tanzpaare hin. Eine suchte sein Blick. Da, da war sie, die, welche sein Sinnen und Denken Tag und Nacht ausfüllte; sie, der er gut war, wie eben ein Bursch' nur einer Dirn' gut sein kann. Und mit ihr, da tanzte der Jüngen von Merkow, er, der den Himmel des armen Schmiedesgestellen mit frebler Hand zerflört.

"Ja, ja, wer Geld hat! Geld, das ist die Hofuna bei den Bauersleuten hier zu Lande!" murmelte Gesell' Adolf.

"Geld hab' ich keins; aber gut war ich dir doch, Pene, und gut bleib' ich dir auch, wenn du mir das auch zuleide thun könntest."

So jagten die Gedanken in Gesell' Adolfs Hirn durcheinander. Gerade als er Pene am ärgsten anfragte — anfragte, daß sie, dem Mammon zu fröhnen, ihn großferte, da traf ihr Blick über die Achsel ihres Tänzers, des Jüngen, hinweg, Adolfs Auge. Ihr Gesicht lief an wie mit Purpur überaoffen. Es war nur ein Blick, den sie in Gesell' Adolfs Auge warf; aber es war ihm, als senke sich mit diesem einen Blide all' das bange Schonen und Hangen, all' der Kummer verlorenen Liebesglückes aus ihrer gemarterten Seele in die seine. Nein, er hatte ihr eben unrecht gethan, ihr Blick sagte es ihm. Sie liebte ihn, nur ihn; aber sie mußte ihn aufgeben, weil sie gezwungen wurde, einem andern zu werden, was sie ihm gewißlich so gern geworden. Ein schwerer Seufzer presste sich aus Gesell' Adolfs Brust. Er richtete seine hohe Gestalt von der Pfoste auf. In demselben Augenblicke kam der Stellmachergesell' auf ihn losgeschritten.

"Da bist ja nun doch, Adolf, wollt' st ja nicht kommen, sagtest gestern."

"Wollt' 's auch eigentlich nicht. Habe aber mein Lebtag' noch nie Meth getrunken, weil 's bei uns zu Lande halt keinen giebt; und da wollte ich denn doch 'mal auf'n Stündchen hersehen."

"Werden schon zwei werden! Meiers Vater hat wieder Meth' braut, ist wie Öl, so glatt läuft's einem 'munter. Könnst mich d'ran laput trinken!"

"Na, na, nun übertreib' aber nicht, Hinnerk,⁵⁾ lächelte Gesell' Adolf, so schlimm wird's denn doch wohl nicht ganz sein!" schritt dann aber mit dem andern Burschen nach oben an den Burschentisch und bestellte sich auch einen Krug Meth bei Meiers Vater.

"Ah, sieh' da, da bist ja auch! 's ist recht, daß kommst, Adolf!"

"Tag Adolf, hast dich aber bei uns lang nicht mehr sehen lassen!"

"Nüd' zu, Jom-Hinnerk!⁶⁾ Komm, Adolf, hier ist noch Platz."

¹⁾ Annrei = Anna Marie.

²⁾ „man immer jü!“ = nur immer vorwärts!

³⁾ Drei-dor = Marie Dorothea.

Trin-dor = Katharine Dorothea.

Weiphei = Marie Sophie.

An-dor = Anna Dorothea.

⁴⁾ verknurköt = verknüppelt.

⁵⁾ Hinnerk = Heinrich.

⁶⁾ Jom-Hinnerk = Joachim Heinrich.

„Gug' ist's man, wenn aber im Himmel noch soviel für jede Menschenjeel' abfällt, können sie sich freu'n.“

So redeten die Dorfburschen auf den Ankömmling drein. Waren sie auch sonst gegen alle Fremden verschlossen und zugedöpft wie ein preussischer Soldatenrock, bei Gesell' Adolf machten sie eine Ausnahme. Seine freundliche Art gegen jeden; seine zutrauliche und doch nicht aufdringliche Weise, von fernem Gegenden und fremden Menschen zu erzählen; seine natürliche Bescheidenheit, die ihn nie verleiten konnte, seine äußeren Vorzüge und geistige Ueberlegenheit die Burschen fahlen zu lassen: das alles machte ihn, den Zugewanderten, zum Lieblinge der Dorfburschen.

Als Martmetz', Fiedel und Brummbaß wieder erklangen, eilten die Burschen zu ihren Dirnen und mischten aufs neue lebendige Metten in lustigem Tanzkreise. Gesell' Adolf blieb allein zurück. Sein Blick schweifte über die Tänzer hin. Yene tanzte diesmal mit ihrem Bruder; ihr Auge war gesenkt, Gedankenvoll trügte Gesell' Adolf das Haupt in die schwierige Hand. Er träumte, träumte von einem Wanderbursch', der so fröhlich, so ausgelassen fröhlich in die weite Welt gezogen war, und der so unglücklich, so unendlich unglücklich wieder in die Heimat zurückkam, der auf der ganzen langen Wanderschaft kein Anglick nicht hatte ausweinen können, weil er kein liebendes Herz voll Teilnahme gefunden, und der nun an Mütterleins Brust schluchzte, nicht wie ein im Leben draussen geister Mann, nein, wie ein betäubtes Kind. Und doch klang die Fiedel neben ihm so lustig, und doch strich der Bassfriebe so untröstlich vergnügt über seinen Brummbaß, und doch ertönte aus den Tanzreihen vor ihm Juchzer auf Juchzer, und doch lachten die Mütter auf den Zuschauerbänken so fröhlich drein.

„Hast wohl aus Versehen ein paar Nieselstein' verschluckt, daß so nach unten gucht auf denen Wag'!“ sprach der Stellmachersgezell' auf Adolf drein und schlug ihm mit derber Patzschhand kräftig auf die Schulter. Erichroden fuhr Adolf auf.

„Vrr! was mach'n wir'n Gesicht, 'grad wie'n Pott'!) voll ab'hacter Kattenchwanz!“

Gesell' Adolf mußte lächeln über das komische Gesicht, das sein Kamerad aufsetzte. Er sah ein, es war hier nicht der Ort, Grillen zu fangen. Er wollte forgehen von dieser Stätte des Vergnügens, wollte fern sein von allen Menschen, die sich freuten, wollte allein sein mit sich und seinem Leid. Er suchte nach einem Vorwande zum Fortgehen; aber kaum merkte der Stellmacher seine Absicht, so war auch schon gar kein Gedanke mehr daran, daß der ihn fortließ.

„Du fort? Hörst doch, Jungens,“ rief er den Burschen zu, die nach soeben beendeten Tänze auf den Tisch zugeschritten kamen, „hört doch bloß, der Schmied will schon wieder fort.“

„Da wird schon lang' nichts d'raus!“

„Muß hier bleiben, hilft ihm nichts!“

„I, wenn sonst noch was wär!“ so redete es gegen ihn durcheinander.

„Der will fort? ne, der soll schon längst nicht fort, tanzen soll er!“

„Hast recht, das ist's wahre, tanzen soll er! Triffst immer 's richtige, Lerchen-Marl.“

„Bassfriebe, ichrape 'mal rasch einen runter, 'nen Walzer, aber 'nen lust'gen. So'n rechten mit 'n halbhundert Juchheiß d'rin. Hier ist einer, dem's not thut.“

Sofort begann die Musik zu spielen. Adolf sträubte

sich zu tanzen; es half nichts. Von den Händen all' der ihm freundschaftlich gemütheten Burschen wurde er auf die Mädchenreihe zugeedrängt. Auf der Bank, gerade vor ihm jetzt, saß Yene. Er wußte selber nicht, wie's gekommen war, er tanzte und tanzte mit Yene.

„Nun guck doch, guck doch, Schmetts' Mutter, da hat'n Braten, da! Was hab' ich dir 'sagt? Die nähm' den weit lieber als den Schulzenjürgen.“

„Ist ihr ja auch 'nug nach'laufen! Beinah' all' Abend hat er vor ihrem Fenster 'standen,“ erläuterte eine andere Zuschauerin mit böswilliger Zunge, obwohl ihr ganz gut bewußt war, daß sie nicht bei der Wahrheit oblie. Im selbigen Augenblicke kam Jürgen dicht an der Bank vorbei. Er hatte im Dorje etwas zu besorgen gehabt und trat jetzt wieder auf die Diele. Sein erster Blick, der in den Saal fiel, traf Yene und Adolf.

„Aha, also doch! der Filou der! Hat's ab'paßt, daß ich nicht da war, der Halkun' der!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor. Zufällig hörte er auch noch das Gerede der Zuschauerin über die beiden.

„Also doch; ist also doch wahr, was ich lang' schon hab' munkeln hören!“ kochte es in ihm. Seine Wut war grenzenlos. Am liebsten hätte er sich auf das tanzende Paar gestürzt, den Schmiedgejellen gern sofort mit seinen Fäusten erwürgt. Allein er war Bräutigam. Da mußte er sich zusammennehmen, durst' 's sich nicht merken lassen, daß er eiferjüchtig war, man hätte ihn sonst obendrein noch ausgelacht.

„Nenn, das geht nicht! Aber nachher, da woll'n wir schon anbandeln. Schlag' dir all' Knochen im Leib taput, verflixter Kunttreiber du!“ so beschwichtigte Jürgen seinen Zorn. Der Tanz war aus. Adolf geleitete Yene zu ihrem Plaze auf der Bank. Sie hatten beide kein Wort miteinander gesprochen während des Tanzes, sie hatten sich nicht einmal angesehen; aber sie wußten sich eines in des andern Armen. Da vergaßen sie alles: Kummer aus der Vergangenheit, Sorge um die Zukunft, alles, alles! Da gehörten sie einander, was ging sie auch die Welt um sie her an. Ach, daß sie sich so nach den Tönen der Musik hätten fortwiegen können bis in alle Ewigkeit hinein!

„Siehst wohl, alter Jung, daß 's noch geht! Tanz'st ja wie 'ne Drahtpupp.“

„Du und nach Hans! Tanzen mußst bis morgen früh, damit man noch 'was von dir lernt. So schön kann 's keiner von uns all'jamn.“ So klang's aus dem Kreise der Burschen, die sich um Adolf sammelten.

Adolf hatte für ihr Reden kein Ohr, er war mit sich selber überbeschäftigt. An den Schrank in der Ecke der Diele neben dem Musikantentische stellte er sich, den durcheinander schwirrenden Gedanken, die auf ihn einströmten, nachhängend. Durch kein Zureden ließ er sich dazu bestimmen, beim nächsten Tanze wieder „mitzumachen.“

„Hast wohl heut' die Eckenständer 'pacht't, Schmied-gezell'! Stehst ja bald an dem einen, bald an dem andern und gassst unter die Leut', als wollt'st sie freissen!“ redete ihn da der Schulzenjürgen an.

„Hast 'was dagegen? Oder verpachtet du die Eckenpfeiler, daß man dir Standgeld zahlen muß!“ gab Gesell' Adolf gereizt zurück.

„Da hab' ich nichts 'gegen; aber wegen 'was anderem, da hab' ich viel 'gegen. Kannst dich z'samm' nehmen, daß du mir nicht 'mal in die Händ' fällst, wurd'it später 'n Lied davon zu singen haben, wie dein' Knochen hätt'it im Taschentuch heimtragen müssen!“

„Schmetts' Mutter, guck doch, was haben denn die

1) Pott = Topf.

da? Sieh doch, wie der Schulzenjürgen da auf Gesell' Adolfs drein schreit," sprach Kommanns Mutter auf der Zuschauerbant zu ihrer Nachbarin.

"Ach du lieber Gott, nun seh' doch einer dies ver-rückte Merkower Menschenkind an! Das muß doch jed'smal Streit haben!"

"Was mag 'n denn Gesell' Adolfs nur 'than haben?" "s wird was wegen der Lene sein. Wird was haben munkeln hören. Und nun hat Adolfs noch gar mit ihr 'tanzt, da ist denn der Pott über'laufen."

"Herje, Herje! lieber Gott im hohen Himmel!" schrie Kommanns Mutter laut auf. Jürgen hatte mit seiner Faust einen Methkrug gepackt, schwang ihn in die Höhe und schlug ihn mit aller Wucht in der Richtung auf Gesell' Adolfs Haupt herunter. Flugs sprang dieser auf die Seite. Der schwere Krug traf seine linke Schulter und flog zu Boden, wo er zerscherbte.

Gesell' Adolfs Mund zuckte vor Schmerz. Seine Gestalt aber reckte sich merklich in die Höhe. Eben hob der Schulzenjürgen die geballte Rechte, ihm einen

Faustschlag in's Gesicht zu ver-setzen, da packte Gesell' Adolfs mit nervigen Händen den roten Kaufbold an der Brust und schleuderte ihn über die nächste Zu-schauerbant hin-weg auf die Erde, daß er mit dem Kopfe dumpf auf die harte Lehndiele schlug und be-sinnungslos liegen blieb.

"Bravo, Adolfs, bravo!" rief es von allen Seiten aus den Reihen

der Dorf-burschen. Gesell'

Adolfs aber schritt auf die Thoreinfahrt der Diele zu und verließ die Tanzstätte.

Er ging in's Feld hinein, auf den nahen Post-wald zu. Es litt ihn jetzt nicht in den engen Räumen, er mußte hinaus in's Freie.

In Baunes war des Gesellen Weiben nun nicht länger. Wohl tausendmal hatte er früher schon fort gewollt. Ja, wenn's nur gegolten hätte, dem Dorfe Balet zu sagen, längst wäre er weiter gewandert; aber in Baunes, da wohnte ja Lene. Ob er es jetzt über sich gebracht hätte, aus freien Stücken zu geben, wer weiß es! Diesmal sollte ein Entschluß jedoch nicht von ihm abhängen.

Der Schulzenjürgen und Bauer Behn kamen Tags nach der Methköst zu Meister Pollehn und erklärten ihm kurz und bündig, sie würden in seiner Werkstätt für ihre beiden großen Höfe auch nicht ein Stücklein Eisen mehr behämmern lassen, wenn er seinen ver-maledeiten Gesellen nicht sofort weg-schicke.

Meister Pollehn mußte sich fügen, so ungern er es auch that. Es waren seine beiden besten Kunden, die das Ansinnen an ihn stellten.

"Weißt, Adolfs, ich behielt' dich gern, gar zu gern. Bist 'n braver Mensch und 'n fleiß'ger und geschickter Gesell' immer 'wesen; aber siehst selbst, ich muß!" sprach er zu seinem Gesellen und drückte ihm einige Thaler über den noch rückständigen Lohn in die Hand. Adolfs war gegangen. Wohin, darüber hatte er nichts verlaanten lassen.

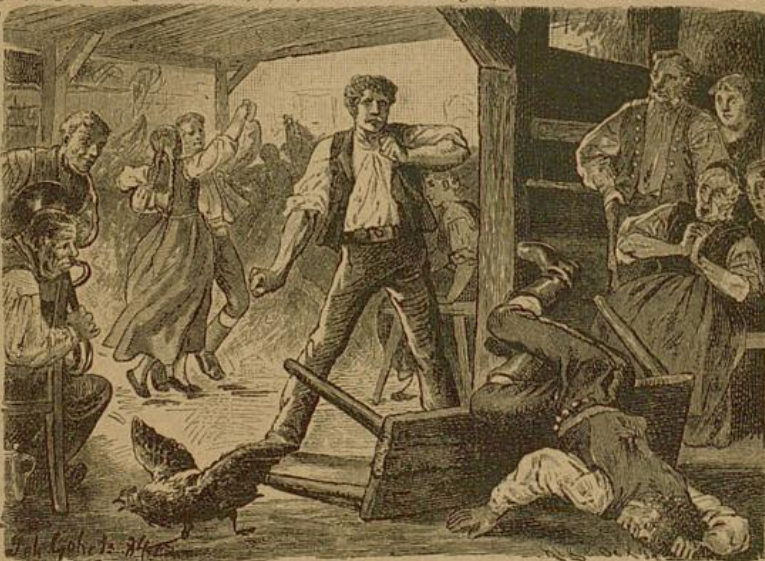
"Ist jedenfalls in der Richtung auf sein' Heimat fort'wandert," meinte Meister Pollehn. —

So waren die Tage vor Jürgen's und Lenes Hoch-zeit bis auf drei vergangen: Behns Vater mit bleiernem Schritten, er konnt's kaum erwarten, bis Lene erst wirklich Merkower Schulzenfrau war; Lene in rasender Eile, sie wünschte eine Ewigkeit gelagert zwischen dem jedesmaligen Heute und dem Tage, den die Leute ihren Ehrentag nannten.

Zu Kößzug.

Notglühend war die Sonne am Sonntag vor Lenes

Hochzeit am Himmelsbogen aufgestiegen. In majestätischer Ruhe hatte sie die auf- und niedergewogenden Herbstnebel ge-bannt. Mit ihrem Auf-gange war heute nicht nur im Kalender der Menschen ein Sonntag ange-brochen, sie lei-tete auch einen Sonntag drauhen für die Natur ein. Feierlich erst lag die Erde da, einer Mutter ähnlich, die ihr Liebstes von sich gegeben.



Da packte Gesell' Adolfs mit nervigen Händen den roten Kaufbold an der Brust und schleuderte ihn über die nächste Zuschauerbant auf die Erde.

einläutenden Sonntagsglocken klangen von den Kirch-dörfern über die leeren Stoppelfelder und über die abgeernteten Obstbäume mit herbstlich hellem Weit-klange bis in die fernsten Filialdörfern der Mutter-kirche. Den einen mahnten sie, wohliger Ruhe nach schwerer Wochenarbeit zu pflegen, den andern, des Herrn Tag doch auch einmal wieder bei Gotteswort im Kirch-lein zu feiern. —

Nach Baunes und Merkow trabten heute von allen Himmelsrichtungen auf gesattelten Ackerhäulen rotbe-bänderte Bauernburschen mit Blumensträußen an den Mäsen. In Baunes hielten sie vor Behns, in Merkow vor des Schulzen Hof an. Als in Baunes der stattliche Haufe bis auf ein paar Dutzend Reiter angewachsen war, lenkten alle durch die Durchfahrt im Vordergebäude auf Behns Hof. Zwei hochbepackte Kistenwagen standen dort zur Abfahrt bereit, der dritte war noch nicht von der Haus-Diele gebracht.

"Sieh, sieh, Kommanns Mutter, das ist aber doch 'mal wieder 'ne Köst, von der werden Kind und Kindes-

sind zu erzählen wissen," sprach Schmetts Mutter zu ihrer Freundin, als sie sich unter die Dorfweiber mischte, die die Wagen umstanden und die offen dastehenden Ausstattungsstücke bewunderten.

"Ja, drei Wagen prickvoll! And're Bauersleut' sind froh, wenn sie zwei voll bringen für ihre Dirnen. Und dann ist's noch 'ne Kunst für die Tischler, so sperrig zu laden, daß auch überall auf 'm Wagen was zu seh'n ist. Aber hier, ne, das ist ja, als ob 'ne Prinzess' freit!"

"Guck doch bloß, Nachbarsch', diese Betten da oben hinter dem letzten Schabb,¹⁾ die in die beiden weißen Läden gebunden sind. Von jedem Kissen guckt dir da 'n Zipfel entgegen; und voll Federn sind sie, das sagt man so: Prahl!²⁾"

"Zähl' doch 'mal, wieviel Betten sie mitkriegt!"

"Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — ne, da bin ich verbiestert!³⁾ Eins, zwei, drei, vier — poß! schon wieder. Da kommt man ja ganz durchweg Zähl' doch 'mal mit, Kommanns Mutter!"

Die beiden Frauen zählten. Endlich bekamen sie's heraus: zweieunddreißig waren's in jedem Laden, also vier vollständige Betten.

"Ne, ne, so 'was lebt doch nicht, so 'was ist noch nicht da'wesen, vier Betten und eine einzige Braut, so wunderwirkte⁴⁾ Schmetts Mutter.

"Ja und was für Betten erst! Diese rot- und grün- und blaubunten Büren,⁵⁾ ne, ne!"

"Abersten nun komm, Kommanns Mutter, woll'n auch's Ubrig' anguden."

"Na, nun feucht' auch 'mal die Lippen an, werden sonst trocken von allem Schnaden,⁶⁾ und denn nehm' Guch 'n Mund voll dazu!" so redete eine Aufwartefrau die beiden jetzt an, indem sie ihnen auf einem Tablett von den vielen darauffstehenden großen Trinkgläsern mit heißem Grog anbot. Eine zweite Aufwartefrau brachte einen Handkorb, in dem Butterkuchentreifen aufgeschichtet lagen. Auch sie nötigte nach rechts und links hin zum "Zupacken"; "aber nicht in die Haare, ne, hier 'rin!" setzte sie dann und wann hinzu, um einen Wis zu machen.

Es war Sitte, Zuschauer und Vorreiter auf dem Hofe mit einem Trunk zu bewirten. Überall hörte man darum auch Aufwartefrauen zwischen den Gruppen umher zum Zulangen nötigen.

Kommanns Mutter und Schmetts Mutter tranken denn auch wie üblich beide aus einem Glase und aßen ihren Butterkuchen dazu. Aber nicht müßig blieben sie bei diesem Geschäfte; sie musterten alles durch, was auf den Wagen stand und lag, vom zweifelhigen Spinnrade hoch oben bis unten zum Klüchenbesen hin. Es war des Verwunders schier gar kein Ende zu finden. Bald war es hier der Kleider-, bald dort der Glaschrank, bald hier ein paar große Koffer, bald dort ein Tisch, bald hier ein Großvaterstuhl, bald dort ein neumod'ches Ding zum Drausitzen und -liegen, Sofa nennen sie 's," bald hier Stühle, bald dort eine Fuß-

bank, bald hier ein Korb mit Schüsselzeug, bald dort ein Sack mit dem Brautflachs, dem ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

"Platz, Leut', der Fuchs ist nicht sauber, nehmt euch in acht, der Nader schlägt und beißt wie der Deiter um sich!" rief ein Knecht in die Menschenmenge hinein. Er kam mit den Pferden, die zur Abfahrt anzuschirren er sich anschickte. Die Leute zogen sich in den Hintergrund zurück. Behns Vater kam noch einmal um nachzusehen, ob sich auch alles in gebührender Anordnung auf dem Wagen befände. Sein Gesicht strahlte vor Wonne und Glück. Aber nicht jenes Glück sprach aus seinen Zügen, das jeden Unbeteiligten zur Mitfreude nötigt, das sich der Umgebung selbstlos mitteilt, nein, es war ein Glück, das breitspurig und dicknäsiger zu allen sagte, die 's hören und die 's nicht hören wollten: "Seht, das alles hab' ich mit meinem, hört ihr 's? mit meinem Gelde zuwege gebracht, ich Bauer Behn aus Baumes und der, der's haben soll, der Merkower Schülze, das ist noch ein ganz anderer forscher Kerl, der kann 's mit seinem Geldsack noch weit besser bezwingen!"

"Na, wo sind nun die Auswerfefrauen. Nun man beide 'nauf auf den letzten Wagen!" ordnete der Bauer an.

"Sieh doch, Kommanns Mutter, wie die schleppen. Die haben sich aber vor'geh'n, als ob 's durch sieben Dörfer und an acht Schulen vorbeiging' bis nach Merkow", deutete Schmetts Mutter mit der Hand auf die beiden Frauen, die mit hohen Tragkiesen kamen. "Kerls, kommt doch 'mal und langt mit zu, daß wir 's 'nauf kriegen auf 'n Wagen", bat eine der Frauen die Männer in den Zuschauerreihen. Eilfertig regten sich hülfbereite Hände. Die Kiesen fanden nicht weit vom Schüttbrett⁷⁾ Platz. Die Frauen setzten sich zwischen Kiesen und Schüttbrett. Unterdessen waren auch die Pferde vollständig angeschirrt; die Fuhrleute saßen an ihren Plätzen und knallten mit den buntbändernten Peitschen.

"Hü, hü, holt, hü!" trieb jeder sein Gespann an, damit es die schweren Wagen in Gang setze. Die Pferde warfen sich auf eingestampften Hinterbeinen mit aller Wucht ins Zielzeug, so daß ihre Rücken nach oben gerundete Halbbogen beschreiben. Nur so gelang ihnen das Anziehen.

"Jung's paßt auf, jetzt kommen wir an die Reih'!" rief Peters flachshaariger Schäferjunge. Als Antwort warf ihm eine der Auswerfefrauen emige Hände voll Bratbirnen,⁸⁾ Apfel und Kubel- und Butterkuchenschnitte aus einer der Kiesen über den Kopf hin, daß es an allen Seiten um ihn prasselnd niederfuhr. Das war den Jungen das Signal zur emsigen Lesse der ausgestreuten Schäge.

"Jung's leßt, all' Tag' fährt nicht 'n Kistenwagen", spornte Ziegeleikarl die Jungen an.

"Kannst dir sparen, Vatter, das thun sie so schon und lieber als das Lesen bei Kanters Vater", antwortete der Brauer.

Die Jungen ließen sich auch durchaus nicht faul finden. Sie balgten und purzelten mit-, durch- und übereinander, jeder nur darauf bedacht, die eigenen Taschen anzufüllen. Bis weit hinaus vor's Dorf folgten sie den Kistenwagen, ehe sie, beladen mit reicher Beute, zurückkamen.

"Hurrah! Hurrah!" rief es da vor Behns Hof. In

⁷⁾ Schüttbrett = das Brett, welches die Rückseite des Wagens schließt.

⁸⁾ Backobst.

¹⁾ Schabb = Schrank.

²⁾ Das sagt man so: Prahl! — sprüchwörtlich = du hast Ursache, dich zu brüsten, nun thu' es auch!

³⁾ Ich bin verbiestert = ich bin verwirrt, bin durchhin gekommen.

⁴⁾ wunderwirken = Wunder bewirken, sich übermäßig verwundern, daß man meinen sollte, es sei wirklich ein Wunder geschehen.

⁵⁾ Büren = Überzüge.

⁶⁾ Schnaden = Sprechen.

rasender Karriere sprengten zwei hirtbehäuderte Reiter durch die Thordurchfahrt. Ein vielstimmiges Hurra! tönte ihnen aus den Reihen der berittenen Burtschen entgegen. Doch die beiden Ankömmlinge beachteten das nicht weiter. Sie schwenkten die Mützen hoch über ihren Häuptern, daß die Bänder daran lustig flatterten und galoppierten auf die Hausdiere. Klirrend schlugen die Hufe ihrer Hösse auf den Lehmflur.

„Brautvater, wo sind Zi¹⁾? Wo bist Braut?“
„Bin ja schon da, Kinder. Was wollt' ihr denn?“
antwortete Behns Vater.

„Grüß von Schulzen Jürgen von Merlow und er wär' eben abfahren von zu Haus und wollt' an der Grenzmark' so lang warten, bis wir Antwort brächten, und ob er Euch genehm kām', und ob er sich die Braut holen dürft!“

„Ist uns genehm. Lene, dir ist's doch auch recht?“ wandte sich Behns Vater um. Doch Lene stand nicht hinter ihm, wie er erwartet. Er hatte es für selbstverständlich gehalten, daß Lene wisse, was sich schied.

„Lene, wo bist?!“ rief der Bauer laut. Niedergeschlagenen Blickes kam Lene aus der Stube. Sie trug zwei Groggläser, die sie den Burtschen zum Trinken anbot. Sie that smeckamisch, die Mutter hatte es sie geheißen, hatte ihr



die Gläser in die Hände gegeben. Die Burtschen griffen nach dem Getränk. Lene wurde von ihnen um ihren Willen nicht noch einmal befragt, sie hatten ja Behns Vaters Antwort; was Lene antworten sollte, wußten sie ohnehin.

Als sie die Gläser hastig geleert, sprengten sie eben so eifertig wieder fort, wie sie gekommen waren, dem Schulzenjürgen die frohe Mär zu überbringen.

Eine Viertelstunde war inzwischen wieder verstrichen, da ertönte in der Richtung von Merlow her nahende Trompetenmusik.

„Das sind sie! Jetzt unsere beiden Frager fort, daß sie zur rechten Zeit an die Grenzmark' zurückkommen!“ befahl Bauer Behn, und aus der Gruppe der hoch auf ihren Hösse gehenden und laut scherzenden Burtschen sprengten zwei spornstreichs vom Hofe hinunter, fort nach Merlow, Befcheid zu holen vom alten Schulzen, ob er Behns Lene als Schwiegertochter annehmen wolle.

¹⁾ Zi = Jhr.

Die lustige Weise der Musik wurde auf Behns Hof immer vernehmbarer. Jetzt bog der Zug in's Dorf ein, jetzt kam er die Dorfstraße entlang und jetzt war er dicht vor dem Hofthore. Man konnte es ganz deutlich unterscheiden, wie die Musik sich immermehr näherte. Nun schmetterte sie einen lustigen Tusch und vier Musikanten, hoch zu Hof, galoppierten durch die Durchfahrt. Ihre Instrumente, Mäßen, Pferde, alles war mit Bändern und künstlichen Blumensträußen festlich geschmückt. Hinter ihnen kamen Bauernburtschen, Verwandte und Bekannte vom Schulzenjürgen, auf ihren Pferden drein. Auch sie waren mit Bändern und Blumen geziert. Zuletzt kam der Brautwagen, den Lenes Bruder, Hansjochen, fuhr. Die beiden Pferde waren auf dem Kopfe mit hohen Sträußen besetzt. Selbst die „Brautpeitsche“ in Hansjochens Händen entbehrte des Festschmuckes nicht. Im Wagen saß Jürgen, auf dem Kopfe den stattlichen Dreimaster, weiterhin angethan mit langschößigem Wandrock und -Weste²⁾, beide mit starken Silberknöpfen besetzt, engen Kniehosen, schwarzen

Strümpfen und Schuhen, daran fast handgroße Silberschnallen. Er schaute nicht drein wie ein Bräutigam, nein, frech prozig glotzte er um sich. Vorreiter und Musikanten mengten sich unter die Burtschen, die hier schon warteten.

Hansjochen fuhr vor die kleine Thür und knallte lustig mit der Peitsche. Wieder erschienen Aufwartefrauen, die Jürgen, Hansjochen, Musikanten und Vorreiter in üblicher Weise bewirteten. Zwei Auswerfefrauen nahmen mit ihren Schätzen für die Jugend hinter Jürgen auf der funkelnagelneuen Brautkalesche Platz.

Die kleine Thür that sich auf; heraus trat Lene, bleich und abgehärmt. Trotz des Brautschmuckes machte sie einen wenig bräutlichen Eindruck. Neben ihr ging ihre weinende alte Mutter; zuletzt folgte der Vater.

Ein Flüstern ging durch die Reihen der Zuschauer. Selbst die Dorfjungen, die sehnsüchtig auf neuen Spendern warteten, hielten mit ihrer lauten Freude an sich. Lene reichte ihre Hand dem Vater zum Abschiede. Ihr Auge war trocken, sie hob die gesenkten Wimpern nicht, ihrem Vater in's Gesicht zu sehen. Fast hastend entzog sie ihre Rechte der seitigen.

„Mutter!“ schrie Lene plötzlich aus gepreßtem Herzen

²⁾ Wandrock und -Weste = Tuchrock und -Weste.

auf und schlang beide Arme in verzweifelter Leidenschaftlichkeit um den Hals der Geliebten. Inbrünstig drückte die Mutter ihr Kind an das treue Herz. Und als Vene immer wieder laut aufschluchzte und im Weinen gar nicht innehalten konnte, da streichelte sie ihr sanft die Wangen und hätschelte, als habe sie ihre Vene als kleines Kind auf dem Arme, schmeichelte sie ein über das andere Mal: „Veneken, gieb dich doch drin, Veneken, mein arm' Kind, gieb' dich doch drin!“ Es war, als ob Mutter und Tochter nicht von einander lassen wollten, nicht von einander lassen konnten. Als ob es gelte, Abschied von einander zu nehmen für ewig, so fest schlangen sie die Arme umeinander.

„Na, nun laßt's denn aber doch bald 'nug sein mit dem Geflenn!“ eiferte der Vater, und als befürchte er, seine Worte könnten für ihn bei den Zuschauern einen ungünstigen Eindruck hervorbringen, setzte er hinzu: „Könnt euch ja all' Tag seh'n, seid ja bloß 'n halb' Stund' aus'nander.“

Vene fuhr zusammen, als sie die Stimme ihres Vaters vernahm. Mit Gewalt rang sie sich los aus Mutterarm, vom Mutterherzen. Jürgen hatte während dessen mit Schwager Hansjochen ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen versucht. Der aber hatte sich wenig geneigt gezeigt, darauf einzugehen. Er ahnte der Schwester Schmerz, und Thränen traten ihm in die Augen. Langsam stieg Vene jetzt auf den Brautwagen und nahm auf dem Mittelsitze neben ihrem Bräutigam Platz. Die Musikanten ritten an die Spitze des Zuges und schmetterten eine lustige Weise. Die buntbebanderte Burschenschar setzte insgesamt ihre Pferde in Bewegung und sprengte als Vorreiter vorweg. Brautfuhrmann Hansjochen ließ die Wagenpferde anziehen und fuhr im Trabe vom Hofe hinunter. Die Auswersefrauen warfen Kupfermünzen unter das Volk. „Großartig als wenn 'n Junker freit! Das ist in Baumes noch nicht da'wesen, daß sie Geld auswarfen!“ meinte Schmetts Mutter.

So wie der Brautwagen vom Hofe herunter gefahren kam, knallten aus den Thorwegen der Bauernhöfe rechts und links Flintenschüsse in die Luft. Das Jungvolk im Dorfe sandte der Braut den Abschiedsgruß vom heimischen Dorfe. Da wo die Hufeisenform des Dorfes sich zum Ausgange aus demselben verengte, sprangen behend zwei Männergestalten vom Hofe links hinüber auf das Thor vom Bauernhofe rechts zu. Hinter sich schleppten sie eine Kette her. Drüben angekommen, zogen sie die Kette, die auf der andern Seite in gut Mannshöhe befestigt war, mit aller Gewalt straff an und hängten das Ende in ihren Händen auf eine starke eiserne Krampe, die im Hofthor saß. Der Ausweg aus dem Dorfe war versperrt. Musikanten, Vorreiter und Brautwagen mußten anhalten. Mit gutmütigem Grinsen traten die beiden Burschen an den Brautwagen heran.

„Schulzenjürgen, löß' dein' Braut 'mal erst aus, wir Bauneser lassen so leichte kein' jung' Dirn' uns fortfahren!“

Jürgen griff in die Tasche und warf jedem ein ansehnliches Geldstück hin. Die Auswersefrauen vervollständigten den schulbigen Tribut durch eine große Buddel Schlud²⁾, die sie den beiden zurückließen.

„So war's recht, Jürgen! Der neu' Merkower Schulz' darf sich auch nicht lumpen lassen!“ schmunzelten die Burschen und zogen die Kette vom Wege

fort. Giligen Trabes jagte die Kalesche davon, die Musikanten blasend, die lange Reihe der buntbebanderten Vorreiter unter Jauchzen und Föhlen immer vorweg auf dem Wege nach Merkow zu.

Vor der Grenzmarke.

Als der Zug in die Fichtenwaldung zwischen dem Bauneser und Merkower Dorfgebiet gekommen war, zügelten Reiter und Brautfuhrmann die Rosse und ließen sie langsam Schritt für Schritt fürbaß schreiten. Die „Frager“ waren noch nicht wieder auf der Grenzmarke erschienen. Mit buntem Scheine glitzerte die Sonne auf dem Festzuge, der so einen malerischen Anblick gewährte.

„Wo die nur so lang' bleiben! Könnten doch längst zurück sein, wenn sie sich beeilten“, eiferte der Bräutigam.

„Na, ist doch auch 'n ganz' End', und wir sind daher 'saust wie der wild' Harlebart³⁾“ entschuldigte Hansjochen die beiden.

„Die Sonn' scheint heut' wie mitten in Aufst; da wird man ja ord'entlich warm,“ spann Jürgen den Faden der Unterhaltung weiter.

„Will hier anfahren an's Waldufer, die Bäume werfen so'n schön'n Schatten auf'n Weg“, schlug Hansjochen vor.

„Ja, das thu' nur; müssen doch wohl noch 'n ganz' Stück warten, und in der Prallsonn' könnt' das einem sonst leicht leid werden,“ gab Jürgen seinen Beifall.

So gelangte der Brautwagen dicht vor dem Grenzgraben neben den hohen Stein, über den Hansjochen und sein Vater auf der Fahrt zum „Besehen“ nach Merkow sich unterhalten hatten.

„Vrr!“ gebot Hansjochen den Pferden und zog die Zügel straff. Der Wagen hielt und blieb zufällig so stehen, daß die Braut nur einen kleinen Mannsschritt vom hohen Stein entfernt saß. Rechts und links vom Steine stand dichtes Gestrüpp.

„Was war denn das, da raffelt ja 'was hinter'm Stein?“ horchte Jürgen auf.

„Wird'n Haß' wesen sein, der aufsprungen ist,“ meinte eine der Auswersefrauen.

Ein Vorreiter, der nach den Fragern ausgespäht, kam zurück gesprenkt.

„Jetzt kommen sie, sind schon am Merkower Waldufer!“ rief er schon aus der Ferne.

Die bunte Gruppe der Vorreiter zog sich rechts und links vom Wege zurück, damit die Frager unbehindert an den Wagen heransprengen konnten.

Dumpf schallten die Hufschläge der gejagten Pferde zuerst an das Ohr der Wartenden, allmählich wurden sie lauter, bis sie in nächster Nähe klatschend niederprasselten.

„Hurrah!“ riefen die Frager und schwenkten die Mützen mit Blumensträußen und zahlreichen langen roten Bändern über ihren Köpfen. Sie sprenkten geradewegs an den Brautwagen heran und hielten dicht neben ihm plöblich an, so daß sich die starkgezügelten Pferde hoch aufbäumten.

„Grüß von Schulzen Vater, und 's würd' ihm 'ne Ehr' und 'n Vergnügen sein, dieß' Schwiegertochter bei sich zu sehen!“ rapportierte der eine.

„Nun, Schwester, nun ist wohl die Reih' bei dir? Also: Jungfer Braut, willst du vorwärts, oder willst du rückwärts?“

Vene hatte die ganze Zeit her kein Wort gesprochen. Ihre Augen nach unten gerichtet, hatte sie im dumpfen

¹⁾ Geflenn = unbegründetes Weinen.

²⁾ Buddel Schlud = Flasche Brantwein.

Großer Volkskalender für 1885.

³⁾ Harlebart = Faselbernd d. i. der wilde Jäger.



Schmerze vor sich hingebriitet. Als sie ihres Bruders Frage an ihr Ohr tönen hörte, fuhr sie erschreckt zusammen. Sie wollte antworten, gewiß, sie wollte „Vorwärts“ antworten. Aber in eben dem Augenblicke, als sich ihre Lippen dazu öffnen wollten, raffelte es wieder am Stein und diesmal neben ihm. Ein Männerkopf wurde dort sichtbar; zwei Augen richteten sich so vorwurfsvoll und doch so trenninnig auf Lene. Es war Gesell' Adolf. Lene schrie auf. Sie sprang im Wagen hoch und breitete beide Arme gegen den Geliebten aus, sich ihm an die Brust zu werfen. Jürgen erfaßte seine Braut beim Kleide — „um sie zu halten, damit sie nicht über den niedrigen Wagenrand hinweg fiele“, hat er später gesagt. Die Wagenpferde erschrakten vom Schrei und sprangen im selbigen Augenblicke an. Lene verlor das Gleichgewicht, sie fiel vom Wagen. Ihr Kopf schlug im jähen Falle an den harten Stein. Adolf wurde durch das Gestrüpp gebindert, sie aufzufangen. Hansjochen wollte die Pferde zügeln, doch war kein Gedanke daran, sie zu halten. Der Schreck hatte sie in zu übermäßige Aufregung versetzt.

so recht, Jürgen in seinem Vorhaben zu hindern. Hansjochen raste in verzweiflungsvollem Schmerze. „Lene, Schwester Leneken, lieb' Leneken, lebst denn nicht mehr? Leneken, antwort' doch deinem armen Bruder! Armes, armes Leneken! Armes, armes Mädchen!“ rief er ein über das andere Mal. Von Gesell' Adolfs Lippen kam kein Laut. Immer wieder krampften sich seine Hände zusammen, im stumpfen, dumpfen Schmerze zerraupte er sich das Haar. Die Auswerferfrauen hatten mit dem raschen Überblick, der eben Frauen in solchen Augenblicken eigen ist, das richtige herausgefunden. Sie ordneten mit stummem Wink an, daß die Vorreiter die Seite vom Wagen entfernten. Dann breiteten sie Kleider auf den Boden desselben und bedeuteten die Männer, Lene darauf zu betten. Vorsichtig hoben die Vorreiter Lene auf den Wagen. Eine Auswerferfrau setzte sich in denselben und legte Lenes Haupt in ihren Schoß. Lene regte sich nicht. Nur am leisen Atmen merkte man, daß noch Leben in ihr war. Ohne daß ein Wort darüber gesprochen wäre, lenkte



Neben ihr kniete Gesell' Adolf und rang die Hände in verzweifeln dem Schmerze.

Am Boden lag blutüberströmt die festlich geschmückte Merlower Schulzenbraut. Neben ihr kniete im schlichten Gewande Gesell' Adolf und rang die Hände in verzweifeln dem Schmerze.

Zwei Vorreiter sprangen vom Pferde und liefen zur Unglücksstätte.

„Gottlob! sie atmet noch, sie lebt!“ sprach der eine, nachdem er sein Ohr horchend an ihren Mund gelegt. Inzwischen hatte auch Hansjochen die Pferde zum Stehen gebracht. Ein Vorreiter hielt das Gespann am Zügel. Bruder und Bräutigam entsprangen dem Wagen und liefen zu Lene.

„Vermaledeiter Hund von einem Schmiedgesellen, ich mach' dich auf 'm Fleck' kalt!“ brüllte Jürgen auf Gesell' Adolf drein, der wehrlos neben der Geliebten kniete.

„Halt Jürgen, das laß dem doch unterwegs, du siehst, dir ist Gott's Finger nah' 'nug' wesen!“ sprachen die beiden Vorreiter und hielten den Wütenden mit kräftigem Arme zurück. Eben hatten sie in natürlichem Schicksalstgefühl beiseits treten wollen und kamen

der Vorreiter der, neben den Wagenpferden stand, dem Brautwagen nach Vaunes um. Er ging neben dem Handpferde und führte es langsamem Schrittes am Zügel. Die Vorreiter, die nicht in oder hinter Mertow daheim waren, kamen in angemessener Entfernung hinterdrein. Wie auf Übereinkommen waren alle von ihren Tieren abgestiegen und führten sie am Zügel. Blumensträuße und Bänder hatte man von Mägen und Pferden entfernt. Hansjochen und Gesell' Adolf gingen nebeneinander, unmittelbar hinter dem Wagen. Der Brautzug glich so einem Leichenzuge. Jürgen hatte die Richtung auf Mertow zu eingeschlagen. Was sollte er auch in Vaunes?

„Deinetwegen kann die überspannte Trin' leben oder sterben, du heirat'st sie nun doch nimmermehr!“ hatte er vor sich hingemurmelt.

Drei Tage hat Lene noch gelebt. „Die übergroße Aufregung, der nicht geringe Blutverlust und eine Gehirnerschütterung vom Falle haben ihr Ende herbei geführt,“ hat der Arzt erklärt.

Meine Mutter, die geistlich ward.

Von Victor Bläsigen.

Am Fuße des Bergriesen Pilatus lag das Dorf, welchem unsere Fahrt galt; im besuchtesten Teile der Schweiz.

Kenntst du ihn, den alten gespenstigen Wettermacher? Trotzig und fahlhäutig ragt er dort auf, einsam dem südlichen und östlichen Alpenlande vorgekagert. Unten ist er in grünes Matten- und Waldgebiet vergraben, das sich in sanften Strichen um ihn hinzieht, darüber steigt die gewaltige graue, fächerartig gegliederte Felsmasse empor, mit wunderschön gezackter Gratlinie. Nicht mehr, wie noch im vorigen Jahrhundert, ist seine Besteigung von Obriqkeit wegen verboten. Damals lag jener vielgefürchtete See auf der Oberalp noch mit breitem, dunklem Spiegel da, der jetzt nur mehr eine Pfütze ist, und man konnte noch an seine Unergründlichkeit glauben und an das schwache Wesen, welches die arme, da hinein verwünschte Seele des Pilatus triebe. Wehe, wenn man sie mit Füssen, mit Steinwürfen, Stochschlägen oder Fußtritt in das finstere, regungslose Wasser hinab neckte! Dann, so wollte es der Volksglaube, zogen sich in Minuten Gewitterwolken um den Berg her zusammen, feurige Dünste brachen aus der gährenden Flut, und mit Blitz und Donner schlug der Zorn des gebannten Christusrichters verheerend auf die Gegend nieder. Da hatte freilich eine löbliche Obriqkeit von Luzern die Pflicht, jede Annäherung an den See, nötigenfalls auch bei Todesstrafe, zu verbieten.

Jetzt glaubt selbst der frömmste Luzerner nicht mehr an den Pilatusspuk. Man scheidet gerne die Franken ein, welche die Fremden für die Führung auf den Berg zahlen, hat sogar zwei Wirtschaftshäuser hinauf gebaut, damit sie's ja recht bequem haben, die Schönheit zu genießen, welche unser Herrgott über die weithin sichtbare Gebirgswelt, mit ihren tiefgrünen Seen, zierlich hell und dunkel gemusterten Matten- und Waldteppichen und weißen Schneehäuptern darüber, ausgegossen hat, und die mancherlei seltsamen Naturspiele zu betrachten, welche die Fels- und Klippenwüste des Berges selber darbietet.

Aber mit dem Wettermachen auf dem Pilatus hat es doch seine Nichtigkeit:

Hat er einen Hut,
So wird's gut,
Hat er einen Kragen,
So magst du's wagen,
Hat er einen Regen,
So giebt's Regen.

Er hatte am Morgen wieder einmal den langen Wolkendege gezeigt, und als wir, mit unserer gesprächigen Wirtin das Thalgelände hinfahrend, dem Dorfe uns näherten, da schieden die Wolken, die sich seither breiter und breiter über der Landschaft entfaltet hatten, die ersten Tropfen hinab, und der Kutscher hieb, indes wir die Regenschirme aufspannten, kräftig auf die Schimmel ein, damit wir noch vor dem Ausbruch des drohenden Platzregens an das Wirtschaftshaus gelangen möchten. Kaum befanden wir uns unter Dach, so prasselte es nieder, alle Aussicht benehmend bis auf die glitzernden, abbrechenden und wieder anklüpfenden Fäden des Regens, die schwebenden Schleier von Wasserdunst dazwischen, das Spritzen und Sprühen auf der hellen Straße und notdürftig noch ein Stück Wiese, das sich im Nebel verlor. Ein paar Donnerschläge rollten nach schwachem Aufblitzen dumpf über den Himmel.

Damit lag die beste Veranlassung vor, an den Nachmittagsstafee zu denken. Unsere Begleiterin führte die Verhandlung mit den Wirtsleuten, welche sie vertraulich begrüßt hatte — wir wußten ja, daß sie aus dem Dorfe stammte.

Wir nahmen persönlichen Anteil an dieser Frau. Sie besaß die Bildung des bürgerlichen Durchschnittes neben Klarem, gesundem Verstande und einer tüchtigen Arbeitskraft, welche den von wechselnden Pensionsgästen verschiedener Art belebten Haushalt tapfer in Ordnung hielt. Durch die Weichheit ihres Wesens blühte, wo es nötig war, jederzeit ein rascher Aufschwung, der den tüchtigen Kern in ihr bezeugte. Sie mochte früher einmal selbst hübsch gewesen sein. In dem Stübchen, welches wir bewohnten, hing ein Ölgemälde: ein frisches junges Ding mit regelmäßigen feinen Zügen, guten braunen Augen und schönem kastanienbraunem Haar — das war ihre Jugend. Jetzt waren die Züge derber, die Farbe minder blühend, die Augen lagen tiefer und hatten einen mehr bewußt frauenhaften Ausdruck, doch die alte Gutmütigkeit und Warmherzigkeit sprach noch aus ihnen.

Sie hatte einen Hünen von Mann, einen blonden urkräftigen Schwaben, welcher als geschickter Kunsttischler ein Atelier leitete und für drei Mann arbeitete. Er kam nur mittags und abends heim. Die Leutchen, welche der Himmel mit Kindern zu segnen vergesen, liebten sich sehr, und es war uns rührend, ihr zuzuhören, wenn sie ihren Joseph in seiner Abwesenheit rühmte, oder ihn zu beobachten, wenn sein Blick aus stahlblauem Auge sie liebtosend wie ein Kind von oben herunter streichelte. Hatte er übrigens eine freie Stunde, so las er, und keineswegs Roman- oder Journalfutter, sondern belehrende Sachen, mit besonderer Vorliebe geographische Schilderungen, denen er mit der Landkarte zur Hand folgte.

Schon mehr als einmal war die Bemerkung gefallen, daß die Frau katholisch, der Mann protestantisch sei, und immer mit einem gewissen Nachdruck, welcher zu bezeugen schien, daß diese Thatfache im Leben der beiden eine Rolle gespielt hatte. Ebenso betonte die Frau die schwäbische, oder vielmehr die „deutsche“ Abkunft des Mannes. Die Religionsverschiedenheit wurde in dem Hause in keiner Weise bemerkt, und wie es schien, war es die gesunde Denkweise des Mannes und das Übergewicht seiner Intelligenz und Energie, welche den Katholizismus der Frau aller schreienden Farben entkleidet hatten, so daß man glauben konnte, sie halte denselben nur unter der Hand noch fest.

Daß in beider Vergangenheit die Mutter der Frau sehr nachdrücklich und unerfreulich eingegriffen, hatte sich im Laufe der Gespräche mannigfach angedeutet. Auch deren Bild hing in unserm Zimmer, eine Photographie. Das Gesicht der alten Väuerin — denn das war sie gewesen — zeigte mit demjenigen der Tochter wenig Ähnlichkeit. Es war von einer großen, gebogenen Nase beherrscht, deren schmale Wurzel zwei matte, halb von den Lidern verdeckte Augen trennte. Die Falten, namentlich um den zahllosen Mund, gaben dem ganzen Anlit etwas Verkniffenes und Widerwilliges. Die Frau war vor ein paar Jahren im Hause der Tochter gestorben.

Durch die erwähnten Andeutungen, welche ein bemerkenswertes Geschick vermuten ließen, waren wir neugierig gemacht worden, den ganzen Zusammenhang zu erfahren. Unterewegs hatte mir unsere Begleiterin eine Frage danach fast auf die Lippen gelegt und die Beantwortung bereitwillig für die Zeit unsers Verweilens in ihrer Heimat zugesagt.

Nun saßen wir in dem aparten Zimmerchen mit dem schwarzen Wachstafeltopf und dem Glaschrank voll verkäuflicher Schweizer-Artenen, vor uns den „café complet“ mit dem fliegenumsummten Honigsaft landesüblichem Nachgebäck. Draußen slog Blitschein auf, murkte der Donner, klatschte spritzelnd der Regen gegen die Scheiben. —

„Eigentlich hätten Sie erst unser Gut sehen sollen, dann wollte ich Ihnen erzählen; aber es ist jetzt so bequeme Zeit dazu,“ sprach sie, tapfer das schwierige Hochdeutsch festhaltend, aus dem sie so gern in ihr geliebtes „Schweizerdütsch“ fiel, jene seltsame Sprache, die alle Wörter bis zur Unkenntlichkeit verschluckt, welche nicht durch die Möglichkeit, Fisch- oder Gurgeltöne anzubringen, ein vollständiges, freilich höchst rauhaariges Dasein retten.

„Wir waren nichts weniger, als arm. Sie werden nachher sehen, daß unser Gut zu den größten im Dorfe gehörte. Ein paar rechtshaffene Stücke Acker jenseits des Dorfes und der ganze Wiesenstrich, der hinter dem

Hause den Berg hinauf-
klummt, nebst
einem Wald-
anteil ge-
hörten uns,
und wir
Kinder ver-
lebten län-
gere Zeit eine
fröhliche
Jugend.
Mein Vater
war ein
großer,
starker
Mann, wel-
cher nicht viel
Wesens von
sich machte,
aber Kopf
und Herz auf
dem rechten
Flecke hatte.

Die Bestel-
lung des Ackers
mit unsern Kühen nahm nicht all-
zuviel Zeit weg, mit dem Heumachen wurden wir auch
rasch genug fertig, denn wir Geschwister halfen, und
wir waren unter sieben, ich das jüngste von allen.

In den freien Stunden ging mein Vater nur selten
in das Wirtshaus: er beschäftigte sich lieber mit uns
Kindern. War schlecht Wetter, so brachte er uns
allerlei bei, worauf der geschickte Mann sich wohl ver-
stand: Schnitzen, Flechten von Korbwaren, Tischler-
und Wagnerarbeit. Was nicht für die Wirtschaft ge-
arbeitet ward, das verkaufte er in der Nachbarschaft
oder in der Stadt, wo er seinen festen Absatz hatte,
und das Geld gab er uns in unsere Sparkassen. Sonn-
tags aber machten wir mit ihm in der schönen Zeit
Spaziergänge. Oft schon Samstag-Abends zogen wir
aus; wenn er müde von der Arbeit heimkehrte, schlief
er eine Stunde, dann mußten wir ihn wecken, und
fort ging es, zumeist die ganze Nacht hindurch, auf
den Pilatus. Unzählige Male sind wir zusammen
droben gewesen, wenn auch nur selten bis zur Spitze,
und das durfte dann meine Mutter nicht wissen, welche
noch an dem alten Aberglauben hing, daß es droben

nicht gebeuer und für die Aufkletternden gefährlich sei.
So lange die Wanderung im dunkeln stattfand, machten
wir Gänsemarsch, der Vater bedächtig vorweg. Im
Tageslicht schritt jedes wie es mochte, nur durfte sich
keines allzuweit entfernen. Das Steigen und Wandern
konnte mein Vater nie satt bekommen.

Unsere Spreisung pflegte auf irgend einer Alm bei
einer Hütte vor sich zu gehen. Wir ließen uns dann
Milch, Brot und Käse geben und wurden alle um ein
paar Rappen satt, und wenn meine Mutter drunten
schalt, so sagte er ihr wohl lachend: er führe uns nur
aus, um zu sparen. Hatten wir gegessen, so erzählte
er uns von der weiten Welt, denn er war einst lange
auf der Wanderschaft gewesen, da er von Haus aus
ein Tischler war, wie mein Joseph, und erst nach der
Rückkehr sich in unser Gut hineingeheiratet hatte. Er
glich auch darin meinem Joseph, daß er gern von
fremden Ländern und Leuten las und Landkarten dazu
studierte.

Ubrigens waren es nicht bloße Spaziergänge, die
wir machten. Selten kamen wir heim, ohne etwas

mitzubrin-
gen, was zu
brauchen
war: wir
sammelten
Blaubeeren,
Erdbeeren,
Himbeeren,
auch Vogel-
beeren und
Wurzelzeug,
aus denen
Getränke ge-
braut wur-
den.

Es war
eine herrliche
Zeit. Wir
kletterten wie
die Gensfen
alle sieben,
sangen,
pffiffen und
krabbelten in
Wald und



Ich weiß noch, daß wir einmal in Gendern wie sieben Engel am Herd kauerten und sangen.

Gestein herum wie Eidechsen, nur mein Vater ging
strack aufrecht und bedächtig an seinem Alpstock und
spähte mit seinem Graukopf, daß unser keines in Ge-
fahr kam oder sich zu weit verlor. Und nicht ein
einziges Mal ist uns auch nur der geringste Unfall
widerfahren bis zu dem einen schrecklichen Tage.

Mein ältester Bruder hieß Franz — ich muß noch
sagen, daß die ersten drei von uns Geschwistern Brüder
waren, die andern vier Schwestern — der Franz also
war ein schmucker Bursche, eben sechszehn Jahre ge-
worden. Er hatte krauses schwarzes Haar wie der
Vater gehabt haben mußte, als er jung war, und ein
frisches, weiß und rotes Gesicht mit zwei braunen
blühenden Augen, von denen das eine zu unserer Ver-
wunderung einen blauen Schmitz zeigte. Der Vater
hatte ihm eine Zither angeschafft, und er spielte schon
recht gut darauf, nahm sie auch mit, wenn wir aus-
zogen, und trug sie dann im Futteral an einem Bande
über der Schulter. Beim Klettern warf er sie auf
den Rücken herum, und nach dem Essen nahm er sie,
wenn wir im Grase lagen und in den Himmel träumten,
heraus und spielte; manchmal wurde wohl au⁴

gesungen, bis alles in Juchzern endigte, die wir um die Wette in die Welt hinausschallen ließen.

Mehr als einmal hatten uns seither Wetter überzogen, obwohl mein Vater ein guter Wetterverständiger war; dem Pilatus ist eben doch nicht ganz zu trauen. Wir waren schon bis auf die Haut naß geworden — dann stürzten wir lachend bis zu einer Hütte, ließen uns ein Feuer machen, hingen unsere Siebensachen zum Trocknen auf und setzten uns mit der notdürftigsten Kleidung dazu, so eng wie möglich beisammen, während der Vater sich ruhig die Kleider auf dem Leibe trocknen ließ. Unsere Sachen rochen dann stets ein paar Tage lang nach Rauch. Ich weiß noch, daß wir einmal in Hemden wie sieben Engel vor dem Herd kauerten und sangen, während der Franz mit seiner Zither auf dem Schoße dazu musizierte.

Aber ein Wetter wie an jenem Schreckenstage habe ich noch nicht wieder erlebt.

Wir waren — eines Sonntags um die Mitte September — zu den Schrofen auf der Alpnacher Seite hingeklettert, um Gnzian zu suchen und auszugraben. Es war ein kalter Tag, und auf dem Pilatus hing Gewölk herum, aus dem mein Vater, wie er sagte, nicht recht klug werden könnte. Es ging bis ungefähr zur Höhe des Gels herunter und verdeckte die Spitze ganz, und so blieb es hängen bis nachmittag gegen vier Uhr. Da begann es sich auszudehnen und tiefer zu sinken.

Wir hielten Rast und kauerten auf dem letzten Mattenstreifen umher, und der Vater betrachtete derweilen den Nebel, der sich oben umeinander trieb. Er hatte nicht viel Sorge, denn nicht gar zu weit stand die Hütte eines Alpnachers, bei der wir Mittag gegessen hatten. Da fing ein dumpfes Gemurr in den Wolken an und schob sich weit am Berge hin.

„Kommt, es wird Zeit, daß wir zu dem Semner hinabsteigen,“ sagte mein Vater. „Das wird ein böses Wetter. Wo ist denn der Franz?“

„Der ist da um die Ecke gegangen,“ hieß es.

„Franzi!“

„Ich komme gleich!“ Ich hab’ da noch Alprosenkraut über mir mit Blüten dran.“

Um diese Zeit war das sehr selten noch blühend zu finden und wir neideten ihm den Fund. Wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, so hätte Franz das Pflüden auch lassen müssen. Aber der Pub war gewöhnt, daß er schon eigenen Willen hatte, und als der Vater hinüberrief, er solle sich nichts mit den Alpenrosen zu thun machen, sondern kommen, des Gewitters wegen, da gab er zur Antwort:

„Mir geschieht nichts in den fünf Minuten, die ich noch brauch.“

„Geht zur Hütte hinab,“ sagte mein Vater, und wir verwunderten uns, daß er heftig sprach, was gegen seine Art war. Um die Wette suchten wir hinabzukommen, ohne darauf zu achten, wie das Gewölk sich rasend schnell ausarbeitete, bis plötzlich über uns ein furchtbarer Schlag erscholl, der sich knatternd fortsetzte.

Da blickten wir auf.

In diesem Augenblick gab es in der Luft droben ein Geräusch, wie wenn alle Waffen im Luzerner Zeughaus durcheinander geworfen würden, da packte uns die Angst und wir liefen so rasch wir konnten der Hütte zu.

Ich weiß noch heute nicht, wie ich hineingekommen bin, mir ist’s, als ob mich mein zweiter Bruder genommen und getragen hätte. Aber ich fühle noch heute, wie harte Schläge auf meinen Leib niedergingen — es

waren vielmehr Stöße, und um uns frachte, prasselte, schmetterte es. Und als ich weinend in der Hütte saß, da hörte ich einen Lärm, wie wenn man die Hütte von oben und von zwei Seiten mit Kartätschen beschöffe —

Krach! plötzlich zerplitterte seitwärts eine Fensterscheibe — noch eine, alle miteinander, und herein flogen — Hühnerier! Glauben Sie, nicht kleiner waren die weißen Dinger. Der Semner schmalzte mit der Zunge und zog ein verzweifertes Gesicht, dann nahm er eines der Hühnerier und besah es sich topfschüttelnd, und endlich warf er es in meine Nähe. Schüchtern griff ich danach und ließ es erschrocken fallen; es war pures schneeweißes Eis!

Man muß dergleichen erlebt haben, um es zu glauben. Mir sind die Fenster später zweimal vom Schauer zer schlagen worden, doch solche Stücke habe ich nie mehr gesehen. Und Gott behüte alles Land davon!

Dazu donnerte und blinkte es — das da draußen ist ein Kinderspiel von Wetter dagegen.

„Gott bewahre: wo ist der Vater und der Franz?“

Ich weiß nicht, wer von uns die Frage aufwarf, aber wir brachen gleichzeitig in ein Jammern aus, am kläglichsten natürlich wir Mädchen, bis der Semner zuletzt rief, wir möchten Ruhe geben, sie würden schon einen Unterschlupf gefunden haben und nicht so dumm gewesen sein, sich mitten im Schauer hinzustellen.

Nach fünf Minuten etwa hörten die Schläge auf, nur noch ein mächtiger Regen rauschte und platschte auf die Hütte, und das Dach mußte nicht ganz fest sein, denn an ein paar Stellen kam es als langes plätschern des Gerinsel zu uns nieder. Vielleicht auch hatte der Schauer da und dort die Schindeln durchgeschlagen. Wir aber hatten die Aufgabe, geduldig auszuhalten, ich meine eine halbe Stunde lang — da ließ der Regen nach, und der Semner öffnete die Thür.

Wir drängten uns hinter ihm in die Nässe: bis weit hinab, wo der Wald anfang, war das Gras wie niedergedroschen und lagen die weißen Eisküde, vereinzelt oder zu ganzen Haufen. Fein, aber eiskalt fiel der Regen und pridelte die Haut wie mit Nadelspitzen. Vom Vater und Franz war nichts zu sehen.

„Vauer!“ schrie der Semner hinauf, „seid ihr droben?“

Keine Antwort.

Wir sangen aufs neue an zu weinen, und der Mann tröstete uns endlich und versprach, wenn wir uns in der Hütte ruhig verhalten wollten, hinaufzusteigen und nach den beiden zu sehen.

Es wollte uns viele Stunden dünken, daß wir warteten. Der Regen hörte allmählich ganz auf, und über der Stadt und dem See lag wieder Sonnenschein, als mein zweiter Bruder die Thür öffnete und uns hinaussehen ließ. Er ging vor die Hütte und bis zur Ecke — da schrie er:

„Maria Joseph, dort bringen sie den Franz ge tragen!“

„Wer denn?“ fragten wir angstvoll.

„Der Vater und der Semner.“

Sie brachten ihn wirklich getragen, und er war tot. Ich hatte schon manchen Toten gesehen, denn es ist hier Sitte im Dorfe, daß man die aufgebahrten Toten besucht und mit Weihwasser besprengt und für sie vor der Bahrstatt betet. Da drängt sich wohl auch ein Kind hinein. Aber das war mir immer gewesen, als träte ich vor geheimnisvolle Puppen, welche den Lebenden, die ich gekannt, aus Wachs nachgebildet waren. Das Entsetzen vor dem Armen gestürzten Franz, dem das helle Blut auf der Oberlippe lag, war das erste

volle Gefühl von dem Wirken des Todes, das ich empfand.

Ich will unsern Jammer nicht weiter beschreiben. Der Franz hatte noch auf einer Klippe gehangen, an einer steilen Stelle, als die Eisstücke auf ihn niederschlugen — da war kein Netzen gewesen. Vielleicht hätte ihn eines der Stücke auf den Kopf geschlagen und betäubt, es ist mir, als ob der Vater nachher dergleichen erzählt hätte. Der Arme war gestürzt, und der Vater hatte das mit angesehen. Unbekümmert um den Schauer war er hinunter gestiegen — er kühlte noch tagelang die Beulen auf dem Kopf mit Wasser. Jetzt freilich dachte er nicht an die Beulen.

Sie legten den Franz auf Hen, welches der Senner vom Boden herabwarf, und der Vater zog die Jacke aus und deckte sie dem Armen über das Gesicht — dabei kam er an den Fithertasten und es klang da drinnen, was mir schauerlich war, wie Gespensterweisen. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, stützte die Arme auf die Knie und das Gesicht in die Hände — ich sehe ihn noch in

den weißen Hemdärmeln und dem grauen Krauskopf vor mir — den Hut hatte er nicht mit zurückgebracht, der Schauer hatte ihn wohl verschlagen.

Der Senner machte sich nebenan zu schaffen und störte ihn nicht, wir kauerten still vor uns hinschluchzend, in den Ecken und starren auf den stummen Vater und die Verbillung, unter welcher der Franz lag.

Endlich kam der Senner herein.

„Bauer,“ sagte er, „wollen wir ihn nicht hinuntertragen, daß es nachher nicht zu dunkel wird? Ich hätt' gerade eine Trage hier.“

Mein Vater schaute auf und nickte; sein Gesicht war fahl und verwildert und er zuckte mit allen Falten um die finstern Augen. Dann schweifte sein Blick über uns hin und er sagte rau und kummervoll:

„Nun ist er tot, der arme Franz und macht nimmer Müß.“

Und dabei quollen zwei schwere Thränen aus seinen Augen, die er mit dem Hemdärmel abwischte. Für uns aber gab dies Anlaß, daß wir vereint wieder in Schreien und Schluchzen ausbrachen.

Sie luden den Franz auf und trugen — der Senner vorn, der Vater in Hemdärmeln hinten — die Bahre ein paar Stunden weit. Nur zwei oder dreimal gab es eine kurze traurige Rast. Ich weiß noch, daß ich trotz

meiner Betrübniß von den Eiseiern in der Schürze sammelte und sie dann, wenn die Last zu schwer wurde, wieder fallen ließ.

Im Dorfe forderten Begegnende Ausruf, und wir bekamen ein größeres Leichengefolge. Vor unserer Haustreppe hielt mein Vater an und wischte sich, die Bahre mit dem gebogenen Knie haltend, unter schwerem Achzen den Schweiß von der Stirn. Und droben bei der Thür kam uns die Mutter entgegen.

„Mutter, der Franz hat einen schlimmen Fall gethan,“ sagte mein Vater. Da schrie sie auf: „Jesus, Maria Joseph, er ist tot. Und du bist schuld daran mit deinem vermaldeiten Berglaufen, du hast ihn gemordet!“

Damals trat ich vor und sagte:

„Nein, Mutter, er ist allein davongegangen und wollte Alpenrosen pflücken, und da hat ihn das Wetter erschlagen. Der Vater hat gewiß nichts dafür gekonnt.“

Mein Vater weinte laut und hob mich auf und küßte mich, daß es mir weh that. Ihn aber mochte es wohl thun, daß ich für ihn sprach.



„Mutter, der Franz hat einen schlimmen Fall gethan,“ sagte mein Vater.

lieber hatten als sie, und als wäre ihr des Franz Tod wie eine rechte Gelegenheit gekommen, uns und ihn das fühlen zu lassen. Wenn wir zusammen den Franz wirklich tot geschlagen hätten, so hätte sie uns nicht viel schlechter darum behandeln können als sie es fortan that.

Allein es kam doch noch schlimmer. Eine schwere Krankheit, ich glaube Typhus, fiel in das Haus, und an der starben auch meine andern Brüder. Nun faßte die Mutter einen wahren Haß gegen uns alle. Sie sagte dem Vater bei jeder Gelegenheit, auch von dem Tode der andern Brüder sei er die Ursache, denn ihr Tod sei eine Strafe Gottes dafür, daß er den des Franz verschuldet. Der Vater verteidigte sich nie, daß wir etwas gehört hätten; wenn meine Mutter ihren schlimmen Tag hatte — was immer geschah, so oft sie einen Arger gehabt oder gewisse Gebete gelesen hatte, die ihre Gedanken auf ihr Unglück lenkten, so ging er ihr aus dem Wege. Uns nahm er nie mehr mit

Wohlthun, die bis zu des Vaters Tode dauerte. Die Mutter aber so wüßte sie nie gewesen.

Manchmal will es mich bedünken, als habe es sie all' die Zeit hart gewürmt, daß wir den

Vater so viel

sich, und ich muß sagen, wir selber fühlten plötzlich nicht das geringste Verlangen mehr nach den einstigen Wanderungen. Aber er beschäftigte sich überhaupt nicht ferner wie sonst mit uns, sei es, weil nur wir Mädchen noch übrig waren, sei es, daß die Ubriggebliebenen ihn zu schmerzlich an das Verlorene erinnerten. Er war viel stiller geworden und der Sonnenschein war für immer aus seinem Gesicht verschwunden, mit dem er sonst wohl unserm vergnügten Wesen zusehen hatte. Es fraß ein Wurm an seinem Herzen, daß er je länger desto mehr und rascher verfiel. Endlich mußte er sich zu Bett legen, und er that es, um nicht wieder aufzustehen. Und so verbittert und vergallt war meine Mutter, daß sie selbst dem Kranken keine Nachsicht und keinen Frieden vergönnte.

Ich sah einmal still hinter dem Kachelofen und rührte mich nicht und betete, ohne daß mir's jemand geheißen hätte, ein Vatermörder um das andere für den Vater, denn ich weiß noch, daß ich ihn mit aller Macht gesund zu beten mir vorgenommen. Da kam meine Mutter in die Stube und bald darauf hörte ich den Vater im Ofen stöhnen.

„G'schieh dir schon recht,“ sagte meiner Mutter Stimme.

„Wirst bald Ruhe vor mir haben,“ war die Antwort. „Was thust nachher mit dem Gift?“

„Auf dein Grab th' ichs,“ sprach sie erboßt, ging hinaus und schlug die Thür hart hinter sich zu.

Da seufzte mein Vater schwer auf. „Himmel Herrgott, mach' ein End!“ hörte ich ihn murmeln, und ganz still schlug ich meine Schürze vor das Gesicht und biß die Zähne zusammen und ließ Thränen auf Thränen laufen, ohne zu müffen.

Morgens, als wir aus den Betten stiegen, war er tot. Nach dem Begräbniß kam ein sonderbares Wesen über meine Mutter. Während sie sich früher, wie ich schon sagte, fast gar nicht mit uns befaßt hatte, fing sie jetzt an, uns vier Mädchen zu erziehen, freilich auf ihre Art. Sie war von jeher geneigt zur Frömmigkeit, ging allsonntäglich in die Kirche und las gern Gebete. In unserm Hause wurde immer viel Weihwasser gebraucht und sich bekreuzigt und gebetet; jeden Mittag und Abend ging es am Tische wie in einer Judenschule her, bevor dem Pöffel sein Teil wurde, und jedes von uns Kindern hatte das Bild seines Schutzpatrons über dem Bette hängen. Das war aber noch nichts Außerordentliches, denn die Bauern auf dem Lande sind alle mehr oder weniger fromm auf diese Art, und es war uns nie aufgefallen, daß wir darin etwa mehr als die andern gethan hätten. Nun aber, seit mein Vater tot war, wurde uns alles von Büchern genommen, was er uns geschenkt oder zurückgelassen hatte, außer die Gebetbücher, und alle Abende und auch tagsüber, wenn wir nicht Arbeit hatten, mußten wir uns zu ihr setzen und mit ihr Gebete lesen. Es war, als hätte die Mutter keine Ruh, wenn sie nicht das samene Büchli in der Hand hielt, das schon ganz abgegriffen war.

Dabei sagte sie wohl: Der Vater wäre nicht fromm gewesen, sondern aus Deutschland, wo er lange sich aufgehalten, als halber Heide wiedergekommen, und das wär' ihrer Meinung nach die Ursach von alle dem Unglück, wie denn auch der Pfarrer der Ansicht sei. Es jammere sie um seine arme Seele und um die Seele des Franz, der auf einmal ohne Absolution dahingefahren wäre. Immer von neuem kam sie auf dieses Thema, und immer fester prägte sie uns die Notwendigkeit ein, daß wir nicht nachließen, für des Vaters

Seele zu beten. Nun war es richtig — an meinem Vater hätten wir nichts Geistliches bemerkt außer daß er schwieg und still hielt, wenn in seiner Gegenwart die Frömmigkeit gepflegt ward. Das erwogen wir, und die Mutter sahien Recht zu haben. In der gemeinsamen Sorge um das Seelenheil des Vaters verlor sich der Groll, den ich gegen die Mutter gefaßt. Wir fanden es ganz in der Ordnung, als wir erfuhren, daß sie alles bare Geld, welches sie besaßen, dem Pfarrer gegeben, damit er Messen für den Vater und den Franz lese, und der Pfarrer hatte in uns bald die eifrigsten Kirchgängerinnen. Meine älteste Schwester Maria ging auch endlich unter die Ursulinerinnen und ist im Kloster gestorben.

Einen besondern Haß hegte meine Mutter gegen die Deutschen. Sie waren ihrer Meinung nach durchweg lutherische Ketzer, und sie schilderte uns ihre Verworfenheit und Schlechtigkeit so überzeugt, daß ich, trotzdem mein Joseph ein Deutscher ist, noch heute jeden zuerst mit einer Art Furcht und Abneigung betrachte, wenn ich höre, er stammt aus dem Reich.

Ja, Sie lächeln, und Sie haben wohl Ursache dazu. Aber Sie glauben nicht, welche verkehrte Vorstellungen man in einem Kinde erziehen kann, wenn man es mit Mauern umschließt, daß es die Dinge nicht selber sieht, sondern sie nur so gemalt bekommt, wie es sie glauben soll. Ich verstehe es gar wohl, warum die Bauern in stark katholischen Gegenden gar so schwer vernünftig zu machen sind.

Ich war eine Zeit lang von den Geschwistern die allerfrömmste, bis ich in die erwachsenen Jahre trat. Da kam das Tanzen und die Buben und die Lebenslust — ich soll ja damals ein hübsches Mädchen gewesen sein — — ach was, wenn ich auch einmal rot werde! Ich habe es den Leuten angesehen, mit denen ich die nächste Zeit zusammen war, daß sie mich hübsch fanden, und es ist eine dumme Ziererei, wenn eine thut, als hätt' sie keine Freude daran, daß Gott sie hübsch geschaffen hat. Die Buben im Dorfe blieben mir freilich gleichgültig, und ich hatte kein größeres Verlangen, als in die Stadt zu einer vornehmen Herrschaft zu kommen, seitdem eine Freundin in modischem Anzug mit Federhut zu Besuch bei uns vorgesprochen, die nach Luzern gegangen und Bonne geworden war.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter mich so leicht fortgelassen haben würde, wenn da nicht ein besonderer Grund für sie gekommen wäre.

Der Pfarrer im Dorfe — nicht der jetsige — war ein starkleibiger Herr, mit einem fetten Gesicht und einer sehr starken Glaze, weshalb er beständig ein Saatkäppchen trug; auf seiner Nasenspitze aber saß es wie ein roter Knopf, und ich erinnere mich, daß ich beinahe laut gelacht habe, als er in der ersten Kinderlehre das Käppchen abnahm, um den Schweiß von der Glaze zu trocknen, so komisch wirkten die Kahlheit und der rote Knopf zusammen. Für gewöhnlich war er mir durchaus nicht lächerlich, vielmehr fürchtete ich mich vor ihm, denn er hatte zwei grolle und häßliche Augen, wie die einer bösen Katze. Schon seit er zu uns in das Haus kam, was allmählich immer häufiger geschah, und noch mehr in Kinderlehre und Beichte fühlte ich den Zwiespalt zwischen meiner Verehrung vor seiner Amtswürde und dem Widerwillen gegen seine Person. Er galt auch im Dorfe als geizig und habfüchtig und proffessierte gern, und er betrieb die Ausübung seiner Amtspflichten als Handwerk, außer wo er für geistlichen Eifer auf Vorteile rechnen durfte. Ich habe das freilich erst später recht eingesehen.

In der Pfarre wohnte außer ihm nur eine Haus-
hälterin, eine schlaue Person, die eine gefährdete Zunge
besaß und Wabi oder eigentlich Walpurgis hieß, dazu
ein Knecht, von dem man munkelte, er sei des Pfarrers
Sohn. Die Pfarrwabi kam eines Tags, da wir gerade
keinen Knecht hatten, zu meiner Mutter und trug ihr
an, der Pfarrflorian solle die Arbeit für uns mit thun.
Meiner Mutter war das schon recht, uns Mädchen
jedoch sehr wenig, denn der Florian hatte eine dumme
Art, sich wie ein Bauerssohn aufzuspielen, es fehlte
ihm auch nicht an Geld dazu, und doch kam er bei
niemand mit der Manier recht an und hatte es nur
seiner schweren Faust und seinem Zähorn zu danken,
dass man ihn ungehobelt ließ und ihm lieber aus dem
Wege ging. Übrigens war er ein ganz sauberer Bursch,
der im Gesicht gar nicht an den Pfarrer erinnerte, bis
auf die Augen, die ganz so kagengelbgrau mit einem
kleinen schwarzen Punkt darin waren, wie die Augen
des Pfarrers. Ich war etwa zwölf Jahr alt, als er,
niemand wusste woher, auf der Pfarre erschien, und
fühle noch, wie ich mich entsetzte,

als unter den Schullindern zuerst
das eine zu behaupten wagte: der
Florian sei der Sohn vom Herrn
Pfarrer, und dann wieder, als sie
den Abitoni mit blutigem Kopfe
nach Hause führten, den größten
Raufbold des Dorfes — hier, aus
derselben Schenke, in der wir sitzen
— und als es hieß, der Pfarr-
florian habe ihn so zugerichtet, weil
er ihn hätte von einem Tische
stoßen wollen, an dem lauter Bauer-
burschen gesessen.

Kurzum, der Florian bestellte
unsere Acker, der Florian kam zu
uns heuen — wir mußten mit ihm
zusammen auf der Wiese arbeiten,
mit ihm hin- und herreden, die
Wabi aber besuchte die Mutter
und that heilig und gottfelig und
nahm dafür große Stücke Lein-
wand und ganze Säcke voll Erdäpfel
und gebadenes Obst und Mehl mit
in die Pfarre hinunter, „damit
sie den Herrn Pfarrer zu fleißigem
Beten für das Heil des Vaters und
des Franzl anhalte,“ wie meine
Mutter auf unsere Vorstellungen
erwiderte.

Der Florian aber that etwas
anderes: er verliebte sich in mich.

An einem schwülen Tage — ich war vor kurzem sechs-
zehn Jahre alt geworden — hatten wir des Nachmittags
Heu gewendet, ich, der Florian und meine Schwester
Crescenz. Der Florian war auf den Hof hinunter-
gegangen, um einen Nachmittagskaffee zu holen, wir
zwei Mädchen waren müde und suchten Schatten bei
einem Heustall, der droben wohl noch steht. Die Cres-
cenz kroch auf das Heu, das wir schon eingethan hatten,
ich legte mich draußen unter zwei Rossbirnenbäume,
die beieinander wuchsen.

Im Schlafe fühle ich, daß mir etwas so über das
Gesicht geht und schlägt danach. Mit einem Male
drückt's mich weich auf den Mund, und als ich er-
schrocken die Augen aufschlage, sehe ich das Gesicht von
Florian dicht über dem meinen.

„Bist du verrückt geworden?“ sage ich, und da hat

er auch schon einen Schlag in das Gesicht, daß ich
selber erschrak, indem ich plötzlich an seinen Zähorn
dachte. Aber er hielt sich lachend die Backe und sprach
bloß halblaut:

„Kreuz Herrgott, Anna, das war zu stark!“
„Soll's auch,“ gebe ich zur Antwort, und als er
sein Gesicht mit dem Schnurrbart unter der trummert
Nase wieder herunterbiegt und ich die grauen spitzen
Augen dicht über mir sehe, schreie ich laut: „Genzi!“
und fahre auf, daß ich ihn an den Kopf stoße und
mich dazu. Da faßt er mich um und drückt mich an
sich und jagt:

„Schrei nur, meine Frau mußst du doch werden.“
„Na,“ ruft die Crescenz, „seit wann ist denn das
Mode?“

„Seit Adam und Eva,“ sagt er.
„Die Eva hatte keine Auswahl, du Narr, aber heut-
zutage ist das anders und die Anna bekommt wohl
noch was Besseres. — Oder hast du etwa Begehr nach
dem Knecht?“ fragte sie zu mir hin.



Aber er hielt sich lachend die Backe und sprach bloß halblaut: „Kreuz Herrgott, Anna, das war zu stark!“

„Ich bin kein Knecht,“ ruft er.
„So? Was dann? Wir können
nur einen Knecht brauchen, und
wenn du der nicht sein willst, so
sag's der Mutter.“

Die Crescenz hatte ein gutes
Mundwerk, und sie wechselte zeh-
nmal spitze Reden mit dem Florian,
ehe ich, so heiß und zornig ich war,
zu Worte kam.

„Bist du ihrer Meinung?“ fragte
er endlich zu mir hin.

„Ja,“ antwortete ich, „und wenn
du dir das noch einmal einfallen
lässest, nachher bist du oder ich
vom Hofe.“

Er sah finster vor sich hin, und
dann wieder zu mir herüber, und
dazu sprach er:

„Bestimm dich, ich kann warten.
Ich werde ein Bauer, darauf ver-
laß dich!“

Die Crescenz lachte laut auf —
er ist's aber doch geworden, und
auf eine Art, die wir uns am we-
nigsten hätten träumen lassen.

Zu Hause erzählte die Crescenz
unserer Mutter davon und meinte,
es wäre wohl am besten, den un-
verschämten Burschen mit einem
ordentlichen Knecht zu vertauschen.

Aber die Mutter war zu unserm Erstaunen da-
gegen: sie wolle sich nicht mit der Pfarrwabi er-
zählen, und mit dem Pfarrer auch nicht — man
wisse doch nicht, was an dem Gerede wegen der Her-
kunft des Florian sei. Democh ging ihr die Sache
im Kopfe herum, und endlich war sie es selber, welche
es aussprach: am besten wär's, ich käme ein paar
Jahre fort. Ich griff mit Freuden zu, und meine
Freundin verschaffte mir eine Stelle als Bome bei
einem alten General, der noch kleine Kinder hatte und
bei Luzern begütert war, aber meist in der Stadt selber
wohnte.

Kurz ehe ich fortging, verkündete der Pfarrer eines
Sonntags in der Kirche: es würden zwei Jesuiten
kommen und eine Mission abhalten. Den einen habe
ich noch predigen hören: er war so dick, daß er gerade
die Kanzel füllte und sich darin herumdrehte wie ein

Stoßen in einem Flaschenhalse, und er hatte immer ein rotseidenes Taschentuch bei der Hand, mit dem er sich den Schweiß abtrocknete. Er predigte von der Hölle und den Höllenstrafen und machte eine schreckliche Vorstellung vom Fegefeuer und den Schmerzen und Gestöhn darin und zählte auf, weshalb einer darin zu büßen habe. Als er von denen sprach, die mit Kezerei angesteckt seien, und von den ohne den Trost der Sakramente Gestorbenen, da hörte ich meine Mutter jämmerlich stöhnen. Sie wollte nachher durchaus, ich sollte die ganzen Missionspredigten mit anhören, aber das ging nicht, wenn ich zu rechter Zeit meine Stelle antreten wollte. Andern Morgens fuhr ich in die Stadt, aus dem Wirtshause hier hatten sie das Pferd dazu gegeben.

Als ich mit dem Wagen vor dem Dorfe war, da stand der Florian und wartete. Ich sagte dem Knecht er solle rasch zufahren, aber der Florian fiel dem Pferde in den Bügel schrie den Knecht an, daß er halten solle, und kam zu mir auf die Seite.

„Du fährst wegen meiner fort, gesteh's,“ sprach er und war kirschbraun im Gesicht.

„Ich thu, was ich mag,“ gab ich zur Antwort und stellte mich trotzig, obichon mir das Herz pochte. „Deinetwegen brauchte ich nicht in die Stadt zu gehen.“

Er lachte giftig auf.

„Das reut dich!“ rief er. „Aber es soll nicht das letzte Mal sein, daß ich dich frage. So leicht schlage ich mir nicht aus dem Kopfe, was ich einmal will. Behüt' dich Gott bis dahin! Jetzt wirst du auch eine Dienstperson und hast keine Ursache, einen Knecht zu verachten.“

Er ließ die Hände vom Wagen, und wir konnten weiterfahren. Eine Weile lag mir noch der Verdruß in den Gliedern, dann lachte ich über den Narren und vergaß in meiner Stellung beinahe ihn mitamt dem Dorfe. Denn ich hatte es sehr gut, der General hielt mich fast wie eine Tochter und trieb gern seinen Scherz mit mir, und seine junge Frau, eine Zürcherin, brachte mir sogar etwas Französisch bei, weil sie für den Winter an den Genfersee gehen wollten. Das geschah denn auch, und wir bewohnten dort eine hübsche Villa bei Lausanne.

Dorthin schrieb mir meine Schwester Crescenz, es sei bei der Mutter nicht zum Anshalten, seit die Jesuiten im Dorfe gewesen wären. Sie habe nichts anderes im Kopfe als beten, aber es gälten nun keine Heiligen mehr bei ihr, sondern nur das allerheiligste Herz Jesu, von dem der dicke Jesuit zuletzt gepredigt hätte, und die Mutter Gottes zu Einsiedeln, die der Pfarrer herausgestrichen, nachdem die Jesuiten fort gewesen. Dazu läge fortwährend die Pfarrwabi im Hause und werde traktiert, wie wenn sie die Mutter Gottes selber wäre; sie halte mit der Mutter geistliche Übungen ab, die der Pfarrer für die beiden angebe, und mache sie immer geistlicher — es fehle nur noch, daß sie in ein Kloster ginge, wie die Maria, und Nonne würde. Die Beate, unsere andere Schwester, sei auch schon in Dienst gegangen, und sie selber wolle einen Wirt aus Schwyz heiraten, der ihr soweit gefalle und ein gutes Auskommen habe — vielleicht hätte sie doch noch gewartet, wenn es ihr nicht verleiße, das Wesen daheim länger mitanzusehen. In der Wirtschaft gälte ja auch nur der Florian, der hantiere, als ob er Herr im Hause wäre, und wenn man der Mutter etwas darüber sage, so schelte sie: Mannsleute verständen das Wirtschaften besser als unsereins, und wenn einer tüchtig sei wie der Florian,

solle man ihn treiben lassen und nicht um alles die Nase ziehen.

Herrgott — als ich das las, kam mir gar der Verdacht, der Florian spekuliere etwa darauf, meine Mutter zu heiraten, ob sie schon damals in den Fünfzigern war. Dann bedachte ich aber wieder, was er mir gesagt hatte: er wolle noch einmal bei mir auftragen, und beruhigte mich.

Indessen wurde bei der Villa ein Gartenhaus eingerichtet, das etwas Besonderes vorstellen sollte. An die Decke und Wände kam gezeichnetes Holzstäfelwerk, und damit hatte jemand zu thun, den ich täglich sah, wenn ich mit den Kindern gegen das Frühjahr hin im Garten spazieren ging, jemand, mit dem ich auch anfang zu sprechen und der mir ausnehmend gefiel — Sie merken schon, daß ich den Joseph meine. Er war noch nicht so schwer wie jetzt, wohl aber ein großer, kräftiger, auch hübscher Bursche, blond und krausfösig und nur etwas ernster, als ich gewünscht hätte. Er arbeitete, daß die Späne flogen; mich aber ärgerte es, daß er mir gleichsam auch nur Späne hinwarf, wenn ich in der Thür stand und mit ihm schwätzen wollte, und daß er selten nur mit seinen trozigen blauen Augen dazu aufschah. Daß er fleißig und tüchtig war, mußte ein Blinder merken, daß er ein guter Mensch war, fühlte ich eben, wenn ich in seine Augen sah — glauben Sie, an den Augen kam man's jedem anmerken, weß Geistes Kind er ist.

Aber ich schwäche zu viel — mit einem Wort, ich verliebte mich in den Joseph, und es war mein Gram, daß ich nichts davon gewahr wurde, wie er von mir dachte. Ich ging damals noch in luzernerischer Tracht — der weißen Chemisette, braunem Nieder mit Silberkette, Faltenrock und Fürtuch, und ich bildete mir plötzlich ein, ich möchte ihm darin zu häuerisch vorkommen, weil er etwas Feineres an sich hatte. So kaufte ich mir heimlich ein städtisches Kleid — damals war Schottisch Mode — eine schwarzseidene Paischürze mit Spitzen daran und einen dunkelgrünen Amazonenhut mit Feder. Eines Morgens probierte ich alles an und ging zuerst zu Generals hinein, um diese zu überraschen, stolz wie eine Gräfin, denn ich kam mir vor dem Spiegel ausnehmend fein vor.

„Herr Gott Sakrament, wie siehst du aus, Mädel,“ sagte der General halb erschrocken, halb ärgerlich. „Ist der Teufel in dich gefahren, daß du dich mit Gewalt verschimpfdest?“

„Ja, läßt denn die Kleidung nicht viel besser, als die luzernerische Tracht, Herr General?“ antwortete ich, und mir ward zu Mute, als müßte ich weinen.

„Gott bewahre, du Näreli,“ ruft er. „Zehnmal sauberer bist du vorher gewesen.“

„So? Warum trägt denn Madame nicht einen luzernerischen Staat?“ meine ich schnippisch.

Da lacht er zu ihr hinüber und zwinkt mit den Augen:

„Weil sie zu mager dazu ist.“

Ich mach', daß ich hinauskomme. Der Joseph wird schon anders denken, tröste ich mich und sprang in den Garten hinunter. Ich höre ihn im Gartenhause arbeiten, gehe an die Thür und huste ein wenig. Da dreht er sich herum, sieht mich und läßt Nichtsheit und Schnitzmesser fallen.

„Was machen Sie für eine Maskerade, Anna?“ spricht er. „So wollen Sie doch nicht immer gehen?“

„Und weshalb nicht?“ rufe ich, mit Thränen kämpfend.

„Weil Sie mir so nicht halb so gut gefallen, wie in Ihren luzernerischen Kleidern.“

„Wie habe ich Ihnen denn darin gefallen?“

Da steht er auf, klopft die Späne vom Schurzfell und kommt auf mich zu. So sieht er mir eine Weile mit seinen guten, festen blauen Augen ins Gesicht, und ich fange inzwischen wirklich noch an zu weinen darum, daß mir meine Freude verdorben worden war. Aber kaum, daß ich so aufschluckte, nimmt er mich wie ein Kind in die Höhe, hält mich in einem Arm und küßt mich herzlich.

„So hast du mir gefallen,“ brummt er. „Und wie denkst du über mich?“

„So!“ sage ich und biege mich, lachend und weinend in einem Atem, zu ihm hinüber und küsse ihn, und ehe ich mich's versehe, fliege ich einen Fuß hoch in die Luft: „Zuch, meinerhalben kann's Hochzeit geben, du liebes Herzli; solch eine Fliege werde ich wohl noch satt machen können!“

„Alle Teufel!“ ruft's drüben — das ist der General, der vom Fenster her zugehoben hat. „Drau, komm einmal zu mir, der sackermentsche Schreiner da unten küßt sich mit der Nuna. Nun weiß ich auch, warum das Märli die verdrehte Idee wegen dem Anzug hatte.“

„Ja wohl, Herr General,“ lacht Joseph hinüber, „vor der Brut kommt allemal die Mauer. Die Kleine hier mach' ich Ihnen abipenstig und wenn's wider das gebote Gebot ist.“

„Komm einmal zu mir herauf, mein Sohn!“ heißt es drüben.

„Hast du wirklich den Anzug meinethwegen an?“ fragt mich der Joseph im Gehen.

Ich gesteh's ihm, und er sagt: „Dann sollst du ihn auch abtragen und mir drin gefallen; nachher gehst du aber wieder luzernerisch.“ Ich hab's ihm dann doch abgeschmeichelt, daß ich mich nädtisch weiter tragen dürfte. Ich begreif' jetzt wohl, was ich damals noch nicht begriff, daß solch eine Tracht für ein Mädchen hübsch läßt; aber für eine Frau hätte ich mich doch genirt, in ihr zu gehen, und ich glaube, sie wäre auch dem Joseph am Ende nicht recht gewesen.

Der General hat oben meinen Schatz gefragt, ob er gewiß ehrliche Absichten habe und wie es um seine Aussichten stünde, und da ihm Joseph gefiel, hat er ihm zugeredet, nach Luzern zu gehen, er kenne einen Kunstschreiner, der ihn besser bezahlen würde, bei dem könne er die Kundschaft kennen lernen und sich endlich selbständig machen. Joseph erzählte mir das nachher, meinte aber: zum Selbständigwerden gehöre Geld, und Vermögen habe er leider keines.

„Aber ich!“ sagte ich stolz und vergnügt. „Hast du mit ein paar Tausend genug?“

Er sah mich ganz verdutzt an.

„Was? Du hast Geld, kleine Hexe?“

„Ich bin eine Bauerntochter, und unser Gut wird einmal auf vier Mädchen verteilt. Vielleicht daß die Mutter früher etwas für uns aufnimmt.“

Nun war er glücklich, und wir machten Pläne zusammen, wie das so geht. Er war ganz verwandelt und plauderte und scherzte, daß ich ihn kaum wieder erkannte — aber es war mir doch fast lieber, als er väter in sein ernstes Wesen zurückfiel.

Eines Mittags saßen wir vor dem Gartenhause, und da frage ich ihn: „Du sagst mir gar nicht, wo du eigentlich her bist und was deine Eltern sind?“

„Das ist bald gesagt,“ meint er. „Eltern habe ich keine, denn sie sind beide tot, und ich stamme aus Eßlingen.“

„Eßlingen? Wo liegt denn das, in welchem Kanton?“

„In gar keinem Kanton, sondern in Schwaben.“

„Jesus Maria,“ rufe ich entsetzt, „du bist doch nicht — etwa ein Deutscher?“

„Sicher bin ich ein Deutscher.“

„Und vielleicht gar ein lutherischer Ketzer?“

„Ganz und gar ein lutherischer Ketzer. Kein Heiliger giebt einen Kreuzer für meine arme Seele.“

Ich starre ihn an und werde totenbläß. Sie können denken, wie mir jetzt zu Mute war. Ich armes Geschöpf fange an zu schluchzen, und als er mich erschrocken umfaßt und fragt, was mir denn plötzlich fehle — da reiße ich mich von ihm los, springe auf und laufe davon.

Ich war ja nicht mehr die Bettschwester wie einmal daheim, aber die Angst und den Schauer vor Deutschen und Ketzern hatte ich doch noch in mir stecken, und nun brach das wie eine Krankheit aus — der Mann, den ich über alles lieb hatte, mußte gar beides auf einmal sein! Ich flog zu meiner Kammer hinauf, warf mich über mein Bett und weinte, als wäre es um meine Seligkeit geschehen. Ich hatte vollauf Zeit dazu, denn Generals waren mit den Kindern in die Stadt zu einer Verwandten gefahren.

Alles nimmt ein End, und die Thränen auch. Nach einer Weile saß ich da mit meinem Herzweh und fing an zu denken. Und da war das erste, was mir einfiel: daß doch die Deutschen anders sein müßten, als ich sie mir nach meiner Mutter Beschreibung immer vorgestellt. Wenn sie so schmuck und fleißig und geschickt waren und so gute Augen besaßen, wie der Joseph, so hatte die Mutter entweder keine gesehen, oder sie arg verunstaltet in ihren Reden. Und da kam mir auch in den Sinn, daß der Vater in Deutschland gewesen war und viel Gutes von dort erzählte: wie fleißig drüben gearbeitet würde, und was sie alles erfänden und herstellten. Mit einem Male ging mir's wie ein Lichtschein im Herzen auf: die Liebe und Verehrung zum Vater bekam die alte Kraft wieder, und ein Mißtrauen gegen das Wesen und die Reden der Mutter stellte sich ein — ja so recht wie einem Blinden, der zu sehen anfängt, ward mir zu Mute.

Nein, die Deutschen waren am Ende Menschen wie andre Menschen, vielmehr: der Joseph gefiel mir besser als alle Schweizer, die ich gesehen.

Aber er war ein Ketzer!

Vielleicht war ich ausersehen, seine Seele zu retten.

Ich raffte mich auf, wusch mir das Gesicht ab und ging wieder in den Garten hinunter. Er hatte sich schon an die Arbeit gemacht, sah mich nur einen Augenblick forschend an und schmitzte dann emsig weiter.

„Joseph,“ fange ich mutig an, „könntest du um meinethwillen katholisch werden?“

„Nein, kleine Hexe,“ meint er kurz. „Ich hab' mir's gedacht, daß dich der Ketzer erschreckt hat — ihr Luzerner seid ja katholisch und eure Bauern sind's dreimal ein jeder. Eigentlich hätte ich dich für vernünftiger gehalten — du hast so etwas Helles in deiner Art, daß mir früher der Gedanke gar nicht gekommen ist, es möcht' von der Seite her Unheil wettern.“

„Wann du's nicht übers Herz bringst, hast du mich nicht lieb.“

„So? Könntest du meinethalben lutherisch werden?“

„Nie und nimmer! Das ist etwas anderes.“

„Wie so denn das? Wir wollen einmal ein vernünftiges Wort zusammen reden, Herzli!“ Damit stand er auf, legte seine Sachen weg und führte mich wieder hinaus bis wir saßen.

„Ich habe nichts gegen deine Heiligen, sie haben mir weder Gutes noch Böses gethan, ich mach' meine Sache

mit dem Herrgott allein ab, wie es immer in der Zeitung heißt: Zwischenhändler verbeten! Zum Herrgott wollen wir schließlich alle beide, ich bringe ihn meine Wittschrift selber, du gibst die deine an einen Kammerdiener ab, oder an einen Hofherrn, oder an die Mutter Maria — das thut jeder wie er mag. Der Herrgott ist die Hauptsache. Nun überlege dir einmal, ob wir da nicht beisammen leben und wesen können? Wir wollen ja auf der Welt nichts mit einander, als uns alles Liebe und Gute anthun und uns glücklich machen; jeder weiß, was ihn glücklich macht, manches haben wir zusammen, anderes hat einer für sich. Ich esse vielleicht gern Knödel, und du nicht, so zwinge ich dich nicht, Knödel zu essen, und du gönnst mir welche und thust mir vielleicht auch noch Speck daran. Ich lasse dir deine Heiligen, du nützigst mich nicht zu ihnen, so werden wir beide zufrieden sein."

So ungefähr sagte er — Sie haben noch gar nicht mit angehört, wie er einem alles aneinandersetzen kann, daß man meint, er wäre zum Pfarrer geboren. Und wie er so ehrlich und rechtschaffen dasaß, meinte ich, er könne mir ein guter Mensch sein, und fing an, ruhiger zu werden. Heimlich dachte ich auch: ich würd' ihn am Ende nach und nach andern Sinnes machen. Aber mit einem Male kam mir der Gedanke an meine Mutter.

"Herr Gott, meine Mutter giebt's nimmer zu!"

"Ja, da mußt du wissen, wer dir lieber ist, ich oder deine Mutter. Ich will ihr wohl schreiben, daß dir von deinem Glauben nichts genommen werden soll."

Wir richteten einen Brief an die Mutter — er las, was ich geschrieben, und darin stand, daß ich dächte, ich könne ihn befehren. Das strich er mit einem dicken Striche aus.

"Wilde dir nichts ein, Anna," sagte er. "Davon ist keine Rede, und man muß nichts vorpiegeln, was keinen Boden hat."

Meine Mutter ließ uns einen Brief dagegen schreiben, der mir fast das Herz zerbrach; wer ihn abgefaßt, weiß ich nicht, ich glaube aber, der Florian ist's gewesen. Wenn ich den deutschen Ketzer heiraten wolle, müge ich's thun, aber dann sei es zwischen uns aus.

Der Joseph rebete mir weder zu noch ab. Das müßte ich mit mir allein abmachen, sagte er.

Eine Weile quälte ich mich schwer — dann rückte die Zeit der Abreise heran, und der Joseph mußte wissen, wie er mit mir dran war, wegen der Übersiedlung nach Luzern. Da machte ich einen Riß durch die Geschichte, sagte dem Joseph zu, und von Stund ab wurde mir wohl. Im Umgange mit ihm verging mir das alte Wesen wie eine schwere Weihrauchwolke und wie ein Traum, und wenn ich auch nie von der Kirche gelassen habe — zur Nonnenhaftigkeit taugte ich nicht mehr, und mir ist dem Joseph seine Art so gut wie die meine. In Luzern bekam er richtig Arbeit, nur mit der Trauung hatten wir Verdruß — wenn der Joseph auch zugeben wollte, die Kinder möchten katholisch werden, so konnte ich doch nicht versprechen, daß ich trachten würde, ihn zu befehren. Ich lief von Pontius zu Pilatus und mußte zuletzt mit der prote-

stantischen Trauung zufrieden sein, und als sie mir in der Beicht die Ohren vollschalteten, meinen Mann beschimpften, als sei er wahrhaftig der Gottseibeiuns selber, dem's um meine Seele zu thun wäre, und meine Ehe wie gar keine und etwas Unsauberes ansahen, bin ich das eine Mal zornig aufgestanden und nicht wieder zur Beicht gegangen.

Generals richteten uns die Hochzeit aus, auch meine Schwester Crescenz mit ihrem Manne war dabei — da erfuhr ich denn, daß die Beate krank wäre und zur Mutter nach Haus wollte. Sie kam auch durch Luzern und besuchte mich, und ich sah wohl, daß es mit der Armen schlecht stand. Vier Wochen nachher ist sie gestorben, und bald darauf auch die Maria, die ich gar nicht mehr gesehen habe, seit sie im Kloster gewesen.

Ich hatte doch, nun ich in der Nähe meiner Heimat war, ein Verlangen, wieder einmal dort zu sein und zu sehen wie es meiner Mutter ginge. Eine Mutter bleibt eben eine Mutter. Hätte die Crescenz zum Begräbniß der Beate reisen können, ich glaube, ich wäre mitgefahren: aber die lag damals gerade in den Wochen, darum erfuhr ich vom Begräbniß auch erst, als es längst vorbei war, eben durch die Crescenz, nachdem sie wieder aufgestanden.

Eines Abends sitze ich mit meinem Manne bei der Lampe und wir lesen, da klopf't, und herein tritt die Brigitte — meine Freundin, von der ich schon erzählt, daß sie mir Lust gemacht hatte, in Dienst zu gehen. Sie war seit ein paar Tagen wieder mit ihrer Herrschaft von einer Reise zurückgekommen und hatte schon einen Absteher in unser Dorf gemacht. Da war nun erst große Freude — sie hatte seither nichts von mir gehört, bis sie bei Generals Nachfrage gehalten.

"Ja, aber was macht denn nur deine Mutter für Sachen!" meint sie endlich. "Die ist dabei, eine Heilige zu werden."

"Mich wundert's nicht," gebe ich zur Antwort, und es kommt mir bitter zum Hals herauf.

"So weißt du, daß sie einen Altar in die Kirche gestiftet hat, mit einem Bildwerk darauf: Jesus, der ein blutrotes Herz mit Pfeilen auf der Brust hat, und drunter eine ewige Lampe? Es ist wirklich schön, aber wo sie das Geld dazu hernimmt! Das geht doch von deinem Erbteil."

"Ich weiß kein Wort davon," sage ich.

"Ja, und was sie sonst ausgiebt! Alle alten Betteln aus dem Dorfe schleppen von ihr zusammen und müssen dafür Vaterunser beten, was das Zeug halten will."

"Herr Gott," spreche ich erschrocken, "wenn sie's nur nicht darauf abzieht, mir das Erbe umzubringen. Aber nein — dann ginge ja der Crescenz ihres mit drauf. Es wäre schlimm, denn ich und der Joseph, wir rechnen darauf, durch das Erbe einmal selbständig zu werden."

"Schreib doch an die Crescenz," sagt Joseph, "vielleicht kann die etwas thun, da sie nicht mit deiner Mutter verzärtelt ist."

"Ist denn der Pfarrflorian noch immer der Herrgott vom Hofe?" frage ich.

"Zuwenigst besorgt er noch immer die ganze Wirt-



Wir wollen ja auf der Welt nichts miteinander, als uns alles Liebe und Gute anthun."

ich
bal
ich
au
do
hal
bal
wi
lön
Id
gai
me
Et
der
wi
kan
der
auf
M
den
gar
wie
ieh
gar
M
mi
Er
ger
M
Ja
dar
der
der
ger
ih
wi
an
ren
beg
sie
ih
ein
bri
hät
du
red
wol
sag
daß
Gu
lön
was
ant
got
bete
I
sind
bis
Cre
Me
Ca
I

schaft und — du, kurz gesagt: ich traue ihm nicht. Ich habe munkeln hören, daß er für seine eigene Tasche schafft. Es heißt, er hat eine große Summe Geld auf der Sparflasse hier liegen, und die Pfarrwabi, die doch seine Mutter ist, soll auch etwas Schönes gespart haben. Man hat da so seine Gedanken, wenn man das hört.“

Der Joseph nimmt meine Hand und lacht.

„Gräme dich nicht, Anna, ich sehe wohl, reich werden wir einmal nicht, aber soviel, daß wir zufrieden sein können, werden wir immer haben.“

Wir ging das Ding gleichwohl im Kopfe herum. Ich schrieb einen Brief an die Crescenz, die kam auch ganz erbittert an und erzählte: An dem Tage, da sie mein Schreiben bekommen, wäre schon die fünfte alte Person bei ihr vorgeprochen, die von der Mutter nach Einsiedeln geschickt würde und natürlich unterwegs auf deren Kosten vergnügt lebe. — Sie müssen nämlich wissen, daß man auch andere für sich gehen lassen kann; wenn sie nur am Orte alles für den verrichten, der sie schickt, so bekommen sie schon den Ablasszettel auf seinen Namen. — Sie werde nicht bloß mit der Mutter reden, sagte die Crescenz, sondern auch mit dem Pfarrer.

Als sie wiederkehrte, war sie wild, wie ich sie noch gar nicht kannte. Die Mutter sei ganz verrückt, und wie das mit dem Gute würde, das könne ein Blinder sehen. Als sie in das Haus getreten sei, habe eine ganze Stube voll alter Weiber dageessen und mit der Mutter Gebetsstunden abgehalten, und die Pfarrwabi mitten darunter. Sie wäre einweilen, bis sie ein Ende machten, zum Pfarrer gegangen, der hätte aber gemeint, sie solle sich freuen, daß sie solch eine fromme Mutter befände, die sich für das Seelenheil der ganzen Familie opferte — und es wären arme Seelen genug darin, die Fürbitte gebrauchen könnten. Da wäre ihr denn doch die Galle übergelaufen, und sie hätte ihm den Text gehörig gelesen, daß er kirchbraun vor Zorn geworden sei und sie gemeint habe, der Schlag müsse ihn auf der Stelle rühren, bis er ihr die Thür gewiesen und gesagt habe, er wolle ihr einen Denkszettel an den Stadtpfarrer nach Schwyz schreiben, der sie reuen solle. Auf dem Heimweg sei ihr der Florian begegnet, und da sie einmal im Zuge gewesen, habe sie gedacht: es sei nun ein Wätschelkopfen — und habe ihm eine Geschichte erzählt von einem Spitzhuben, der eine Wittve mit ihren zwei Töchtern um das Ihrige bringen helfe und dem man auf der Spur sei. Er hätte nur spöttisch gelacht und gemeint: wenn einer so dumm sei, sich fangen zu lassen, so geschähe ihm schon recht, wenn sie ihn in das Kriminal brächten.

Als sie endlich mit der Mutter gesprochen, sei die wohl etwas kleinlaut gewesen, habe aber weder auszusagen wollen, wie es mit dem Gute stehe, noch zugeben, daß jemand ihr in ihre Gottseligkeit drein rede. Das Gut sei noch in ihrer Hand, sie habe es geerbt und könne damit machen, was sie wolle. Sie thue nur, was sie der Pfarrer heiße, und der habe es zu verantworten. Und wenn die Crescenz auch anfange, gottlos zu werden, nachher habe sie doppelt nötig, zu beten.

Das sei nun die Bescherung, schloß die Crescenz und fing an zu weinen, und ich weinte zur Gesellschaft mit, bis der Joseph kam und uns tröstete — aber die Crescenz meinte, sie habe nicht einen so vernünftigen Mann, wie ich, und sie fürchte, wenn der ihre von der Sache höre, lasse er's ihr entgelten.

Darauf verging einige Zeit. Mit einem Male hörte

ich durch einen Boten aus dem Dorfe, den ich auf dem Wochenmarke bei der Reuß drunten treffe: den alten Pfarrer habe der Schlag gerührt, er sei schon begraben und ein neuer an seine Stelle getreten, ein lieber Mann, gutthätig und vernünftig, mit dem die Betischwestern nicht viel Seide spinnen.

„Jesus Maria!“ sage ich erschrocken. „Und was ist denn aus der Pfarrwabi und dem Florian geworden?“

„Na, die sind bei deiner Mutter.“

Ich hätte mir's denken können. Da war eben nichts zu ändern und zu bessern.

„Du, ich will dir nur sagen, daß der Pfarrwabi so ziemlich euer ganzes Gut gehört. Wenigstens sprechen sie im Dorfe so, denn kein Mensch weiß, wo deine Mutter das Geld hernimmt zu all dem Almofengeben und auf die Wallfahrt schicken, wenn nicht von ihr. Der neue Pfarrer soll ihr schon eine Predigt gehalten haben, denn sie ist ganz zornig auf ihn, daß er nicht so viel Geld von ihr annehmen will, wie der alte. Er mag ihr wohl gesagt haben, daß er's für unrecht hält, wenn sie sich und euch dazu arm macht.“

Wieder verging wohl ein halbes Jahr, daß ich nichts Besondere von daheim hörte. Auch durch die Crescenz erfuhr ich nichts — seit die Pfarrwabi in das Haus gezogen war, hat sie keinen Fuß mehr hinein-gelekt.

Nun kam das Traurige.

Im Frühjahr war es, als die Schneeschmelze ging — ja, die kennen die Fremden gar nicht, sonst würden sie um diese Zeit ebenso den See besuchen, wie in der Saison. Das ist einzig, zu sehen, wenn die unzähligen Wasserfälle in den See hinunterstürzen, von denen man im Sommer nichts mehr weiß, während ein Stück Matte nach dem andern grün wird und der Schnee immer höher zurückgeht —

In dieser Zeit, hatten wir drei Tage Föhn gehabt, so heiß und schwül, daß man Kopfschmerzen bekam, dann aber plötzlich einen kalten Tag, der gegen Abend noch in Hitze umschlug. Auf dem Pilatus war es wieder nicht geheuer, und als die Sonne unterging, färbte sich der ganze See schwefelgelb, daß er gespenstig ausjah und die Leute hinausliefen, das zu beobachten. Wir, ich und mein Mann, waren auch draußen gewesen, so lange bis das Wetter vom Pilatus herüberkam, ein furchtbares Gewitter, Blitz auf Blitz und Donner auf Donner, und Sturm, und dazu goß ein feildider Regen mit Schauer gemischt nieder — es war, als sollte die Welt untergehen.

Wir hatten uns noch glücklich, bevor der Guß niederkam, nach Hause gerettet und saßen beisammen in der warmen Stube, und ich hielt mein Gesicht an der Brust meines Mannes, denn ich kann die Blitze nicht sehen, wie das so vielen Menschen ergeht. Draußen tobte ein Lärm von dem Regen und dem Winde, welcher Ziegel von den Dächern warf und mit den Läden, die nicht ganz fest waren, schlug und klapperte, und von den Türmen wurde geläutet, denn es war Samstag —

Da schmettert unten der Wind die Hausthür zu, daß alles um uns zittert, und mein Mann sagt noch: „Der mag gut aussehen, der eben hereingekommen ist; es wird wohl der verrückte Engländer sein, welcher ober uns einquartiert ist.“

So hören wir es die Treppe heraufkommen, drüben bei dem Manufakturisten anläuten, es wird geredet, und nun läutet's bei uns.

Mein Mann läßt mich los und steht auf; draußen öffnet er und fragt: „Was ist?“ Ich gehe auch an die

in
be-
ins
und
an-
und

ine
—
ern
der
ge-
gar
n.
nat
ind
ter
um
ich
den
Be-
gnt
es-
sge-

mei-
und
rein
um-
daß
erst
dar-
haft
und
nser
erst
ther
bei

nur
eint
eine

ich
mit

rehe
der
hat,
hön,
doch

keln
Neu
l.“
nur
über
auf-
men
en.“
viel-
iner
err-
Birt

Thür, und wie ich sie aufsperrte, ruft er ärgerlich: „Anna, bring' das Licht her!“ Ich hole die Lampe, leuchte hinaus —

Da steht eine alte Weibsperson, die grauen Haar zottig im Gesicht hängend, triefend vor Nässe und unten voll Schmutz und stiert mich mit Augen wie die einer Närrischen an, ein Bild zum Erbarmen.

„Mutter!“ schreie ich auf, „Joseph, Joseph, das ist meine Mutter!“

Und ich kam mich nicht mehr auf den Füßen halten, und die Lampe schlägt mir aus der Hand, wie ich zu Boden sinke, und um uns ist Dunkelheit, in der Stube, auf dem Flur — draußen heult der Sturm und schlägt der Regen und läuten die Glocken, ich aber zittere am ganzen Leibe wie von Fieberschauern und halte mich gegen den Thürpfosten gestemmt.

Einen Augenblick ist alles stumm, dann brummt der Joseph etwas und ich höre ihn in der Tasche nach Zündhölzern suchen, bis eines brennt. Die Mutter hat sich an die Wand gelehnt und hat die Augen noch immer so irr und sagt kein Wort, der Joseph aber kommt zu mir und hebt mich auf und spricht: „Bleib hier, Kleine, ich hole erst eine Kerze, nachher wollen wir deine Mutter hereinführen, denn ich glaube, sie ist krank.“

„Ja,“ murmelt meine Mutter, „ich bin krank; er hat mich nicht haben wollen in Schwyz, und ich gehe hier nicht wieder fort, bis ich tot bin. Nacht mich tot, dann seid ihr mich los.“

„Mutter,“ rufe ich, „redet nicht so Schreckliches. Wir halten Euch hier, bis Ihr gesund seid und wieder in das Dorf zurückfahren könnt. Mein Joseph ist gut, viel besser als manch einer, der alle Heiligen zusammenbetet und nicht von der Landstraße kommt mit Wallfahren.“

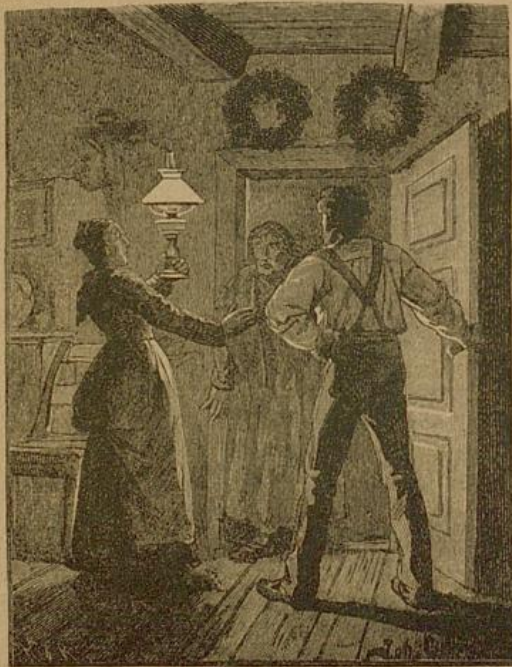
Da lacht sie wie eine Unsinmige auf, daß mich's ge-graunt hat, und spricht: „Ich hab' nichts mehr zu suchen in dem Dorfe. Gestern haben sie mir den Hof vergantet und die Pfarrwabi und ihr Florian sind jetzt Herren darauf. Arm gebetet und gefressen und gestohlen haben sie mich. Hier hast dein Erbe, reiß mir's vom Leibe, was ich drauf habe, ist alles, was sie mir gelassen haben.“

„O Jesus Maria, ist das möglich! Mutter, Mutter, seid nicht so gotteslästerlich verzweifelt — Ihr bleibt bei uns auf Eure alten Tage, so viel haben wir, daß wir Euch mit satt machen können.“

Der Joseph kommt mit einer Kerze, und ich nehme meine arme Mutter beim Arm und führe sie in die Stube, und wir reden ihr noch weiter gütlich zu bis mir einfällt, daß sie naß bis auf die Haut sein muß. Ich nehme sie in die Kammer und ziehe ihr von meinen Sachen an, und dann gehe ich und mache Kaffee und richte etwas zu essen her. So sitzen wir, und sie wird wieder vernünftig und weint erst und erzählt

dann, wie alles gekommen ist. Der Pfarrer, die Wabi und der Florian, die saubern drei haben es darauf abgelegt, sie auszulaugen und arm zu machen, indem sie immer zugeredet haben, daß sie um Gotteswillen nur geben und geben solle, und am Ende hätten die Wabi und der Florian ihr von ihrem frühern Gelde abgorgt, das sie dem Pfarrer für Unterstühtungen an Arme, Kirchen, Klöster und Missionen gegeben und das er den beiden geschenkt — denn der neue Pfarrer habe gar nichts Schriftliches über das Geld vorgefunden, ausgenommen wegen des Altars, den sie auch um die Hälfte an den Pfarrer überzahlt habe. Nun, da die beiden ihr die Klebe zugeschnürt und plötzlich das Geld verlangt hätten, daß die ganz verschuldete Piegenschaft in Haft gegeben werden mußte, seien ihr die Augen aufgegangen.

Die Mutter hatte die heuchlerische Offerte der Paars, sie könne auf dem Hofe bleiben, damit beantwortet, daß sie Mutter und Sohn als Räuber, Gauner und Halsabschneider tituliert hatte und in Verzweiflung mit ihren letzten Kappen nach Schwyz hingefahren war. Dort aber hatte mein Schwager, der Wirt, ihr grob gesagt: mit ihrer Dummheit und Verschwendung habe sie ihn um so und so viele tausend Franken gebracht, die er einmal bekommen haben würde, und nun wolle sie sich wohl auch noch von ihm füttern lassen? Da war sie, dem Wahnsinn nahe und ganz gebrochen, von dem Gelde, das ihr die Cenzi heimlich zugesteckt, wieder nach Luzern umgekehrt. Den ganzen Nachmittag über hatte sie den Mut nicht gefunden, uns aufzusuchen, obwohl sie zweimal vor der Hausthür gestanden. Auf den Stufen der Pfarrkirche war das Wetter über sie gefallen, und erst als kein Faden mehr an ihr trocken gewesen und sie sich sterbenskrank gefühlt, da habe sie nicht mehr anders gekonnt,



Da steht eine alte Weibsperson, die grauen Haare zottig im Gesicht hängend, triefend vor Nässe.

meinte sie. Es war herzzerreißend, wie sie das erzählte. Maria Joseph — sie war nun doch meine Mutter und wirklich sterbenselend, das sah man ihr an, wie sie eingefallen war und ihr die Fieber über den Leib liefen. Ich habe ihr das Bett hergerichtet, und ihre Krankheit brach schrecklich aus — aber sie ist hernach gesund geworden, hat bei uns im Hause noch etliche Jahre gelebt und ist dann gestorben; noch auf dem Sterbebett hat sie sich um mich und den Joseph gequält, daß wir arme verlorene Seelen wären, obichon sie den Joseph sehr gern gehabt und große Stücke auf ihn gehalten hat. Sie konnte einmal das geistliche Wesen nicht mehr ablegen.

Als der Joseph nach Deutschland eingezogen wurde, um den Krieg gegen die Franzosen mitzumachen, war sie gar nicht zu erleiden. „Siehst du, das ist die Strafe für deinen Abfall,“ sagte sie zu mir. „Du

nicht sehen, er bleibt nicht am Leben, die Hute Gottes kommt über ihn und dich.“ So machte sie mir das Herz noch schwerer, als es ohnehin schon war. Jammer, wenn kein Brief von Joseph eintraf, wo ich einen erwartet hatte, jammerte und wehlagte sie mir wieder die Ohren voll über meinen Unglauben. Ich meine fast, nach ihrer Ansicht war der ganze Krieg zwischen den Deutschen und den Franzosen nur wegen mir und dem Joseph entstanden. Als der Joseph heil und gesund zurückkam, war sie stille — denn sie hatte großen Respekt vor ihm, und wenn sie für sich auch treiben durfte, was sie wollte: er litt nicht, daß sie mich oder gar ihn mit ihrem geistlichen Zuspruch plagte.

Als sie starb, hinterließ sie so viel Beicht- und Ablasszettel, daß wir beinahe einen Tag lang den Ofen damit hätten erheizen können. Und denken Sie: der Pfarrer kommt und giebt ihr die Sakramente, da ruft sie ihn und sagt ihm heimlich etwas in das Ohr. Der nimmt hinter ihrem Kopfschiffen einen Schlüssel vor und schließt ihre Lade auf, und aus dieser reicht er ihr einen klingenden Strumpf. Der Pfarrer sieht mich an und spricht: „Das soll ich nehmen, um Messen dafür lesen zu lassen.“

„Ich hab's mir gespart. Ihr hättet doch keinen Kappen für meine Seele gegeben,“ sagt die Mutter vom Bette her.

„Behalten Sie's mir, Herr Pfarrer,“ nickte ich, obwohl ich mir nicht enträtheln konnte, woher diese Ersparnisse kämen. Zur Beerdigung kam die Crescenz herüber, da erfuhr ich denn von der, daß sie ihr das Geld heimlich abgeben hatte, so oft sie in Luzern gewesen, jedesmal etwas, unter dem Vorgeben, mein Joseph sei geizig und ihr fehle oft dies und das und sie getraue sich nicht darum zu bitten.

Gott hab' sie selig, sie hat nun ihre Ruhe gefunden und ich bin ihr nicht mehr auch nur eine Stunde gram gewesen, seit sie in das Unglück gekommen. Mein Joseph aber arbeitet noch heute, wo er zu Anfang hier gearbeitet, und hat die ganze Werkstatt für wenig Lohn unter sich — da wir keine Kinder haben, reicht's doch gut zu. Mit dem Selbständigwerden ist's aus — es hält' auch keine Mucken. Ein Luzerner kauft schon nichts gern von einem Schwyzer, der sich hier niederläßt, und hält ihn für einen Fremden, und gar von einem Deutschen!

Aber nun habe ich Ihnen eine ganze Geschichte erzählt und mir thut der Hals weh davon, Ihnen aber werden die Ohren weh thun. Da scheint ja die Sonne schon lange wieder und der Weg ist abgetrocknet mittlerweile — wenn's Ihnen recht ist, gehen wir einmal in das Dorf hinunter —

Wir schritten in die regentauige Dorfsdylle hinaus, die muntere Frau zur Seite, welche von dem und jenem Hause zu erzählen wußte, merkwürdige und seltsame Dinge, wie sie das Leben unter der Decke spielt. Aber der Eindruck von der Schilderung ihres eigenen Geschicks stumpfte unser Interesse merklich ab.

Da war die Kirche, ein ziemlich einfacher Bau, daneben die Pfarre mit alter, schön geschmückter Thür. Der Mesner, der eben aus der Pfarre kam, mußte den Schlüssel schaffen, und wir betreten das Kirchlein und betrachteten nicht ohne Bewegung den prunkhaften Altar, wo die ewige Lampe ihr rotes und grünes Licht zu Füßen der wertlosen Christusfigur mit dem rot-gemalten, von vergoldeten Pfeilen durchbohrten Herzen warf. Dann verließen wir den Raum, welcher den leisen Weibbrauchdust aller katholischen Kirche atmete, und suchten von neuem die Dorfstraße auf.

Und nun hielten wir vor einem der aus Holz gezimmerten schweizerischen Bauernhäuser, welches sich in nichts sonderlich von andern unterschied; vom Alter schwarzbraun gebeizt, die Steinmauer am Grunde sauber weißgetüncht, lag es auf einem terrassenartigen Vorsprung des Berglandes, drei oder vier — wenn man einen aus Latten konstruirten, schindelbedachten Gestall dazu rechnen wollte — Nebengebäude gehörten dazu. Düngerhaufen, scharrende Hühner, in den Ställen brüllendes, meckerndes Vieh — in der Umgebung Obstbäume und grüne Matten.

Unsere Begleiterin sprach kein Wort, und als ich sie verstohlen betrachtete, sah ich, daß sie die Augen voll Thränen hatte.

Da kam ein Wagen mit einer Ladung Rüben den Dorfweg herauf; zwei Kühe waren davor gespannt, von der hübschen, aus sauntem Bläulichgrau in das Fiabellfarbene spielenden Kasse. Nebenher ging ein Mann, mit einer Peitsche klätschend, schwerfällig und bauerhaft, der in den Bierzigern stehen mochte, verwitterten, fast ledernen Angesichts, mit grauem Kraushaar und Schnurrbart. Die in Erinnerungen Versunkene neben mir bemerkte ihn erst, als der Wagen uns zum Ausweichen nötigte, und einen Moment maßten sich die Zwei mit den Augen, die traurige Frau und der Bauer. Ein spöttisches Lächeln spielte um die schmalen Lippen des letztern und er legte den Kopf mit affektierter Unbefangenheit auf die Seite und piff dazu. „Kommen Sie rasch, hier ist die Luft vergiftet,“ sagte unsre Wirtin plötzlich laut. Und nach zehn hastigen Schritten fügte sie hinzu:

„Das war er.“

„Der Florian?“

Sie nickte.

„Gott sei Dank: er hat zwar geheiratet, ist aber ohne Kinder. Die Art stirbt am besten aus — ich schlag' mich freilich selber mit der Rede, aber Recht hab' ich.“

Sonst und jetzt.

„Mein Sohn, Du bist ein Justitus,“ Sprach einst Herr Ehrlich voll Verdruß zu seinem Sohn. „Der Mädchen sieben behauptest Du zugleich zu lieben — Da seh' mich, deinen Vater an, Ich war doch auch ein junger Mann; Doch Eine nur hatt' ich erkoren, Und dieser ew'ge Treu geschworen, Jedoch für einen zweiten Schatz War nie in meinem Herzen Platz.“

„Dein Wort“ so spricht der Sohn „in Ehren Doch läßt der Fall sich leicht erklären; Es war zur Krinolinenzeit Als Du geliebet und gefreit. Wenn eine da das Herz erleien Ist Platz für keine mehr gewesen; Doch schau Dir heut ein Mädchen an, Ob das das Herz noch füllen kann? Und wärst Du jetzt in unserm Falle, Du sähest wie wir Männer alle, Daß neben einem ein'gen Schatz Bequem noch sechs haben Platz.“

Scherzfrage.

Welcher Stoff ist dem weiblichen Geschlecht der liebste?

„Hollspinnwoll“

Der Turko und seine Eltern. Erzählung von Karl August Mayer.



Prophezeien ist leicht, aber prophezeien, daß es eintrifft, das ist eine Kunst, die nur Schwindler zu besten vorgeben. Gott hat sich die Zukunft vorbehalten, und es ist Vermesstheit, ihm in die Hand zu greifen. Auch das Wetter kann niemand voraus sagen, und diejenigen, die nur Kalender mit Wetterprophezeiungen kaufen, gehören nicht zu den Gescheiten. Wenn aber einer aufs Geratewohl prophezeit und er hat das Glück, daß es eintrifft, dann heißt es gleich: der hat's voraus gewußt, das ist ein Hexenmeister.

Solch ein Hexenmeister oder vielmehr eine Hexenmeisterin war die alte, garstige Zigeunerin, die mir, einem fünfjährigen Knaben, vor nun sechsundzwanzig Jahren aus der flachen Hand prophezeite. Ich wohnte damals mit meinen Eltern einsam im Walde, wohin die Polizei niemals ihren Fuß setzte. So konnte es geschehen, daß eine Zigeunerbande von etwa 30 Personen in 5 Wagen, die von jämmerlich hungrigen Pferdchen gezogen wurden, auf dem Bläke vor unserm Hause sich zu längerem Aufenthalte festsetzten. Männer, Weiber, junge Burschen, Mädchen und Kinder, alle von der Sonne kastanienbraun geröstet, mit wirren schwarzen Haaren, die als Zotteln um ihre Köpfe hingen, alle so schmutzig, daß man glauben mußte, daß nie ein Kamm auf ihr Haupt, ein Schwamm auf ihre Wangen, eine Bürste an ihre zerlumpten Kleider gekommen sei. Von den Männern, deren struppige Bärte das Gesicht bis an die Augen bedeckten, trug der am besten gekleidete einen reich mit Silber beschlagenen Knopf und wies sich so als den Hauptmann der Bande aus. Er und viele von der Gesellschaft trugen silberne Münzen um den Hals und silberne Ringe an den Fingern. So konnte man nicht sagen, daß sie bettelarm waren, obgleich die Weiber bettelten.

Ich stand am Fenster und verschlang mit begierigen Augen alles, was sie thaten. Bald machten sie ein Kohlenfeuer an und begannen Löffel aus Zinn zu gießen, sowie zerbrochene Töpfe, die sie aus verschiedenen Häusern holten, zusammenzuflicken und mit Draht zu überspinnen. Ein vom Alter tiefgebücktes Weib, das eine gute Weile, aus einer hölzernen Pfeife

rauchend, im Schein des Feuers geseffen hatte, raffte sich jetzt auf, steckte den Wassertröpf ein und kam in unser Haus, das bisher von niemand aus der Bande betreten worden war. Da die Thür zur Stube, wo ich verweilte, offen stand, trat sie ein und schritt gerade auf mich zu. Die tiefliegenden Augen, die wie zwei Kohlen unter den buschigen Augenbraunen funkelten, und die lange gebogene Nase, die fast über den zahllosen Mund hing, machte auf meine kleine Person einen so unheimlichen Eindruck, daß ich — wie ein Vogel, auf den eine Kugel zuspringt — schreiend zurückschreckte. Meine gute Mutter, der etwas wie Kinderraub, wie ihn die Zigeuner bisweilen üben, vorschweben mochte, kam eilig aus der Kammer. Das alte Weib knixte demüthig vor ihr und streckte die Hand nach einer Gabe aus. Da ihr aber dieselbe verweigert wurde, erbot sie sich, immer fort-fahrend mit ihren seltsamen Verbeugungen, ihr und dem „kleinen Herrchen“ für ein Silberstück aus der Hand zu weisfagen. Lachend über die komische Alte und neugierig hielt sie ihr meine Hand hin. Die Zigeunerin murmelte allerlei Sprüche in einer fremden Sprache, denn etwas Hokusfokus muß bei jedem Zauber sein, indem sie mit ihrer langen Nase wie ein Rabe auf meine Hand zupickte, die sie vorher glatt gestrichen hatte, und zog dann mit einem langen, knöchernen Finger, dem man ansah, daß er gelegentlich auch als Pfeifenräämer diente, in den Linien derselben hin und her. „Der junge Herr,“ sagte sie dann mit einem Blick auf die Bücher, die zahlreich von einem Gestell an der Wand niederschauten, „hat eine gute Hand; er wird ein großer Gelehrter werden, weite Reisen thun und eine reiche Frau heirathen.“

Statt über diese Pöffen zu lachen, schrieb ich mir sie, wie man zu sagen pflegt, hinter die Ohren und dachte mit zunehmenden Jahren immer mehr darauf, ein Gelehrter zu werden. Da mir die Schulaufgaben leicht fielen und die fremden Sprachen, die ich lernen mußte, keine sonderliche Mühe machten, studierte ich noch nebenher bei einem alten gelehrten Rabbi der Nachbarschaft Arabisch; denn, sagte ich mir, wenn ich die großen Reisen mache, die mir prophezeit sind, werd' ich auch in die mohammedanische Welt kommen, und die arabische Sprache wird mir sehr nützlich sein.

In dem Jahr 1870, als der große Krieg mit Frankreich ausbrach, war ich in der obersten Klasse des Karlsruher Gymnasiums. Gern hätt' ich den Schießprügel auf den Rücken genommen und den Rothosen eins auf den Rücken gebrannt; aber der Doktor fand, daß ich mit meinen siebzehn Jahren ein zu grünes Holz für dieses Geschäft sei, und ich mußte zufrieden sein, mich auf andere Weise in dieser großen Zeit, die alle Hände und Herzen in Bewegung setzte, nützlich zu machen.

Man hatte in der Nähe von Gottesau eine geräumige Eisenbahnwerkstatt zur Pflege für die Opfer des Krieges hergerichtet, und meine Mutter, die unterdessen ihren Wohnsitz nach Karlsruhe verlegt hatte, war eine der Frauen, die daselbst die Aufsicht führten. So oft ich freie Zeit hatte, begleitete ich sie dahin und ging ihr, wie ich nur konnte, an die Hand. Gleich nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth kamen große Sendungen verwundeter Kriegsgleute — Freund oder Feind, wie es sich eben traf — in Karlsruhe an, und das Eisenbahn-Hospital bekam seinen guten Teil. Hier standen einige hundert Betten; in einer anstoßenden Kammer übten die Wundärzte

ihr trauriges Geschäft, indem sie, aufgeschützt wie Fleischer, das Nachspiel zum Schlachtfeld ausführten. Und es waren alles nur junge Leute, die sich mühten verstümmeln lassen, um dann im glücklichsten Fall ein trauriges Leben als Krüppel weiterzuführen.

In dem hohen, lustigen Raume, den die Kranken in langen Reihen einnahmen, sah man Frauen und Mädchen der Stadt, unter Leitung von Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern, ihr schweres Samaritanerwerk als Wärterinnen und Pflegerinnen üben, sei es, daß sie mit milder Hand neue Verbände auf die nicht selten schauerlichen Wunden legten oder Speisen reichten, jedem das vom Arzt Gestattete, oder auch daß sie die Ungeuldigen und Verzweifelnden mit freundlichem Zuspruch erfreuten. Welchen Trost gewährte es nicht dem Leidenden, wenn er, aus schweren Träumen erwachend, ein jugendlich blühendes Gesicht in herzlicher Teilnahme über sich gebeugt sah! Es war dies ein kleiner Erjas für das liebevolle Auge der Mutter oder Schwester in der fernem Heimat.

Über den Wärterinnen standen die Aufsichtsdamen der Stadt, die meist den ganzen Tag in dem Gebäude zubrachten. Da meine Mutter zu denselben gehörte, nahm ich mich als ihr Gehülfe ihrer Kranken an, indem ich ihnen passende Bücher verschaffte oder, was am dankbarsten angenommen wurde, Briefe an die Angehörigen schrieb. Ein guter Dienst war es auch, ihnen die lästigen, von bloßer Neugier hergeführten Besucher und die Spender unpassender Erquickungen fern zu halten.

Anfangs waren nur Deutsche und Franzosen in Pflege gegeben worden, eines Tages aber — in der ersten Hälfte des August — wurden gegen hundert Turkos auf einmal angefaßt. Ein gelinder Schreck ging durch das ganze Hospital. Es waren mancherlei Schauererzählungen über diese Barbaren, welche Frankreich wie wilde Tiere gegen uns losgelassen hatte, verbreitet, so daß man die schlimmsten Befürchtungen hegte. Bisher hatte man Deutsche und Franzosen nach ihrer Volksart geschieden, so daß die Bettbaren sich unterhalten konnten. Wie aber sollte man nun diese wilden Afrikaner verteilen, die sich gewiß untereinander zu bösen Werken verabreden würden?

Nach längerem Erwägen beschloß man, sie zwischen die Franzosen zu legen. Haben diese die wüsten Kerle aus Afrika herübergebracht, sagte man sich, so mögen sie auch deren Gesellschaft ertragen. Zwar murrtten die Rothosen über diese Anordnung, aber sie mußten sich ebenso gut wie die Wärterinnen flügen, die ja durch die Pflege der Barbaren in die nächste Berührung mit ihnen kamen.

Meine Mutter, die der französischen Sprache völlig mächtig war, erhielt die Aufsicht über die Abtheilung, wo die Turkos lagen.

Doch ich muß zunächst von der Ankunft der schwarzen Kerle erzählen. Ich hatte mich zur angegebenen Stunde mit den Krankenträgern, einer Abtheilung des Männerhülfs-corps, das man gebildet hatte, vor dem Thor der Eisenbahnwerkstätte eingefunden; aber der Zug verspätete sich, wie gewöhnlich in damaliger Zeit, und langte erst nach einer Stunde mit zwanzig Gepädwagen an. Bayerische Fußsoldaten bewachten die auf Stroh gelagerten Turkos und übergaben uns die Ladung. Einige Verwundete, die noch gehen konnten, humpelten, auf Stöcke oder Weinbergspfähle gestützt und mit blutigen Binden umwickelt, durch die Gasse der aufgestellten Betten; andere, ebenso verummitt, wurden, über ein Brett ausgestreckt,

auf den Schultern von je zwei Trägern hereingebracht. Ich faßte mit an, obgleich es mir ein wenig gruselte. Unsere erste Last war ein Schwerverwundeter, auf dessen wildergerstem Gesicht bereits der Tod stand. Darauf luden wir einen wohlgebildeten, kräftig gebauten, fast ganz schwarzen Burschen auf, der ein weißes Tuch wie einen Turban um seinen Kopf geschlungen hatte. Auf seinem Gesicht war deutlich die Furcht zu lesen, daß er jetzt zur Schlachtbank geschleppt würde. Angstvoll grub er seine scharfen Nägel in die Halsbinde seines Trägers ein, als wollte er ihn würgen; aber die tiefe Brustwunde, die durch das offene Demd sichtbar war, nahm ihm die Kraft.

Alle diese Menschen starrten von blutigem Schmutz. Man beeilte sich, den Erschöpften einige Erquickung zu reichen, dann sie umzukleiden, zu reinigen und zu verbinden. Die Wunden der meisten hatten bisher keine oder nur die notdürftigste Pflege gefunden. Ein Turko-sergeant, der einzige unter diesen Afrikanern, welcher der französischen Sprache mächtig war, ging, von seiner leichten Wunde unbehindert, den Wärterinnen gefällig an die Hand und machte überhaupt den Dolmetscher zwischen den nur arabisch sprechenden Söhnen der Wüste und den Kulturmenschen.

Vielen der Turkos wurden Messer aus der roten Wollmütze (Fes) oder den dicken Haaren gezogen; der im weißen Turban hatte sogar mehrere in seiner Kopfbedeckung versteckt. Zwei oder drei schafften bei der Untersuchung ihre kleinen Waffen geschickt bei Seite und verbargen sie in ihrem Bette. Wie sich bald herausstellte, dienten ihnen die Messer mehr zum Spiel als zur Verteidigung gegen vermeintliche Feinde, und sie weinten wie Kinder um deren Verlust, indem sie tigerartige Blicke um sich warfen, die mehr Schrecken erregten, als sie verdienten. Die Redensart von Dolche = blicken wäre hier am Platze gewesen.

Mahmud ben Hamidu — so nannte sich der im weißen Turban — riß dem Arzt ein scharfes Messer, das dieser an seine Brust brachte, mit wildem Schrei aus der Hand und war eben im Begriff, es ihm in die Brust zu stoßen, als die Wärterin ihm noch zur rechten Zeit in den Arm fiel. Der herbeieilende Sergeant erklärte den Vorgang. Mahmud war der Meinung gewesen, der Arzt wolle ihm aus Leben. Derselbe beruhigte sich bald, als er hörte, daß es sich bloß um die Reinigung seiner Wunde handelte.

Überhaupt nahmen die Turkos — von einigen verwilderten Kerlen, die bald nach Kasstatt geschafft wurden, abgesehen — gar bald ein zutrauliches Wesen an, da sie begriffen, daß man ihnen wohl wollte, und die Pflegerinnen hatten bald lieber mit ihnen zu schaffen, als mit manchem andern Verwundeten, der große Ansprüche an Kost und Verpflegung machte und sich wie ein verwöhnter Gast in einem Wirtshause benahm. Auf die Bitte des Sergeanten wurden nun die Turkos zusammengelegt und konnten miteinander schwätzen und verkehren.

Mit dem bishen Arabisch, das ich damals schon mußte, konnte ich wenig ausrichten. Zwar begriffen die Turkos ungefähr, was ich wollte; aber ihre nordafrikanische Mundart blieb mir anfangs ganz unverständlich, so daß sich ein Gespräch nicht herstellen ließ. Auch hier machte der Sergeant häufig den Vermittler. Eines Tages sagte er mir, daß es sehr willkommen sein würde, wenn ich aus dem heiligen Buch der Mohammedaner, dem Koran, vorlesen wollte. Dies geschah dann meist nach einer der fünf Gebetsstunden, die der Sergeant mit seinen Landsleuten abhielt. So

richteten wir eine Art von Gottesdienst ein, der noch mehr dazu beitrug, den Charakter dieser Halbwilden zu sämftigen. Auch nannten sie mich scherzweise ihren Imam, d. i. Priester, und wollten mir oft zum Zeichen ihrer dankbaren Verehrung das Kleid küßen.

Aberhaupt zeigten sich diese Muselmanen durchaus freundlich gegen die Christen. Wenn der evangelische Pfarrer wöchentlich einmal kam, um den Gottesdienst zu halten, und das Schlußgebet sprach, falteten die Turkos, in Nachahmung der Christen, ihre braunen Hände und horchten still auf die ihnen unverständliche Rede. Auch die Katholiken und zwei Juden, die sich unter den Verwundeten befanden, zeigten Theilnahme, und es war mir immer ein rührender Gedanke, daß so die Gottesverehrung aus verschiedenen Religionen zusammenfloß. Wie man ihn auch anruft, war mein Gedanke, er hört es.

Kam dann der katholische Priester, um seinen Religionsgenossen den geistlichen Trost zu bringen, oder stellte sich der Rabbi in gleicher Absicht ein, so herrschte ebenfalls andächtige Stille. Ebenso fand auch der Sergeant, wenigstens rings um das Turko-Viertel, gebührende Achtung, wenn er als eifriger Vorbeter in arabischer Sprache anbot: „Gott ist der Allhöchste! Gott ist der Erhabenste! Ich bezeuge, daß Mohammed der Prophet ist. Kommt zum Gebet! Kommt zum Tempel des Heils! Groß ist Gott!“

Beim Morgengebet vergaß er nie hinzuzufügen: „Gebet ist besser, denn Schlaf.“

Die Turkos machten dann, indem sie diese gottesdienstlichen Formeln murmelnd nachsprachen, in den Betten hockend, die üblichen Verbeugungen und wandten die großen schwarzen Augen ostwärts nach der heiligen Stadt Mekka. Die in der Genesung weiter vorgeschritten waren, warfen sich neben ihren Betten auf den Boden; alle aber erhoben die Hände.

Eine große Freude machte ich den braunen und schwarzen Burschen, als ich auf ihre wiederholte Klage, daß man ihnen das Messer, ihr einziges Spielzeug, genommen habe, dünne Rohrstäcke unter sie verteilte. Sie fuchtelten nun den ganzen Tag mit ihren Stöcken und kreuzten sie lachend, wie zum Gesechte. Wenn sie einer Wärterin, die eine Lieblingspeise brachte, ihren Dank sagen wollten, klopfen sie ihr lieblosend mit dem Rohr die Schulter. Einer der Turkos zerbrach sein Stöckchen in drei Stücke und übte sich, mit zweien das dritte in die Luft zu werfen. Dies gelang ihm infolge beständiger Wiederholung so gut, daß er seine Kameraden als Taschenspieler belustigen konnte.

Allmählich wurde ich der nordafrikanischen Mundart so weit mächtig, daß ich mich ohne Anstoß mit diesen Leuten verständigen konnte. Dies war mir um so lieber, als ich fort und fort an eine Reise nach Afrika dachte.

Mahmud ben Hamidu lag, während viele seiner

Kameraden glückliche Fortschritte in ihrer Genesung machten, an seiner schweren Brustwunde darnieder und trug, obgleich von Natur ein bestiger Mensch, mit muselmännischer Fassung sein schweres Leid. Seine Lunge war durch eine Kugel, die man nicht hatte hervorholen können, verlegt. Die Ärzte sagten, daß keine Hoffnung sei, ihn zu retten, was er auch selber fühlte. In seinen Fieberphantasien bot er seltsamer Weise Rosenöl aus und lud Frauen ein, bei ihm zu kaufen. „Tritt näher, schöne Haffsa!“ rief er wiederholt. „Ich kenne dich durch deinen Schleier durch. Wer hat so strahlende Gazellenaugen, wie du?“

Oft sprach er auch von den Freunden des Paradieses, von den Huris, den ewig blühenden Gefährtinnen der Seligen. „Sie sind liebliche, thaufrische Rosen“, sagte er einmal; „aber Haffsa duftet süßer als sie.“

Bei diesen Reden sahen die Turkos einander verwundert an. „Wer kann sich mit den Huris vergleichen?“ rief einer unwillig. „Laßt ihn! er redet wie ein Trunkener,“ sagte ein anderer.

Eines Abends, als ich mich eben anschickte fortzugehen, winkte er mich her mit seinem Stöckchen,



„Sage meinem alten Vater, daß ich, meinem Schwur getreu, dem Kaiser der Franzosen redlich gebiet.“

du eine kleine alte Moschee — so nennen wir unsern Tempel — die Moschee der Derwische geheißten. Dicht dabei steht ein dürftiges Häuschen, das der Ferrasch, d. h. der Moscheentelehrer bewohnt. Dieser Ferrasch, Hamidu ben Chodicha mit Namen, ist mein Vater.“

Hier hielt der Arme ein, weil ihn der Atem verließ. Nach einer Weile fuhr er, die Hand auf die wunde Brust gedrückt, mühsam fort: „Sage meinem alten Vater, daß ich, meinem Schwur getreu, dem Kaiser der Franzosen redlich gebiet und tapfer kämpfend, nach Allahs Willen, die Todeswunde empfangen habe. Sage ihm, daß meine Gedanken im Sterben um ihn und Haffsa schweben. Er soll die Hände für seinen Sohn erheben, auf daß ihm die Pforten des Paradieses nicht verschlossen bleiben.“

Die lange Rede war für Mahmuds franke Lunge eine übergroße Anstrengung gewesen. Blöthlich schnellte er empor; ein erstickender Blutstrom schoß aus seinem Munde, und der Turko war eine Leiche.

Man hatte den Toten, die aus den Militärhospitälern kamen, ein besonders Feld auf dem Gottes-

ade
sie
Rel
best
Sir
Jor
Lag
den
Zag
Kre
gele

ich
In
zwei
Tur
han
San
Se

Pre
öffn
2
man
Ger
sie
gest
Wä
war
auch
allen
Ein
lern
dir!
just
Gum
imm
Ser
euch
schiff
nicht
gehe
Ma
führ
gege
einn
Es
ihm
alles
tot;
sind
Ber
sind
Fre
kräft

Ma
in r
ich
mad
die
Apf
Ang
bere
hoch
Tur
gün

ader angewiesen. Hier wurden sie reihenweise, wie sie anlangten, ohne Unterschied der Nation oder Religion bestattet; nur die Israeliten kamen auf den besondern Begräbnisplatz ihrer Glaubensgenossen. Eine Gesellschaft, die sich in der Stadt gebildet hatte, sorgte für schwarze Holzkreuze mit Namensbezeichnung. Tag für Tag hörte man in den Straßen Karlsruhens den Totenruf der gedämpften Trommeln, Tag für Tag erschallten die Schüsse, die den abgechiedenen Kriegsmännern als letzten Gruß über das Grab nachgeschandt wurden.

Acht Tage nach dem Tode Mahmuds nahm ich meinen Weg nach dem Karlsruher Gottesacker. In der siebenten Reihe der Soldatengräber fand ich zwischen einem Preußen und einem Franzosen unsern Turko. Seine Grabchrift lautete: Mahmud ben Hamidu vom ersten Kaiserlichen (algerischen) Infanterieregiment, geb. in Tunis 1852, gest. den 8. September 1870.

Armer Mahmud, sagte ich zu mir, wird der Prophet nicht Anstand nehmen, dir das Paradies zu öffnen, wenn dein Leib unter diesem Kreuze ruht?

Als die überlebenden Muselmanen im Eisenbahn-Hospital ihre Geneung erlangt hatten, wurden sie den Gefangenen in Raftatt zugestellt. Ihr Abschied von den Wärterinnen und Aufsichtsdamen war ein durchaus freundlicher, und auch mir, dem „Imam“ wurde von allen ein herzlicher Händedruck zuteil. Einige hatten so viel Deutsch gelernt, daß sie ein: „Wir danken dir! Mög' es dir Allah lohnen!“ zustande brachten. Besonderer

Gunst erfreute sich bei uns der immer dienstfertige, lebenswürdige Sergeant. „Wir wären gern bei euch geblieben,“ sagte er auf französisch, „und es gefällt uns gar nicht, gefangen in die Festung zu gehen und Kommissbrot zu essen. Man hat uns über das Meer geführt und plötzlich einem Feind gegenüber gestellt, den wir nicht einmal dem Namen nach kannten.

„Salem aleikum, Hamidu ben Chodscha!“ Es hieß, wir würden leicht mit ihm fertig werden und reiche Beute finden; aber das alles sind nur Lügen gewesen. Viele von uns sind tot; ihre Gebeine ruhen in fremder Erde. Andere sind zu Krüppeln geschossen. Das ist die reiche Beute! Und die wir als Feinde betrachten sollten, sind unsere Freunde und Wohltäter geworden. Ja ja, Freunde!“ wiederholte er und schüttelte uns allen kräftig die Hand.

Ich hatte mir die Angaben des verstorbenen Mahmud hinsichtlich seiner Heimat und seines Vaters in meiner Schreibtafel aufgezeichnet; denn obwohl ich keine Mittel besaß, eine weite Orientreise zu machen, so lebte ich doch als ein junger Mann, den die Zukunft als ein Orangenbaum mit goldenen Äpfeln anlachte, der frohen Hoffnung, von jenen Angaben Gebrauch machen zu können; ja, ich sah mich bereits in meinen Träumen, mit gekreuzten Beinen hoch auf dem Rücken eines Kamels schwebend, im Turban und weißen Burnus die Wüste durchziehen.

Da der Krieg einen so überaus raschen und günstigen Verlauf nahm, kehrte ich bald in meine

Schule zurück und bezog im Herbst 1871 die Universität, wo ich mich im Arabischen weiter vervollkommnete und noch andere Sprachen des Orients hinzu erlernte. Mein Gedanke war, Professor an einer Hochschule zu werden, was mir auch wohl ziemlich bald gelungen wäre, hätten meine Studien nicht abermals eine Unterbrechung erlitten. Ein deutscher Kleinfürst, dessen Aufmerksamkeit durch einen meiner Universitätslehrer auf mich gelenkt war, machte mir den Vorschlag, seinen zwanzigjährigen Sohn als Sprachkundiger auf einer Reise nach Palästina und Nordafrika zu begleiten. So wurde zu meiner nicht geringen Freude mein Touristenrausch zur Wahrheit.

Der junge Fürst hatte glücklich Weise noch einen Hauptmann als militärischen Begleiter, so daß ich mich auf der Reise gelegentlich frei machen und meine Orientstudien in neuer Weise praktisch fortsetzen konnte. Unser Weg ging durch Italien und Griechenland nach Ägypten, wo der Vizekönig die Freundlichkeit hatte, uns ein Nilschiff zur Verfügung zu stellen.

Da die Mutter meines Prinzen ihrer Niederkunft entgegen sah, hatte derselbe den Auftrag, eigenhändig Wasser aus dem Jordan zu schöpfen, womit das Haupt des zu erwartenden Tauslings benetzt werden sollte. Dies war ein Grund, weshalb wir uns aus dem Nilthal nach dem gelobten Lande begaben. Mit einer wohl versiegelten Flasche des heiligen Wassers versehen, durchkreuzten wir das blaue Mittelmeer bis nach Tunis, an dessen Fürsten wir Empfehlungsbriefe mit uns führten, und kehrten dann über Algerien, Spanien und Frankreich, reich ausgestattet mit neuen Anschauungen und Lebenserfahrungen, in das Vaterland zurück.

Über meinen Aufenthalt in Tunis muß ich einiges berichten.

Die Empfehlungsbriefe an den Bei verschafften uns gute Aufnahme an dem Hofe dieses Kleinfürsten. Der Ruhm des neugeborenen Deutschlands war bereits bis dahin gelangt und warf einigen Glanz auf uns. Der Bei gab uns ein Fest in seinem Palast und bestete meinem Prinzen eigenhändig seinen höchsten Orden mit dem Namenszug in Brillanten auf die Brust. Dem Hauptmann und mir wurde das Offizierskreuz desselben Ordens zuteil.

Tunesischer Ritter, diese merkwürdige Ehre hatt' ich mir nicht träumen lassen!

Da der jüngere Bruder des Beis mit meinem Prinzen und dem Hauptmann wiederholt Jagden auf Wildschweine, an denen die Umgegend von Tunis reich ist, veranstaltete, blieb mir reichlich Zeit, den Spuren Hamidu ben Chodschas, des Vaters jenes Turkos nachzugehen. Durch enge, krumme, ungepflasterte Gassen gelangte ich nach der Vorstadt Bab Dscheira und vor die kleine Moschee der Dervische. Auf der Schwelle derselben stand ein alter Mann in schmutzig weißem, halbzerrißnen Burnus, den der Besen in seiner Hand als Ferrausch bezeichnete.

„Salem aleikum, Hamidu ben Chodscha!“ (Friede mit dir, S. b. Gh.) sagte ich nach der ge-



wöhnlichen Grußformel; denn ich konnte nicht zweifeln, daß ich den richtigen Mann vor mir hatte. „Aleikum essalem, Rumi!“ (Mit dir sei Friede, Christ!) erwiderte der Alte überrascht, die Arme auf der Brust kreuzend, mit vorgebeugtem Haupte.

„Hattest du nicht einen Sohn, Mahmud ben Hamidu mit Namen, der mit den Franzosen vor drei Jahren in den Krieg gezogen und nicht wiedergekehrt ist?“

„Wohl besaß ich einen Sohn, der achtzehn Jahre alt, dahingegangen, wohin wir alle gehen. Ein Brief von Algier gab mir Kunde. Und du, Christ, bringst du mir Botschaft von meinem Erstgeborenen, dann möge dein Eintritt in Tunis segnet sein!“

Ich mußte nun erzählen, und der Ferrasch wurde nicht müde, nach allem, was seinen Mahmud betraf, genau zu forschen; aber die Würde des Muselmans gebot ihm, seine Gefühle an sich zu halten, und so hörte er mit Fassung von seiner Verwundung, seinem Siechtum und seinem Hinscheiden. Dann und wann warf er einen Koranpruch, den er jedesmal feierlich in halbstingendem Tone vortrug, in meine Erzählung ein. Als ich ihm von der Teilnahme berichtete, welche die Turkos in dem Eisenbahn-Hospital dem Gottesdienste der Christen bewiesen hatten, sagte er: „Gottes ist der Westen und der Osten“ und: „Alle Gläubigen sind Brüder.“

Dann, sich zu mir wendend, sprach er seinen Dank für meine Nachrichten aus und forderte mich auf, in die Hütte zu treten, um auch seinem Weibe Kunde von dem geliebten Sohne zu bringen. Diese Einladung setzte mich in nicht geringes Erstaunen; denn es widerspricht bekanntlich ganz und gar der Sitte auch des geringsten Mohammedaners, einen Mann, zumal einen ungläubigen Fremden, in sein Haus zu führen. Aber bald löste sich mir das Rätsel. Die Frau war eine Mohrin, welche sich der von Armut gebrückte Hamidu offenbar anserfornen hatte, weil die Morgengabe, die der Tuniesier den Eltern der Braut zu zahlen verpflichtet ist, bei einer Schwarzen in Wegfall kommt. Mohrinnen müssen überhaupt hoch zufriedener sein, wenn sie von Mauren zu Gattinnen erhoben werden. Auch hatte, wie ich bald sah, der sonst gutmütige Ferrasch so wenig Aufmerksamkeit für seine Frau, daß er sie wie eine niedrige Magd hielt und sie — trotz ihrer stets freundlich demüthigen Dienstfertigkeit — wenn er übler Laune war, Utschel Kelba, d. i. Hundsgesicht nannte, und ihre Gesichtszüge erinnerten wirklich an die eines Bullenbeißers. Das paßte freilich wenig zu ihrem Namen, denn sie hieß Habba, was so viel als „Liebe“ bedeutet.

Das Häuschen Hamidus hatte — von der kleinen Küche abgesehen — nur ein Gemach, dessen sämtlicher Hausrat aus einer Strohmatte bestand, welche Tisch, Stühle und sogar das Bett ersetzen mußte. Im Übrigen war der Boden nackte Erde, der — ich beb' es ausdrücklich zu Habbas Ruhm hervor — stets sehr rein gehalten war. Die Schwarze, welche etwa vierzig Jahre zählen mochte, kam uns, von Fett und unterwürfiger Freundlichkeit glänzend, watschelnd wie eine Ente, entgegen. Auf ihrem Rücken saßen zwei nackte Zwillinge, wie kleine schwarze Hunde, von einem kanariengelben Tuche gehalten. Sie trug einen zerklüfteten, aber reinen, weißen hemdartigen Überwurf, der bis an die Knie reichte. Die ebenfalls weißen Beinkleider schlossen eng, wie Futterale, um die wohlgepolsterten Glieder. Die breiten nackten Plattfüße waren schwarz wie Ebenholz; doch zeigten die Nägel

und die Sohlen — wie auch die Handflächen — eine hellere Farbe. Ihr kleingelocktes, dickes, reichlich mit Fett eingeriebenes Haar starzte, gleich einem Drahtgeflechte, von den Schläfen ab. Mit einem hölzernen Erieh, den sie durch diesen Schwarzwald gestieft hatte, grub sie von Zeit zu Zeit auf ihrem Daarboden — wodurch sie nicht appetitlicher wurde. Als das Schönste an ihr blinkten die prächtigen Zähne — das elfenbeinerne Gatter zwischen dem weiten Thor der wulstigen Lippen, das in grinsender Freundlichkeit beständig offen stand.

Bald kamen noch vier Kinder, die — wie Said und Saïda, die Zwillinge — ganz schwarz und nackt waren, zwischen Habbas Beinen und an den Seiten, wie die Küchlein einer Gluckhenne, hervor. Der Ferrasch mußte mir seine Nachkommenschaft vorstellen: Omer, Ali, Said, die Knaben, und Nesla, Cora, Saïda, die Mädchen. Zwischen Mahmud, dem Turko, und Omer, dem ältesten der drei anwesenden Knaben, waren drei Kinder als Opfer einer Blatternepidemie ausgefallen. Von zehn lebten also sechs, und die Eltern, denen es schwer genug fallen mochte, das halbe Dutzend zu füttern, konnten um so eher ihren Ältesten verschmerzen. Dennoch schien ihnen derselbe besonders ans Herz gewachsen zu sein, und als der Ferrasch seiner Gattin mitteilte, welche Pflege Mahmud in meiner Heimat bis an sein Ende gefunden, warf sie sich zu meinen Füßen und wollte mir in überschwenglicher Dankbarkeit die bestäubten Etiefel küssen. Nur mit großer Mühe konnte ich diese Huldbigung von mir abwehren.

Vitterarm, wie die ungeheure Mehrzahl der Einwohner von Tunis, entschuldigte sich der gute Hamidu mit rührendem Bedauern, daß er nicht in der Lage sei, wie es doch die Gastlichkeit dem Mohammedaner gebietet, dem Besuchenden Kaffee und eine Pfeife dazubringen. „Das Schicksal,“ sagte er mit schmerzlicher Geberde, „hat mir den schwarzen Traut und den blauen Rauch, die Wonne der Zunge und der Nase, wie so vieles andere, verboten; in meinem Hause ist ewiger Fasttag.“

Ich bot dem Moscheenlehrer eine Cigarre an, die er mit tiefer Verbengung empfing, und wir begannen beide, Rauchwölkchen in die Luft zu senden. Da die Mohrin den blauen Gebilden mit lusternen Augen folgte, wagte ich es, auch dieser holden Dame mein Täschchen zu bieten. Sie griff mit Vier hinein, und bald saßen wir drei mit getrunzen Weinen, Hamidu und ich auf der Strohmatte, Habba bescheiden im Hintergrund, und dampften wie eben so viele im besten Gang befindliche Kohlenmeiler. Said und Saïda, die Zwillingsskulpturen, waren unterdessen nach einem andern Genuße begehrlieh geworden, und die Schwarze nahm keinen Anstand, den Appetit beider aus ihrer Fülle zu befriedigen. Die übrigen Kinder lauerten um die Mutter und gafften uns staunend an. Dies schwarze Menschenhäuflein mit den schwarzen Wollköpfen verschwand bald unter den dicken Tabakswollen der Negerin, bald kam es wieder hervor.

Wie wir so saßen oder hockten, hörte man von der Estrade den Eblöbschi seine Ware anrufen. Der Eblöbschi ist ein wanderndes Kaffeehaus; er trägt ein Gefäß mit Kohlenfeuer und einer Menge winziger Kaffeekännchen und Täschchen auf dem Rücken. Wird er angerufen, so stellt er den Kohlentopf nieder, bläst die Nische von dem Feuer und hält ein Wasserkännchen darüber. Rodt das Wasser, so schüttet er gepulverten Kaffee hinein und läßt das Wasser noch

ein
fert
dort
für
und
sich
das
sich
auf

gut
verl
lang
Zue
Fre
Sch
mit
Sni

Got
Kaf
Lebe
Erg
hoffi
betr
Gell
an
zu
Kron
Mü
hunn
raun
gen

ihre
Stit
Aral
math
man
und

wohl
Gist
Man
zu
die i
er i
zahl
auch
er n
von
Sta
wert
aus

mer
stellt
sein
geto

jung
auf
mehr
stau
und
häng
blut



einmal mit dem Kaffee kochen. Nun gießt er den fertigen Kaffee in ein Täschchen und schickt denselben durch einen Jungen, der ihn stets begleitet, den Kunden zu. Dies alles ist das Werk weniger Minuten und spottbillig. Das wandernde Kaffeehaus nimmt sich nicht einmal die Zeit, das Leerwerden der Täschchen, das bei dem feierlichen Muselman sehr langsam vor sich geht, abzuwarten, sondern sammelt dieselben erst auf dem Rückweg von seinem Rundgang wieder ein.

Da der Inhalt der Täschchen nicht mehr als einen guten Schluß beträgt, ließ ich sie dreimal füllen und verschaffte so dem Ferrasch und seiner Mohrin ein langentbehrtes Labfal. Die Kinder bewirtete ich mit Zuckerwerk, das der Söbbschi ebenfalls mit sich führt. Freudegrinzend und schmagend fielen sie wie die Schweinchen darüber her und wülften die Schüsselnchen mit ihren roten Zünglein aus, so daß auch kein Spärchen zurückblieb.

„Allah asys! Allah akbar!“ (Gott ist allmächtig! Gott ist groß!) rief der Moscheenlehrer in seiner Kaffeeverzückung. Wöchten gute Engel dich durchs Leben tragen, o Numi! Du hast uns eine große Erquickung bereitet, so wahr ich auf das Paradies hoffe am jüngsten Tage! Meine Befoldung als Ferrasch beträgt nicht mehr als hundert Francs nach eurem Gelde. Das reicht nicht hin, um den Jahresbedarf an Gerstenteig und Oliven — unsere tägliche Kost — zu bestreiten. Piefen nicht dann und wann die Frommen, welche in unserer Moschee beten, eine kleine Münze in meine Hand gleiten, wir müßten verhungern. Ah! ah! der Duft deines Tabaks bezaubert mich. Ich möchte auf diesen blauen Wölkchen gen Himmel steigen.“

Auch die Schwarze suchte mit heftigen Geberden ihre Seligkeit auszudrücken. Ihre in greinerender Stimme vorgetragene Dankrede, ein Mischmasch von Arabisch und irgend einer Neger Sprache, war mir natürlich unverständlich. Hamidu sagte mir: „Niemand in Tunis versteht meine Habba, als ich. — Ich und Allah!“ setzte er feierlich hinzu.

Als ein Mann der Kirche war der Ferrasch wohl unterrichtet und schriftkundig, und ich durfte von Glück sagen, in diesem bescheidenen, dienstfertigen Manne einen brauchbaren Führer in Tunis gefunden zu haben. Hochzufrieden mit zwei Francs täglich, die ich ihm nach eigener Forderung zahlte, schleppte er mich durch alle Moscheen und deutete mir die zahlreichen Sprüche, die sie enthalten. Er führte mich auch zu den Altertümern der Umgegend, mit denen er nicht ganz unbekant war. Zugleich berichtete er von den Sitten und Gebräuchen des Landes und der Stadt vieles Merkwürdige und wurde zuletzt so vertraut mit mir, daß er mir sogar Mittheilungen aus seinen Familienverhältnissen machte.

Eines Tages, als wir miteinander auf den Trümmern der alten hochberühmten Stadt Karthago saßen, stellte ich ihm die Frage, wie es gekommen sei, daß sein Sohn Mahmud Kriegsdienste bei den Franzosen genommen habe.

Die Antwort war folgende:

„Wisse, o Numi, daß mein Erstgeborener, so jung er noch war, als Rosenöhlhändler eine Bude auf dem Bazar hatte und daß er viele und auch vornehme Kundschaft besaß. Um so mehr wirst du staunen, daß er das fette Schaf, das er dort weidete und von dessen Wolle auch manches Flöschchen an mir hängen blieb, auf einmal im Stiche ließ, um in einen blutigen Krieg zu ziehen. Aber die Schicksale der

Menschen sind oft seltsamer Art, und Allah ordnet die Dinge nach seinem, nicht nach unserm Ermessen. Es ist dir auch bekant, daß uns, wie im Alter Ehrgeiz und Habgucht, so in der Jugend die Liebe zu Sklaven macht, und daß, obwohl unsere Ehen von den Eltern geschlossen werden, ohne daß der junge Mann seine Braut vor der Hochzeit zu Gesicht bekommt, sich doch manchmal die Liebe heimlich als Dieb einschleicht, und, wie die Sonne die Eier des Krokodils, die Eier des Verderbens ausbrütet. Höre jetzt, wie es meinem Mahmud erging.



Es war, wie du dich selbst überzeugt hast, ein stattlicher Jüngling, der von seiner Mutter nur die dunkle Farbe, nicht aber das Mohren-gesicht geerbt hatte. Auch besaß er unter seinen Kunden viele Frauen, die ja dem Rosenöl besonders nachfragten. Und wenn auch dieselben nach unserer Sitte tief verschleiert gingen, so mußten sie doch sehen, daß Allah ihn mit männlicher Schönheit geschmückt hatte. Was aber die Kunden außerdem anlodete, war seine schöne Stimme; denn er rief seine Ware singend aus und wußte allem, was er vortrug, ein zierliches Kleid zu geben. Auch hieß er allgemein die Nachtigall des Rosenöls.

Eines Tages sagte eine der Frauen, die bei ihm zu kaufen pflegten, zu Ali Mustapha, ihrem Manne, dem reichen Waffenhändler in der Straße der drei Palmen: „Wahelich, Ali, das ist ein Jüngling, der mir wohl anstehen würde für unsere Tochter Hafisa.“ Da es nun aber nicht schicklich gewesen wäre, wenn Frau Chredidscha — dies war ihr Name — selbst Rücksprache mit mir genommen hätte, so kam ihr hochmüthiger Mann in mein Haus, um wegen der Morgengabe, die wir an ihn zahlen sollten, zu unterhandeln. Was konnten wir dem reichen Waffenhändler, der naserümpfend umherichaute, bieten?

Ich sagte ihm, daß meines Sohnes Geschäft die beste Morgengabe sei; aber er schüttelte das Haupt und ging pfeifend von dannen. Pfeifen ist Wind, und seine Antwort war auch Wind.

Die kleine Hafisa hatte ihren Sinn auf meinen Sohn gestellt, den sie in Begleitung ihrer Mutter Chredidscha mehrmals in seiner Bude gesehen hatte. Sie wollte ihn aber nicht nur sehen, sondern auch dem strengen Vater zum Trost, in Verachtung unserer Sitte, sprechen. Wie viel Böses hat nicht seit Goas Zeit die Zunge gestiftet? Das sollte nun auch hier wieder offenbar werden.

Es befand sich damals ein wohl schon achtzig-jähriges, ganz verschrumpftes Weib, das, wie die Tochter des Propheten, Fatime hieß, in unserer Stadt. Diese Alte, die sich ein Geschäft daraus machte, Heiraten für Geld zu stiften, und auch in dem Hause des reichen Ali verkehrte, hatte eine Witterung von Hafisas Neigung und drängte sich mit Anerbietungen an sie heran. „Ich sehe,“ sagte sie zu ihr, „daß du ein kluges, unternehmendes Kind bist. Wohlau, ich will den schönen Mahmud zu dir führen, wenn du draußen vor dem Thor in deinem Garten sein wirst.“

Da erschrak die kleine Hafisa und schalt die Spitzbübchen, die so Stroh und Feuer zusammen bringen

wollte. Aber nach einer Weile sagte sie: „Komme morgen gegen Sonnenuntergang in den Garten zu mir: da wollen wir das nähere in aller Heimlichkeit besprechen.“

Als Fatime zur rechten Zeit sich dort einstellte, sagte Hafisa: „Laß mich ihn sehen, ohne von ihm gesehen zu werden.“

„Wie soll ich das machen?“
„Siehst du dort die Mauer? Sie ist alt und brüchig, und wenn du den Mastirbaum zurückbiegst, wirst du ein Loch bemerken, durch das man bequem auf die Straße schauen kann. An diese Stelle gehe ich oft und betrachte mir die Vorübergehenden; denn es ist langweilig, wie ein Vogel im verhängten Käfig zu sitzen.“

Nachdem die Alte die Maueröffnung eingesehen und brauchbar gefunden hatte, versprach sie, meinen Sohn zu bestimmter Stunde vor das Guckloch zu bringen und hinte vergnügt, in Hoffnung auf einen guten Lohn, von dannen.

Mein Mahmud, damals noch ein Jüngling von gut sechzehn Jahren, war längst ausgewachsen und es regten sich die Gefühle des Mannes in ihm, obgleich sein Gesicht noch so wenig Haar zeigte, wie die Wange Habbas. Wenn die tiefverschleierten Frauen an seine Bude traten, kam ihm oft der Wunsch zu wissen, was hinter den Umhüllungen stecke, und sicher stellte er sich viel Schöneres vor, als wirklich vorhanden war; vor allen aber gefiel ihm die kleine Hafisa, und die alte Schlange unterließ nicht, den Funken zur Flamme anzufachen. Früh morgens, wenn sich kaum ein Käufer auf dem Bazar sehen ließ, schlich sie zu seiner Bude, pries Hafisa als die schönste Perle von Tunis und ließ nicht ab, bis er versprach, zu jener Mauer zu gehen.

Um dem Mädchen recht ins Gesicht zu stechen, legte er sein bestes Kleid an und kaufte noch manches hinzu, was er nicht einmal gleich bezahlen konnte. Du hättest ihn sehen sollen, Rumi, wie er sich herausputzte. Ach, wenn er doch bedacht hätte, daß der Stoff, den wir als Turban um den Kopf winden, für den Gläubigen das Totenhemd bedeutet! Aber Ernst lag ihm damals fern. An diesem Turban glänzte ein Edelstein, der freilich nicht echt war, und darüber prangte ein Federbusch vom Silberreihher, der häufig bei uns gejagt wird. Sein Kleid war vom feinsten, frischesten Wollenstoff mit weiten offenen Ärmeln, wie die Reichen sie tragen. Darunter sah eine prächtig gestickte, enganschließende Jacke hervor. Rechne dazu einen Gurt aus roter Seide, in welchem ein Dolch mit eiseliertem Griff und damascierter Klinge steck. Rechne gestickte Strümpfe und seine Schuhe dazu, die den schlanken Fuß zeigten, und der schöne Herr war fertig. Bevor er nach dem Garten ging — wovon wir Eltern natürlich nichts erfuhren — zeigte er sich uns unter dem Vorwande, daß er zu einem Feste eingeladen sei. „Ein Königssohn, ein junger Sultan!“ rief Habba und weinte vor Freuden.

In solchem Schmud schritt er nun an der Gartelmauer auf und ab und spähte durch das Loch, hinter dem bald ein feuriges schwarzes Auge und ein Stückchen Schleier sichtbar wurden. Das Wenige genügte, um den verliebten Burschen in Flammen zu setzen, und auch Hafisa, die zu unserm Unheil mit Schönheit geschmückte Hafisa fand so großes Gefallen an meinem Sohne, daß die beiden sehr bald nicht mehr zufrieden waren, sich durch dieses Guckloch zu beäugeln und zu sprechen.

Das Sprichwort sagt: Wer den Finger hat, will auch die Hand. Um mich kurz zu fassen, nachdem sie an mehreren Abenden durch das Guckloch miteinander verkehrt und honigsüße Worte ausgetauscht hatten, immer unter der Wacht der Alten, kamen sie so weit, daß sie eine wirkliche Zusammenkunft verabredeten. „Nach seiner Macht und Weisheit,“ sagt der Prophet, läßt Allah irren, wen er will, und den richtigen Weg finden, wen er will.“ Mein tollgewordener Sohn schwang sich über die Mauer und sie fanden sich in einem Gartenzelte.

Hamidu fuhr sich mit seinen schmalen Fingern durch den langen, struppigen Bart, und fuhr tiefseufzend in seiner Erzählung fort:
Zur Zeit dieser unglücklichen Zusammenkünfte stellte sich ein anderer Freier bei Hafisas Vater ein, Hassan, ein reicher Seidenfabrikant mit einem Schmerbauch, den er wie ein Faß vor sich verschleppte. Hafisa verabredete den fünfjährigen Diwanst, der schon zwei andere Frauen besaß. Anders aber dachte ihr habgieriger Vater, der den doppelten Anstoß nahm: daß er ein halber Mohr mit sehr geringer Morgengabe war.

Das Unwetter, das sich langsam über den Häuptern der Liebenden zusammenzog, kam zum Ausbruch. Eines Abends fand wieder eine Zusammenkunft in dem Gartenzelte statt, und wieder hielt die Alte Wache, als plötzlich der Vorhang des Eingangs zurückgeschlagen wurde und Ali mit Hassan



In solchem Schmud schritt er nun an der Gartelmauer auf und ab.

eintrat. „Verfluchter Moberhund, was schaffst du da?“ so domerte der Waffenhändler meinen unglücklichen Sohn an. Da ihn Altersschwäche hinderte, von der schweren Gartenbarke, die er ergriffen hatte, Gebrauch zu machen, gab er sie Hassan in die Hand, indem er schrie: „Schlag ihm den Schädel ein, mein Sohn! haue zu! haue zu!“ Aber bevor noch der Dide zum Schlag ausholte, fuhr ihm der Dolch meines Sohnes zwischen die Rippen, und er fiel, so schwer er war, auf den Tod getroffen, dröhnend zu Boden. Mein Sohn war gleich dem in Blut geratenen Löwen der Wüste. Mit gewaltigem Faustschlag streckte er Ali nieder. Hafisa lag in Ohnmacht. Mahmud entkam über die Gartenmauer und entfloh nach meiner Wohnung. So entkam er. „Gott ist huldreich und sehr barmherzig,“ sagt der Prophet.

Wie sich später herausstellte, hatte Fatime, das gottverfluchte alte Weib, meinen Sohn schmählich betrogen. Mit der Rechten nahm sie Geld von ihm, mit der

Vinten von Hassan, der natürlich reichlicher bezahlte. Sie hatte diesem die Zusammenkünfte im Garten verraten. Möchte ihr die falsche Zunge bis in den Hals hinein verdorrt sein!

Der Tod des Seidenfabrikanten, der bei Hofe etwas galt, versetzte unsern Fürsten, den Bei, in großen Zorn, und die Polizei mußte nach Mahmud spähnen, den ich in einem der Thürme unserer Moschee versteckt hielt. Sein Leben war ihm wenig wert mehr, und das Wort des Propheten: „Gott steht dem Geduldigen bei“ konnte ihm nicht zu gute kommen. Wir beschloßen, daß er die Stadt Bileb el Aneb, welche die Kranken Bona nennen, aufsuchen und sich dort anwerben lassen sollte. Ich hing ihm eine mit Gerstenbrot und Oliven gefüllte Tasche um, und er nahm traurig, von mir begleitet, den Wanderstab in die Hand.

Unterewegs erzählte er mir seine Liebesgeschichte, wie du sie von mir vernommen hast. Wir überschritten die Grenze zwischen Tunis und Algerien, und als wir bei Sonnenuntergang den Berg Dickerdshera und die Moscheen Bilebs erglänzen sahen, wandten wir uns gegen Osten und sprachen ein kräftiges Gebet. Es war das letzte Mal, daß wir zusammen unsere Seelen zu Allah erhoben.

In der Stadt zeigte man uns das Haus, wo die jungen Männer, welche das Schicksal auf die blutigen Wege des Krieges führt, sich anwerben lassen. Ein dider Frankenhauptmann mit großer Glaze und fuchsrotem Bart, dessen Augen in dem geschwollenen Gesicht kaum zu finden waren, in roter Hose, aufgekнопftem Rock und heraushängendem Hemde, empfing uns mit rauher Begrüßung.

„Wen bringst du da, du alter Kabyle?“ schrie er mich an. „Er, das ist ja ein prächtiger schwarzer Kerl! Hohe Brust, schmaler Bauch, gute Marschierbeine.“

Damit griff er ihm, wie der Fleischer einem Lohsen, in die Rippen und schlug ihm auf den Rücken, daß es dröhnte. Dann stürzte er den Rest eines Glases Absinth, das neben ihm stand, hinterher und rief den Arzt, der im Nebenzimmer mit einem Mädchen schäkerte.

„Se, Doktor, visitieren Sie mal gleich diesen schwarzen Teufel! Brauchbar, sehr brauchbar, hol' mich der Satan!“

Die Untersuchung wurde sogleich vorgenommen und fiel natürlich gut aus. Man zahlte ihm dreißig Francs Handgeld, wovon er mir die Hälfte zur Rückreise überließ, und schickte ihn sogleich nach der Kaserne. Ein kurzer Händedruck war, da ich ihm nicht folgen durfte, der ganze Abschied — ein Abschied auf Nimmerwiedersehen!

Wie du sagst, Rumi, und wie mir auch von den Franken geschrieben wurde, hat er die Todesfugel empfangen. Jetzt weiß er, ich weiß es, im Paradiese. Der Prophet, die Glorie aller Welt-creaturen, hat uns an mehr als zwanzig Stellen des Koran die Seligkeit der Gottesfürchtigen, die dort wohnen, geschildert. Mit goldenen Armbändern geschmückt, in gold- und silberdurchwirkten Gewändern von feinsten Seide sitzen sie auf weichen, prachtvollen Polstern in wonnigen, von kühlen Wassern durchrieselten Gärten. Andere Quellen, die dort gehen, sind von Milch, deren Geschmack immer frisch bleibt, andere von Wein, der mit Ingwer köstlich gewürzt ist — eine verbotene Kost auf Erden, ein wunderbares Labfal im Paradiese. Wieder andere Bäche

sind von geläutertem Honig, der den Waben der Himmelsbienen entfliehet. Bäume breiten tiefen Schatten umher; süße Früchte beugen sich an vollen Zweigen zu den Seligen nieder. Ja, dort sitzen sie als Brüder einander gegenüber, und nie befällt sie Müdigkeit in diesen Lustgefilden; nie schwindet die Lust, dieselben zu bewohnen. Schöne, ewig blühende Jungfrauen mit feurigen Gazellenaugen gehen mit silbernen Kannen umher und schenken nimmer herabsinkenden Wundertrank aus der Quelle Selhebil, so viel die Becher begehren. Wer sie schaut, diese Huris, der glaubt eine aufgelöste Schnur der kostbarsten Perlen zu sehen. Da wird mein Sohn seine Hafisa längst vergessen haben.

Der Ferrasch schaute, von der Herrlichkeit seines Paradieses ganz bezaubert, mit schwimmenden Augen gegen Himmel und schwieg lange, die Lippen wie im Gebete bewegend.

„Du erinnerst mich an Hafisa,“ sagte ich nach einer Weile. „Was ist aus der Armen geworden?“

„Sie schlug jeden Freier aus, wie sehr auch der Vater drängen und die Mutter bitten mochte; denn sie hatte als einziges Kind große Gewalt über ihre Eltern, bis die Nachricht von Mahmuds Tod aus Bileb kam. Dann endlich willigte sie ein, den Heisenstopfer des Beis zu heiraten, der den Rang und die Uniform eines Obersten hat. So gehört sie jetzt zu den Damen des Hofes, und seit sie die Freundin Mohammed es Sadyks — so heißt der Bei — geworden ist, macht sie, so sagt man, Regen und Sonnenschein in Tunis. Ob sie meines Mahmud noch gedenkt, weiß Allah allein.“

Einige Tage später begegnete ich, die Straßen von Tunis mit dem Ferrasch durchwandernd, einem Manne, dessen schwankender Gang und verfallenes Gesicht mir auffielen. Er starrte meinen Begleiter mit gläsernen Augen an und verschwand in einer Bude. „Dies war Ali, Hafisas Vater,“ sagte mein Führer. „Die Hand Allahs hat ihn hart gerüttelt für den Haß, den er meinem Sohn trug. Ich habe dir gesagt, daß er Waffenhändler war. Eines Tages kamen die Offiziere des Beis und kauften ihm die kostbarsten Stücke im Werte von einigen tausend Piaßtern ab. Wenn diese Herren kaufen, ist an Zahlung nicht zu denken. Ein Kaufmann, der bei ihnen auf Berichtigung seiner Forderung dringen wollte, würde sich hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen oder ein langes Gefängnis zuziehen. Seitdem ging Alis Geschäft den Krebsgang, und er selbst ist ein Hafischraucher geworden. Eben hat er sich in die Hafischbude begeben. Hafisa aber kümmert sich nicht weiter um den in Schande gefallenen Vater.“

Ich warf einen Blick in die Bude und gewahrte zwölf oder mehr stumme Gäste, welche, trunken von dem Genuße des Hanfpräparats, das man Hafisch nennt, umher lagen.

„Wie leicht wäre es für Hafisa,“ fuhr Hamidu fort, „ein Auge auf den Vater ihres ehemaligen Geliebten zu richten und aus dem vollen Becher des Überflusses einige Tropfen auf seine dürre Zunge niederträufeln zu lassen! Aber Armut ist und bleibt mein Loß. Ach! wollten doch die Menschen bedenken, daß unsere Religion Wohlthätigkeit fordert. „Die Wohlthätigkeit,“ sagt der Koran, „ist einem Samen Korn gleich, das sieben Ahren, jede Ahre zu hundert Körnern, hervorbringt.“

Hamidu war durch den Lohn, den er von mir empfing, vorübergehend in bessere Umstände gekommen.

Man sah es an der Kleidung, die er und Habba jetzt trugen, und an der bessern Kost, die sie sich gönnten. Bevor ich Tunis mit meinem Prinzen verließ, gab mir der Moscheenlehrer — dies war ihm Ehrensache — einen Abschiedsschmaus, wozu ich freilich der Mohrin heimlich einiges Geld zustellte. Leider brachte Hamidu, der ein strenges Auge auf den Haushalt hatte, dies in Erfahrung, und, da der von mir geleistete Zuschuß einigen Schatten auf seine Gastlichkeit warf, bläute er das gute „Hundsgesicht“ weidlich durch, indem er seinen Pantoffel als Zuchtrute über ihr schwang. Ein unglücklicher Zufall führte mich gerade während der Abstrafung in sein Haus. Bei den Schlägen, die klatschend auf das Rückenpolster der Schwarzen niederfielen, schrie nicht nur diese, sondern es heulte die ganze Nachkommenschaft im Chorus. Man hätte glauben sollen, einen Trupp hungriger Schafale zu hören.

Natürlich nahm, als ich in die Stube trat, die Züchtigung ein plötzliches Ende. Hamidu senkte grüßend den Pantoffel ehrerbietig, wie immer. „Zu dem vierten Abschnitt des Koran, der von den Weibern handelt,“ sagte er, spricht der Prophet: „Büchligt eure Frauen, wenn sie gegen euch gefehlt haben.“

Am folgenden Tage fand dann der erwähnte Abschiedsschmaus statt. Die Mohrin hatte sich zu dieser unerhörten Festlichkeit einen Anzug hergerichtet, der eine außerordentliche That war. Ein feines türkisches Hemd von durchsichtigem Stoff umfloß ihre ansehnlichen Schultern. Die volle Gestalt war in ein brokatenes Fäckchen gezwängt, das, wie auch der rote Fes und andere Stücke, bei einem Trödler erstanden zu sein schien. Die mächtigen Säulen, auf denen ihr Körper ruhte, staken in weiten firshroten Hüllen, die nackten Füße in grellgelben Pantoffeln oder Paputschen, die sie im hastigen Gehen wiederholt verlor. Durch das blauschwarze Wollenhaar und um den Hals hatte sie Schnüre von Glasperlen, kleinen Muscheln und fleischroten Korallen, wie sie die See bei Tunis liefert, geschlungen. Ein zähneblekendes Lachen, das nicht von ihrem Gesichte wich, zeigte, wie schön sie sich fand. Auch säumte ich nicht, sie mit der Königin von Saba zu vergleichen — eine Artigkeit, die gute Aufnahme fand. Hamidu sah sie verstoßen von der Seite an und lächelte glücklich. „Sie ist keine Sklavin,“ sagte er mir ins Ohr; „ich habe sie als freie Negerin geheiratet.“

Bevor wir auf dem Teppich niederkauerten, um zu speisen, erhob der Ferrasch seine Hände zum Gebet, indem er den Anfang des Koran sprach:

„Gelobt sei Allah, der Herr der Zeiten, der Allbarmherzige, Allgütige, der Herrscher am Gerichtstage! Dich beten wir an, wir flehen Dich an um Beistand. Lehre uns die wahre Religion! die Religion derer lehre uns, gegen welche Du Dich gnädig bewiesen hast! Amen!“

Indem er „Amen!“ sagte, strich er sich, wie es Sitte ist, über den Bart. Die Negerin und die vier ältern Kinder standen während des Gebets mit gehobenen Händen, nach Osten blickend, und als Nesla, die älteste Tochter, einen Augenblick die vorgeschriebene Gebetsrichtung zu nehmen veräumte, drehte ihr der Vater unter strengen Worten den Kopf.

Es wurde nun offenbar, daß Habba nicht nur eine Königin von Saba, sondern auch eine vortreffliche Köchin war. Die Bereitung der Mahlzeit ruhte natürlich auf ihrer Kunst allein; auch standen die Spuren außerordentlicher Mühe in dicken Schweiß-

tropfen auf ihrer Stirn. Die kleine Küche, die an gewöhnlichen Tagen gar nicht in Gebrauch kam, war heute der Schauplatz großer Begebenheiten, wie man durch die halboffene Thür ganz wohl bemerken konnte. Habba hatte nämlich Ruzkusu, die Vieblingsspeise des Hauses, in ansehnlicher Menge bereitet. Es ist dies ein Fleischgericht mit mancherlei Zuthaten. Hauptbestandteile sind geröstete Hammelschnitzchen mit feinem Griesmehl. Dazu kommen Rosinen, Gemüße und leider auch ranzige Butter, wie der Araber sie liebt. Dieses Gemisch wird mit Sauermilch übergossen und reichlich mit rotem Pfeffer gewürzt. Noch jetzt, da ich dies Gericht an meiner Seele vorüberführe, überfällt mich ein gelinder Schauer, und ich greife an meine damals von dem verwünschten Pfeffer verbrannte Kehle.

Nachdem die Negerin das dampfende Gericht aufgetragen und auf die Matte niedergesetzt hatte, machte ich den kühnen Versuch, die schwarze Dame „zur Tafel“ zu führen; allein sie weigerte dies, als der Sitte widerstrebend, hartnäckig in mädchenhafter Verschämtheit und hochte mit ihren Kindern in einer Ecke der Stube nieder, indes ich mich mit dem Hausherrn auf gekreuzten Beinen vor der Schüssel niederließ. Pöffel enthielt der Haushalt nur zwei und zwar hölzerne. Damit stachen wir, Hamidu und ich, den Ruzkusu an, ich im Vorgegeschmack des Pfeffers mit großer Bescheidenheit, der Ferrasch mit solcher Tapferkeit, daß ich in den Augen der guten Mohrin die Sorge zu lesen glaubte, es werde für sie und ihre Küchlein wenig mehr übrig bleiben. Von den Kindern waren die größern, durch den Duft des Gerichts mit Zaubergewalt angezogen, auf den Ferren nah und näher gerückt. Jetzt, nachdem wir Männer abgepeißt, bekam auch das schwarze Völkchen sein gutes Teil, und es dauerte nicht lange, so war der Ruzkusu-Berg bis auf das letzte Krümchen verschwunden. Statt der Pöffel bebiente sich die Familie der Naturwerkzeuge, womit ohne Zweifel das erste Menschenpaar gegessen hat.

Aber auch für Nachtisch hatte die Negerin Sorge getragen, denn nun brachte sie freudestrahlend, zur großen Ueberraschung des Gatten, von jenen Süßigkeiten, wie sie im Orient bei den Frauen so beliebt sind; Nagebäck, Mandelkuchen, Nudelgerichte, deren Namen ich längst vergessen habe.

„O Rumi, Rumi!“ rief Hamidu in der glücklichsten Stimmung, „heute fällt reicher Regen auf meine dürrn Felder!“

„Da bring' ich noch etwas Regen,“ sagte ich und zog eine große Düte mit Labia hervor. Labia ist ein sehr angenehmes, mit Honig gefülltes Backwerk. Dasselbe schmeckte den acht Ledermäulern noch besser als alles Vorhergehende.

Aber damit war der Schmaus noch nicht völlig erschöpft. Um einen guten Schluß zu machen, kam noch ein kräftiger, diesmal im Hause bereiteter Kaffee nebst Tabak von vorzüglicher Güte. Hamidu geriet über diese unerhörten Gemüße in einen Rausch der Entzückung. Er ließ durch seinen Sohn Omer eine Guitarre aus der Nachbarschaft holen, erhob sich und sprach, auf dem Instrumente kimmernd, seine Stimmung in folgenden Versen aus:

„O gepriesene Glückseligkeit der Reichen, — was bist du, soll ich dich vergleichen — mit dem, was ich jezo fühle — auf diesen wonnengeschwellten Pfühle, — an der Seite meines Freundes, des Weissen, — den kein Mund mag würdig preisen, — an der Seite

dieses blonden, schlanken, — süßduftenden, reichen Kranken, — an der Seite dieses Boten von Allah, — dem ich singe heisa und tralla? — Sagt, bin ich noch auf Erden, — in dem Lande der höchsten Beschwerden, — oder schweb' ich im siebenten Himmel — in lachender Engel Gewinnmel? — Der Besen, womit ich lehre, — der Herold meiner Misere, — er freist, wenn ich schlage die Peier, — in der Luft wie ein trunkener Geier. — Wer ist glücklicher als der Arme, — den Gott erlöste vom Harne?"

Mit zitternder, näselnder Stimme hatte der veräcktete Alte gesungen, seine Habba um die Schulter fassend und alle feierliche Würde von sich werfend. Jetzt schlug er auf seiner Gitarre eine wilde Tanzmelodie an. Sofort erhob sich die Mohrin mit Said und Saïda auf dem Rücken und führte eine Art von Geberdespiel auf, wobei sie bloß den Oberkörper zähneblekend hin und her wiegte. Der Ferrasch aber, immer weiter klimpernd, bewegte sich, ihr gegenüber, in ähnlicher Weise in den Hüften, während Dmer und Ali, Nesla und Sora, die beliebten Schakalischreie ausstoßend, affenartige Sprünge ausführten.

Dies war mein letzter Tag in Lunis. Der gute Hamidu begleitete mich, als ich scheiden wollte, noch bis vor meine Wohnung und nahm dann gerührt Abschied. Von den vielen Segenswünschen, die er mir mit auf die Reise gab, hab' ich nur noch den einen behalten:

"Möchten hundert und ein Kamele stets auf deiner Weide gehen!"

Im Hinblick auf meinen künftigen Beruf als Universitätslehrer lasse ich mir diesen Wunsch gefallen.

So waren von der Prophezeiung der Zigeunerin zwei Stücke in Erfüllung gegangen: ich war gelehrt worden und hatte eine große Reise gethan. Das dritte Stück: die reiche Frau, ist nicht zur Wahrheit geworden. Ich habe ein armes Mädchen geheiratet. Das aber reich an Liebe ist, und ich denke, das ist der beste Reichtum.

Obige Erzählung hat der Verfasser aus dem Munde eines Freundes, der ein hervorragender Professor der orientalischen Sprachen an einer deutschen Universität ist, geschöpft, mit der Erlaubnis sie den Lesern dieses Kalenders mitzutheilen.

Das Wünschen.

Eine nachdenkliche Geschichte von
L. Anzengruber.

Wie es reiche und arme Leute auf der Welt giebt, die letztern in Mehrzahl, so giebt es auch reiche und arme Ortschaften und so ein Reicher aus einem armen Dorf in ein wohlhabendes Städtel versetzt, gab' dort einen richtigen Armen. Da sich die Armen den Reichen an Zahl überlegen wissen, so fallen sie manchmal in Versuchung, den Gedanken für ausnehmend geistlich zu halten, daß all ihrer Not zu steuern wär', wenn man die Geldproben, am liebsten von Staatswegen, zu einer Güterteilung zwingen würde. In Erwägung aber des einen Umstandes, daß fast jeder Arme schon im vorhinein sich einen besondern Reichen ausersuchen hat, mit dem persönlich und allein zu teilen, er seinen Neigungen und Bedürfnissen entsprechend erachtet, sohin in Folge der vorhandenen geringen Auswahl des

öftern die Reichthumsrichtung vieler auf das gleiche Objekt abzielen dürfte, wonach immer ihrer mehrere um einen einzigen Reichen sich herumzustreiten angewiesen wären, und in Erwägung des weitern Umstandes, daß durch eine Teilung des Bisphen Reichthums unter alle, ohne Nutz und Förderung des einzelnen, nur die Reichen auch arm gemacht würden, ist bisher noch immer diese Güterausgleichung vertagt, verschoben und gestrichelt worden und verbleibt's wohl auch, bis einmal eine Zeit kommt, wo auf jeden Armen ein Reicher zählt und die Teilung glatt, mir etwas, dir etwas, verlaufen kann, von welchem Tage ab es mit dem Unterschiede zwischen Arm und Reich ein für allemal ein Ende haben und die Erde nur von gleichmäßig wohlhabenden Menschen bewohnt sein wird, wozu der Herr des Himmels — der übrigens, nebenbei bemerkt, auch nicht mit Lucifer teilen wollte — seinen Segen gebe!

Da noch durch einige Gegenwart und etliche Vergangenheit dieser lockenden Zukunft nur durch fromme Wünsche und mehr oder minder lebhaftere Träume beizukommen sein dürfte, so bleibt wohl im menschlichen Verkehre, wenn ein Bedürftiger von einem Bestenenden etwas braucht, das Ausleihen das empfehlenswerteste und zweckentsprechendste Verfahren, wobei sich, was das Zurückertatten anlangt, jeder mit seinem eigenen Gewissen abzufinden hat und demnach erscheint es nur recht und billig, wenn sich in derlei Angelegenheiten der Armste an den Reichsten wendet.

Das geschah denn auch in Dingshausen, einem dürftigen Nest, wo der Armste, der an nichts Übersfluß hatte als an Taufnamen und Kindern, dem Kaspar Michel Heiner hieß er und sechsfacher Vater war er, vom reichen Hartl alles entlehnte, was zu bekommen war. Er stellte auch immer alles pünktlich zurück, wobei allerdings seine Ehrlichkeit mit der Klugheit Hand in Hand ging, denn er wollte sich's nicht für ein nächstes Mal verderben.

Der reiche Hartl, er hieß eigentlich Leonhardt, aber die Leute im Ort waren das Sparen gewohnt und wendeten nicht mehr als eine Silbe an ihn, der reiche Hartl also hatte die meisten Fische des mageren Grundes um Dingshausen, das Dach seiner Hütte war nicht, wie das aller andern, mit Stroh, sondern mit Schindeln gedeckt und er besaß nebst dem Gespann Ochsen vor Pflug und Egge auch ein Pferd und ein Rorbwägelchen dazu.

Da hatte er sich denn eines Morgens auf den Kutschbock gesetzt und zog gerade an dem Leitriemen und griff nach der Peitsche, als der Kaspar Michel Heiner eilig herzugelaufen kam und fragte, wohin die Fahrt ginge.

"Nach der Kreisstadt," jagte der Hartl.
"O mein, o mein," sagte der Kaspar Michel Heiner, "du erweistest mir wohl a rechte Gutthat und thätst dir ein Gottslohn verdienen, wann d'mich mitnahmst. Ich hab' dort beim Herr Notari zu thun, weißt, wegen der Schwägerin Sali, die uns unlängst verstorben is — Gott tröst' ihr' arme Seel!"

Zwar war der Sitz nicht breit, denn das Wägelchen war nur für einen gebaut und gericht', desto schmaler war aber der Kaspar Michel Heiner und so rückte denn der Hartl zu und sagte zu ihm: "Steig' auf."

"Vergelt's Gott," jagte der und ließ sich's nicht zweimal schaffen.

Als er oben saß, schwang Hartl die Peitsche und sie fuhren dahin.

Nach der Kreisstadt, fragte der Hartl den Kaspar Michel Heiner: „Was hast denn eigentlich bei dem Herrn Notari zu verrichten?“

„Naß dir sagen,“ begann der Kaspar Michel Heiner, „dös is so, schon einmal muß ich nach der Kreisstadt laufen, 'm Testament von der seligen Schwägerin wegen — Gott tröst' d' arme Seel' — ja, früh bin ich weg, erst mit Abend bin ich heimkommen, da liegt ein'm 'n andern Tag noch der Weg in Füßen und man is zur Arbeit so unlustig, noch unlustiger, wenn sich der Gang um und auf mit auszahlt.“

„Mit auszahlt, sagst? Warum mit auszahlt? Bist doch so arm, daß d', wann nur der Weg mit ganz umsonst war, leicht z'frieden sein kannst.“

„Jo, hör' mich nur eh'nder an, heut' wird mer d' Erbschaft ausg'folgt.“

„No also!“

„Du hast gut reden, du stehst af mir nit an, nit afs Leben oder Sterben von andere, du weiß nit, wie ein'm is, der sich Hoffnung macht, wann endlich eins verfürbt, dem seiner und der eigenen Not wär' a Ziel g'fest und 's is dann nix, rein nix, wie wir da erfahren mußten. Fünfzehn Jahr is d' Schwägerin — Gott hab's selig — als Pfarrköchin z'Prinzendorf in Dienst g'west, da spart sich a Sacherl z'jamm und wir hab'n uns schon drauf g'freut, jetzt vermacht's mein Weib nix als d' G'wandtruben mit dem G'lump d'rein, 's Vare kriegt so ein Bankert, den 's heillose Mensch in d' Welt g'fest hat.“

„So? a G'wandtruben, sagst, kriegt?“

„Jo, heut' wird mer's ausg'folgt, bei ein'm Bäckermeister dort is 's eing'stellt, hat mer eh' Sorg g'macht, wie ich's heim'schaff, af'm Budel drudet's mir höchstens 's Kreuz auch noch ein, zahlet sich aus und ein' Fuhrlohn is 's noch weniger wert, drum bin ich froh, daß wir das Wagerl da hab'n.“

„Mein Wagerl? Du Lotter, du, was hast davon nit ebender g'redt?“

„Weißt, hätt'st dich können bedenken und wär' dir a gut Werk entgangen. Gelt ja, bist so gut?“

Der Hartl brummte vor sich hin, wenigstens sagte er nicht nein.

Sie kamen in die Stadt, jeder ging seinen Geschäften nach, paar Stunden darauf fanden sie sich wieder zusammen und der Wagen wurde vor das Haus des Bäckers gelenkt und dort eine übermächtig große Gewandliste, weiß angestrichen und in schreienden Farben mit Blumen bemalt, aufgeladen. Der Hartl wußte nicht, wo er seine Einkäufe unterbringen sollte, paar Säcke Hülsenfrüchte und etliche Pakete, mochte wohl Kaffee und Zucker drin sein, zu dem braunen, herrischen G'föß, das die meisten in Dingshausen nur dem Geruche nach kannten, wenn sie just zur Frühstücks- oder Taufenszeit in die Küche des reichen Hartl kamen.

Sie räbelten nun der Straße nach heimwärts.

Paar Stunden mochten sie gefahren sein, so lustig und leicht ging es eben nicht mehr wie auf dem Heimwege, denn die schwere Gewandtrube machte das leichte Gefährte stöhnen und ächzen und das Kößlein schwitzen und mit beiden mußte man ein Einsehen haben, der Weg führte durch die Hauptstraße eines Dorfes und an dieser lag ein Wirtshaus, in dem Gäste lärmten. Der Hartl hielt an.

„Ich fehr' ein,“ sagte er, steckte den Peitschenstiel in die Federhülle neben sich und stieg ab. Dätte ihn nicht die hinterlistigerweise aufgedrängte Kiste geärgert, vermutlich würde er wie sonst bei solchen Gelegenheiten gesagt haben: „Kommt mit, Kaspar Michel Heiner,

ein Glasl Wein dürft' dir nit schaden und 's selbe bist mir wohl wert.“ So aber sagte er nun nichts dergleichen und ließ den auf dem Kutschbock sitzen, so breit er wollte und so lang es eben dauern mochte.

Als nach einer geraumen Weile der Hartl, gespeist und getränkt und in bester Laune, seinen Sitz wieder einnahm, fand er den früher gut gelaunten Kaspar Michel Heiner sehr herabgestimmt. Er hatte es aber nicht acht, deutete mit der Peitsche nach dem Wirtshaus zurück und lachte: „Sind närrische Kerls dort beisammen, sie vertreiben sich die Zeit mit Wünschen und malen sich's aufs Tüpfel aus, wie sie's der Welt und 'n Leuten gegenüber halten würden, wenn alles so in Erfüllung ging. Paar Stund' schon, sagt' mir der Wirt, säßen sie derweis in ihr'n Hirngespinnsten verfangen und versäumten mittlerweil' Zeit und Arbeit und so kostet ihnen das Wünschen noch die paar Groschen, die sie verdienen könnten und ihnen wahrhaft not genug thäten. Da sitzt ein Kerl, der hat einen Hut auf, an dem sind mehr Löcher, als ein Sieb aufweist, der wünscht sich die Stephanskirche in Wien zu eigen, da mücht' er unterm Hauptthor stehen und jeder, der hineinging, hätt' ihm ein' blanken Sechser in eine Büchse zu werfen und wenn er reich genug wär', dann thät' er die Kirche verpachten und führte ein herrlich Leben, darüber hat er ausführlich' Red' gehabt, wußt' sich aber nix Besseres als Fressen und Sausen. Neben dem is einer g'essen, der wollt' höher hinaus; jollt' schon 's Wünschen gelten, so nur gleich ohne Ehen auch was Recht's! Kaiser wollt' der sein! Doch daß mer nit glaubt, er überhebt sich, hat er mit sich handeln lassen. Minister thät's auch, aber da wenigstens erster! Und no is der Tischplatten ihr Leidwesen angangen, wie er mit dö Häut' auf der herumgetrommelt hat und jeder Schlag hat a Ungleichheit auf derer Welt ebn und gleich g'haut und ganz anders jollt's auf derselben ausschau'n, wenn er anz'schaffen hätt'! Und dann ist der Herr Minister bissel an die Luft 'gangen und hat den Fleck, worauf er g'essen is, mitg'nommen, denn der war ihm in d' Hofen eing'stückt. Ich hab' g'zahlt und bin zur andern Thür' h'aus, denn auf d'Dauer macht mir so ein Zeitvergeuden durch unsinnige, begehrlische Reden kein G' spas.“

„Dir nit,“ sagte der Kaspar Michel Heiner, „freilich wohl, dös glaub' ich schon, was hätt'st du zu wünschen? Aber für unser ein' is 's schon a Unterhaltlichkeit, sich so h'neinz'denken, wann ein'm alles nach Willen ging', wie mer da haujet und was mer all's angebet!“

„Da wärst du am End' gar nit von dort weg-z'bringen g'west?“

Der Kaspar Michel Heiner lächelte bitter. „Dast wohl a Ahnung g'habt und mich drum lieber draußt g'lassen?“

Der Hartl that mit der Peitsche einen Schmitz in die Luft, dann sagte er gleichmütig: „Na schau, g'rad nit! Da hätt'st mit h'nein müssen. So Zeug in langen und breitem anhör'n von Leuten, was ein' frend sein, das wird ein'm bald z'wider, berentgegen is 's wohl Aufhordens wert bei ein'm, mit dem man d' Jahr her umgeht und meint, man hätt' ihn auskost't, weil mer den danach oft weit besser kennen kann, als man 'n früher hat kennen können.“

„No, wie denn auch? G'wünscht is g'wünscht, weiter nix.“

„Weiter freilich nix. So bist du auch so a Wunschfreund? Was hätt'st denn du für ein'? Dir wird doch

wohl d' Stephanskirch' z'weit und a Minister z'hoch sein?"

"Dös schon, dös wohl, so dumm bin ich nit."

"Schaut dir auch nit gleich. Na also, Kaspar Michel Heiner, ruck' h'raus, wann Wünschen gelten thät, was wünschst dir?"

"No, eins, was in der Möglichkeit wär, so ein klein' Treffer halt in der großen Lotterie, etwa mit ein zwanzig oder fünfundzwanzigtausend Gulden."

"Hast a Los?"

"Kein' Kied! Woher auch?"

"No, da schaut's mit der Möglichkeit nit wahr-scheinlich aus."

"Aber 's nämlich' Los, was selben Treffer macht, dös wünsch' ich mer ja eben."

"Ja so, na und g'fest der Wunsch träf ein, was thät'it, was gäbest an?"

"Na 's erste wär, wann ich b'stimmt wußt, mein Los hätt' troffen, daß ich mein Weib und meine Kinder z'sammenrufet, dö müßten sich in einer Reich' aufstell'n und dann saget ich ihnen: „Da schaut's, die Not hat ein End', von moring an sein wir die ersten im Ort!“

"Saget ihnen?"

"Saget ich ihnen. Dann fahret ich nach der Stadt, thät' 's Geld einfastieren und käm' mit'm gespickten Beutel heim und hüt' könnt's angehn! Berst faufet ich von Gründen, was zu erkaufen wär, muß nit bis sein, Hartl, aber d'Wüllerwiesen, dö dir schon lang in d'Augen sticht, auf die d' schon mehr als ein Anbot g'macht hast, die wär' af der Stell' mein. Na ja, ich gieb mehr und zahl' bar aus."

"Ja, geg'n ein', der überbiet' muß ich z'ruck'."

"Dann reiset ich mein Hütten nieder und bauet mir ein sauber Häusel, ein Stockwerk draus mit glanzende Fenster und kein Schindeldach, lieber Schieferplatten."

"Freilich, Schindeln fangen doch leicht Feuer."

"Und Stallungen ließ' ich mir herrichten, denn Vieh schaffet ich mir a Menge ein, soviel hätten's in Dingshausen noch gar niema af ein'm Fleck beinander g'leh'n, Rüh' und Gais und Schaf und Schwein und Pferd' auch, versteht sich Mordspferd', kein solch Grispel drunter, wie dein Braun da is, und im Hof da müßt's nur wurlen von Enten, Gän', Hendl'n, Lauben, und ein' Pfanvogel, weißt, mit'm langen augeten Schweif, der schreit, bevor a Regen kimmt, so ein' schaffet ich auch ein."

"Ein schön's Vieh," sagte der Hartl.

"Ja, ich weiß schon auch was und wie," fuhr der Kaspar Michel Heiner fort, „dann thaten wir uns alls'amm, ich, mein Weib und meine Kinder, sauber gewanden, unter der Wochen, sowie sich andere am Sonntag tragen. Dann wurd' mit'm Pfarrer g'redt, daß uns der die Bank gleich beim Hochaltar einräumet, wir kamen alle Sonntag vor d'Kirch'n ang'fahr'n, thaten 'nLeuten, die uns im Vorbeigeh'n grüßen, freundlich danken, ohne sich was zu vergehen und siteten ganz vorn hin mit unsere Gebetbücher in Sammetdeckeln und silbernen Schließen."

"Hast recht, wer's hat, kam's thun."

"Dann schauet ich mich um, wer von dö Bauern in der Gegend mir gleich is und zu denen haltet ich mich."

"Ja freilich, da müßt' wohl unserceins z'ruck'steh'n."

"Na ja, du siehst es doch ein, denn wer bist du dann gegen meiner?"

"Aber Kaspar Michel Heiner, ein' Frag' nimm mir nit übel. Mer arbeit' sich so hart, all's ist über-

steuert und überteuert, der Seg'n Gottes ungewiß, wann ich so mit dir was unter vier Augen z'reden hätt'?"

"Was denn? Was denn? was könnt's denn sein?"

"No, ich hab' dir doch auch oft ausg'holfen . . ."

"Aufrichtig, das thät' ich dir nit wünschen, daß du mir kommen müßt'."

"Mein Jesus, aber wie's mir besser 'gangen is . . ."

"Sei ruhig, Hartl, sei da ganz ruhig, 's könnt' sein, daß ich mich dann einmal frei gegen dich ausreden möcht' und da müßt' ich dir manch's sagen . . ."

"Aber geh' zu auch, was hätt'ft mir wohl z'sagen?"

fragte mit lauernder Demut Hartl.

"Was ich dir z'sagen hätt', meinist? daß d'groß im Irrtum bist, wann d' glaubst, ich wär, dir gar so viel Dankbarkeit schuldig. Fünffmal hast mich oft rennen lassen, wegen einer Sach' betteln, eb' d' mir's sechsfmal brummend ausg'folgt hast und dafür hat mein Weib sich von dem dein'm Grobheiten g'fallen lassen können und meine halbwichigen Dirndeln von deine Luben Keckheiten. Komm' du, wann ich dir auf nix mehr anz'steh'n brauch', mich da dran erinnern! Daß ganz recht is, wann Hochfahrt z'Fall kommt und daß ich ihr mit kein' lucketen Heller wieder auf d'Füß' hilf, dös thät' ich dir sag'n!"

"Deh!" Der Hartl ließ das Wägelchen halten. Weißt, Kaspar Michel Heiner, jetzt werd' ich dir auch was sag'n. Steig' nur gleich ab, Pump, underkenntlicher, und nimm dein G'wandtruben."

"Aber Hartl," stotterte der Kaspar Michel Heiner. "Absteig', sag' ich! D'Truhen fass' an! Sup! So, und jetzt b'hüt' dich Gott oder hol' dich der Teufel, gilt mir gleich. Hiö!"

Dem Köpfelein kam diese Wendung der Dinge sehr zu paß, es griff flink aus und in wenigen Augenblicken war das Gefährt hinter einer Staubwolke verschwunden.

Da saß nun, noch eine gute Stunde Wegs von Dingshausen entfernt, der Kaspar Michel Heiner betäubt auf dem Deckel der Gewandtrube und fragte sich hinter den Ohren. "Ei, das verwünschte Wünsch!"

Acht Tage darauf kam er aber doch wieder zu dem reichen Hartl. Er wuschte sich oftmal mit dem Armel der Jade über die Stirne, während er sein Anliegen vorbrachte. Pflügen sollte er seinen schmalen Ackerstreifen und die Gais, das einzige Vieh, das er hatte, war doch nicht recht anstellig vor dem Pfluge. Konnte er sein Feld nicht recht bebauen, dann mangelte wohl Winters über ihm samt Weib und Kindern das Brot. Er hätt' um das Gespann Ochsen.

Bevilligte ihm das der Hartl?

Freilich, denn als billigdenkender Mann sagte er sich: Über eine so ausgemachte Dummheit, wie das Spiel mit Wünschen ist, statt zu lachen, sich erbofen, ist just auch keine Geheithheit!

Der junge Freget.

Ein Lehrer frug einst seine Schüler, was ein 'zweischneidig Schwert' sei. Keiner weiß darauf eine Antwort, erst als der Lehrer zu wiederholten Malen fragt, steht ein kleiner Junge aus einer der letzten Bänke auf. Lehrer: "Schämt ihr euch nicht, ihr Großen? Seht, der Jakoble beschämt euch alle. Wo sag' es ihnen, Jakob, was ein zweischneidig Schwert ist." Jakob: "Eine Schere."

Der Junker und der Kanzler.

1. April 1884.



Es war mal ein Junker, ein kerndeutsch Blut,
Ein echt siegfriedischer Recke.
Dem stand an der Seite der Pallasch gut,
Er hatte dazu den richtigen Mut,
Das Herz auch auf richtigem Flecke.
Und kommt der Franzos, flieg, Pallasch, flieg
Heraus aus der Scheide, du leuchtest zum Sieg!

Am Abend eines Mandvertags
Ging einst der Junker zum Strande;
Ringsum Kameraden gar lustigen Schlags.
Blau blinkte das Wasser, vor ihnen lag's
Mit hoch umbordetem Rande.
Da kam der Knecht des Junkers von fern
Und ritt in die Schwemme den Rappen des Herrn.

Raum seht das Tier in die Flut den Fuß,
Da stürzt es hinab ins Verberben.
Es überschlägt sich in jähem Schuß
Und unter ihm liegt der Knecht; er muß
Dort in der Tiefe wohl sterben.
Fahr' hin, fahr' hin, du unseliger Wicht!
Verloren — doch nein! Noch bist du es nicht.

Denn er, der edelste seines Geschlechts,
Schnallt ab den Pallasch entschlossen.
Sein Leben setzt er ans Leben des Knechts;
Schnell ist er, nicht schauend nach links noch rechts,
Grabaus kopfüber geschossen.

Er sucht in der Tiefe den Knäuel und rafft
Den Knecht heraus mit gewaltiger Kraft.
Noch gilt es ein Ringen auf Leben und Tod —
Der Knecht mit dem Herrn in Verlethung.
Vom grausigen Tod in der Tiefe bedroht
Kennt kein Gebot die bewußtlose Not; —
Ein Riesenwerk war die Rettung.
Doch endlich gelang sie. Wie dank' ich es gern:
Gerettet der Knecht durch die Treue des Herrn.

Von damals der Junker hat's weit gebracht
Im Frieden wie in der Bataille.
Die Brust ist zum Ordenträger gemacht,
Doch mir gefällt in der glitzernden Pracht
Am meisten die Rettungsmedaille.
Denn sie — ihr Freunde, versteht mich wohl —
Sie gilt mir zugleich als ein heilig Symbol.

Zum Feldherrn ward er noch hinterdrein,
Wenn grade nicht auch nach dem Titel.
Feldschlachten lenken ist ihm noch zu klein, —
Feldzüge jedoch die mußten ihm sein
Zu seinem Plane die Mittel.
Die Einigung Deutschlands war sein Plan,
O Welch ein Werk! Er hat es gethan.

Erlämpft war der Friede, doch weitauf klagt
Im Volk noch mancherlei Wunde.
Viel Volk, das krank sich und milde geschafft
Viel abgealterte Arbeitskraft
Geht elend im Strudel zu Grunde.
Wer kommt und hilft dem armen Mann,
Der selber sich helfen ja nicht mehr kann?

Wer war's denn, der einst sich das Behergehäng'
Ab schnallt, als es galt, von der Taille,
Damit ihm besser die Rettung gelang',
Und dann nachstürzt in das Wogengedräng?
Der war's mit der Rettungsmedaille.
Er hat nicht Gefahr noch Mühsal gescheut,
Der Junker von damals, der Kanzler von heut.

Vor allem, was je er Gewalt'ges gethan,
Erstrebt, wenn auch noch nicht erledigt,
Steht mir das eine leuchtend voran:
Die Botschaft ist es, dem armen Mann
Mit warmem Herzen gepredigt.
Statt daß man ihm half nach Recht und Gebühr,
Erfuhr er Verleumdung und Spott noch dafür.

„Nicht Herz“, so raunt man, „nur Klugheitsgebot“,
Pui solchen Erbärmlichkeiten!
Ihm, der dem Knecht nachsprang in die Not
Und um ihn rang mit dem drohenden Tod,
Ihm wagt man das Herz abzustreiten.
Wer trotzdem noch an sein Herz nicht glaubt,
Der ist des Sinns für das Edle beraubt.

„Fürst Bismarck hoch!“ Kein Mäkeln soll
Des Stolzes auf ihn uns entwöhnen.
Rein unser Danken sei echt und voll.
O laßt mit feurigem Donnergeroll
Das Hoch auf den Kanzler ertönen!
Hoch leb' er und lang noch uns allen zur Freud'
Der Junker von damals, der Kanzler von heut.
Friedrich Albrecht.

Der Weiß-Frome.

Von L. Anzengruber.

Die Kirche hat einen Hals, das ist der Turm,
und wie der Mensch hat sie auch eine Stimme im
Halse, die Glocke, und mit der ruft sie die Gläubigen
zum Gottesdienste, und die kommen denn auch von
allen Ecken und Enden, auf allen Wegen und Stegen
herzu.

Auf einem schmalen Fahrsträpel, das bergunter
nach dem Dorfe führt, schreiten zwei Weiber, die so
eifrig reden, daß sie auch die Hände dazu brauchen,
dann kommt lange nichts und erit in ganz respektabler
Entfernung folgen zwei Bauern hinterdrein, die zu
den zwei vorangehenden Bäuerinnen gehören, oder diese
zu ihnen, wie man eben will.

Der eine war lang und so dünn, daß sich's die
Nachtmähere überlegt hätte, ihn zu reiten, der andere
war kurz, behäbig, und setzte, obgleich jung, schon ein
kleines Bäuchlein an.

„Bartl,“ sagte der Lange.

„Bartl?“ fragte der Kurze.

„Bartl, es sollt' mich freuen, wenn du mit einmal
ein rechten Glauben hätt'st.“

„Martl, warum sollt' ich nicht?“

„Bartl, ich trau dir nit. Als Burschen hat mer dich mit kein' Aug' in der Kirchen g'seh'n, bist all den frommen Bränden ausg'wichen, hast z' Oftern nit beicht' und an Aischermittwoch dich nit einäschern lassen. Ich fürcht', ich fürcht' —“

„Martl, was fürcht' si?“

„Das' unser Herrgott wenig Freud' an deiner Frumtheit haben kann! Is die nit von weiter her, als von wie kurz sie sich schreibt, nämlich seit deiner Verheiratung, so steht sie auf schwachen Füßen. Es schaut vöblig aus, als ob du dein Weib z' G'fallen und s' lieben Hausfriedens willen dich zum fleißigen Kirch' such und Gebrauch der Gnadenmittel anschiden thät'.“

„So is's auch. Kenn du mein Weib! Wann ich nit Gott dien', wär' der Teufel los.“

„Bartl, dös is kein' rechte Red'. In dir steckt noch dein ledig Burschendenken, wo d' auch oft s' Maul groß aufgethan und g'sagt hast, du gäb'st af Himmel und Höll' nit.“

„Das' mer nit G'wis's weiß, war mein Meinen.“

„No und bist bist g'wis'?“

Der Bartl zuckte die Achsel.

„Siehst! Warum nachher —“ sagte aufgeregt der Martl — „warum nachher stellst dich so an?“

„Martl, laß' dir sagen! Weil der G'scheitere nachgibt, und daß ich der G'scheitere bin, das erschplittschir ich dir af der Stell'. Halt' a wenig!“

Bartl hielt den Martl zurück, daß die Entfernung zwischen ihnen und den Weibern noch grösser wurde, obwohl die ohnehin kein Wort hätten hören können, dann sagte er:

„Entweder mein Weib hat Recht, dann is's eh' recht und wir kämen allzwei in Himmel, oder sie hat nit Recht, is auch recht, sonst hätt' ich schon d' Höll' af Erden g'habt!“

Über die Freiheit

des menschlichen Willens.

Gespräch zweier Spitzbuben

von

L. Anzengruber.

Saßen da ein paar unverbesserliche Spitzbuben wieder einmal hinter Schloß und Riegel. Unter Kollegen benannte man den einen „Höber-Peter“, weil er ein baumlanges, bageres Mensch war, und den andern „Räum'-aus-Ferdl“ seiner Geschicklichkeit halber. Auf diese Rufe waren sie gewohnt zu geben, an ihre Geschlechtsnamen wurden sie nur zeitweilig, aber dann in höchst unangenehmer Weise erinnert, wenn über sie im Gerichtssaale verhandelt wurde.

Der „Höber-Peter“ hatte eine neugierige Hand und bekam leicht den Krampf in den Fingern; die Hand forschte leidenschaftlich gerne dem nach, was in fremden Taschen stat, und wenn dabei unglücklicherweise die Finger einem Krampfanfalle erlagen, so zogen sie heraus, was eben zwischen sie geraten war. Der „Räum'-aus-Ferdl“ dagegen war ein Märtyrer seiner Höflichkeit. Er trug sich nämlich mit der ernstlichen Absicht, wohlhabenden Leuten seine Aufmerksamkeit zu machen und sie um eine Unterstützung anzugehen, damit er sich ehelich durchs Leben bringen könne, aber seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er durch seine An-

wesenheit leicht lästig fallen dürfte, und so besuchte er denn die Leute, wenn sie abwesend waren und nahm aus der Wohnung nur einige Kleinigkeiten mit, von denen er dachte — er hatte eben auch eine etwas lebhaftere Phantasie — daß man sie ihm auf dringendes Bitten ohnehin geschenkt haben würde. Es war auch nie mehr, als ein einzelner Mann fortzuschaffen konnte.

Diese beiden also hatten, wie es in der Spitzbubensprache heißt, wieder einmal „Unglück gehabt“, denn daß ihnen nach Recht geschehen sei, das wollen sie nicht Rede haben und sind in dem Punkte gewissen Weibern gleich, die obwohl sie durch Leichtsinns allen Anlaß geben, über die Strenge ihrer Männer sich höchst unglücklich fühlen; mit paar Thränengüssen und ethischen leidenschaftlichen Anklagen gegen das Geschick helfen sich diese langhärigen Spitzbuben jed'mal über derlei hinweg, während es bei den langjährigen gar nur der Mischung von ein Teil Seufzern und doppelt so viel Flüchen braucht, damit so einer wie es in dem alten Bänkelsängerliede heißt:

Glücklich ist,

Wer vergißt,

Was nicht mehr zu ändern ist!

Geseufzt und geslucht hatten der „Höber-Peter“ und der „Räum'-aus-Ferdl“ bereits ihr rechtschaffen Teil, und als sie jetzt, dadurch einigermaßen beruhigt und getröstet, auf ihren Britschen lagen, fühlten sie das Bedürfnis nach einer unterhaltenden Ansprache.

Aber auch da, erst das Geschäft, dann das Vergnügen. „Kommst du manchmal zum Bücherlesen?“ fragte der „Räum'-aus-Ferdl“ von seiner Britsche nach der seines Bellengenossen hinüber.

„Wißt nit wie,“ sagte der „Höber-Peter“. „Bücher führt selten einer im Sacke mit; würd' mich auch hüten, danach z'greifen, ander's is mir lieber.“

„Freilich,“ nickte der Ferdl. „Aber laß' dir erzähl'n. Bei mein' letzten Einbruch — er war noch gar nit aufkommen, aber daß's in ein'm Aufwaschen geht, hab' ich'n freiwillig z' Protokoll geb'n, dös Handvoll d'rauf hat auch nit mehr am Straßaz g'ändert und mir is just der Milderungsgrund des G'ständnisses ang'standen — bei dem Einbruch also hab' ich vom Tisch im Salon a Broschur mitgeh'n lassen, dös hat mich verinteressiert. Freunderl, für ein' von unser'm G'schäft wär' das a Glück, wann alle Leut' so denken möchten, wie derselbe Schreiber.“

„No, was schreibt er denn?“ fragte der lange Peter.

„Obendrein mußt wissen, daß der Mann a ordentlicher oder gar a außerordentlicher Professor is! Er schreibt, daß der Mensch eigentlich kein freien Willen hätt', daß alles, was einer thut und treibt, von einer Verkettung von lauter Umständen herrührt, und an derer Ketten hängt unser Willen, und da giebt's dös nit, daß einer kann, wie er will, sondern er will, wie er muß!“

„Da kennst dich kein Teufel aus.“

„Warum denn nit? Sei nit dumm! Einfach. Verstehst, du bist a Dieb.“

„Räum'-aus-Ferdl! Ich rat' dir's!“

„Na, unter uns, ohne Belcidigung.“

„Dös is was anders, also weiter um a Haus.“

„Wie bist's word'n?“

„No mein, wie man stiehlt, das wirst doch selber wissen; man greift ein'm in d' Taschen und zieht, was sich vorfind't.“

„Dös versteht sich. Ich mein', hat dich die Not dazu trieb'n?“

„Nein, aber Geld hab' ich braucht, daß ich mein Mäd'el ausfüh'r'n kann z' Oftern.“

„Also aus Neigung, und 's Mädel war der Anlaß, d' Lieb' der eine Umstand, 's Ausfüh'r'n der andere, d' Ofterfeiertag' wieder einer, da hast d' ganze Ketten. Du wärit gar fein Dieb nit word'n, wär das Mädel nit g'west.“

„Oder ein' andere.“

„Also wann kein Mädel auf der Welt wär, wärit teiner word'n, no sein aber ihrer viel tauisend Millionen auf der Welt, folglick mußt'it a Dieb werd'n, dös war dir so gut wie bestimmt.“

„Na ja, so kriegt die Sach' a G'sicht und a Farb'.“

„Und heut' bist noch einer! Warum?“

„Ferd! Ich sag' dir's!“

„Aber ohne Beleidigung.“

„Ja so. Warum ich heut' noch einer bin? Weil ich mir anders g'lernt hab'.“

„Da hast es, die geringe Bildung is der Anlaß, die Secatur von dös Behörden is der eine Umstand, das ewige Einsperr'n der andere, daß der Mensch nit von der Luft leben kann, wieder einer; da hast d' ganze Ketten beinand', darum mußt auch a Dieb bleiben wollen, ob d' magst oder nit.“

„Hörst, Räum'-aus-Ferd!, glaubst du d'rauf?“

„Der Gefragte nickte ernst.“

Da lachte der „Höher-Peter“ und darauf schallte auch von der Britische des „Räum'-aus-Ferd!“ her ein helles Gelächter.

„Ich mein' nur, 's wär' gut, wenn d' andern Leut' d'ran glauben möchten.“

„Pfaff' du!“ schrie der lange Taschendieb. „Was wär' denn damit auch g'wonnen? Nix, gar nix, jag' ich dir. Warum sperrt man uns denn ein? Dös Paragraphe sein der Anlaß, der Schandarm' is ein Umstand, der Richter der andere und der B'schließer is auch einer, da hast wieder d' ganze Ketten fertig, und zwischen uns und dös andern bleibt's allweil d' alte Haub'n, wann d' auch 's Futter herauskehrst! Du und dein Professor könnt mit der Weisheit einpacken. Ob ich kann, wie ich will, oder will, wie ich muß, da frag' ich ein' Teufel danach; wann von einer Verkettung von Umständen herrührt, daß wir stehlen müssen, so rührt halt auch von einer Verkettung von Umständen her, daß uns die andern einsperrn müssen!“

Kapitän Webb.



Mut ist eine der schönsten Charaktereigenschaften des Mannes, und hochgeachtet und geehrt steht der da, der ohne Bedenken Gut und Blut zur Erreichung eines edlen, sittlichen Zwecks daransetzt, denn der wahre Mut ist eben die Einsetzung des Höchsten für die Erreichung eines auf moralischer Grundlage ruhenden Ziels, selbst unter den gefährlichsten Verhältnissen, d. h. also das Ergebnis selbstbewußter Überzeugungstreue. Fehlen diese Bedingungen, setzt jemand sein Höchstes, sein Leben, ohne zwingenden moralischen Grund für irgend ein gefährliches Ziel ein, so ist das nichts weiter als Mutwille, der niemand Achtung abnötigt; thut er das aber etwa bloß aus Prahlerei und Eitelkeit, um sich anstannnen und bewundern zu lassen, oder gar um einen materiellen Gewinn dadurch zu erzielen, z. B. um einer Wette willen, so ist das verächtliche, ge-

wissenlose Waghalsigkeit. Ein Bedauern kann man für solch einen Menschen nicht haben, wenn er bei seinem Wagnis verunglückt oder zu Grunde geht. Er hat es eben ohne Ursache nicht anders gewollt und das Bibelwort: „Wer sich in Gefahr begiebt (nämlich grundlos), der kommt darin um!“ d. h. der verdient, darin unzutreffen, tritt hier in sein volles Recht.

Einigen neuen Beleg hiesfür bietet der Tod des englischen Kapitäns Webb, des bekanten vorzüglichen Schwimmers, der schon in der Jugend ganz erstaunliche Verweise seiner Schwimmkunst dadurch gab, daß er noch als Schiffsjunge bei Sturm über Bord in das tobende Meer gefallene Matrosen aus den schäumenden Wellen holte und wieder glücklich an Bord brachte.

Mit den Jahren, mit der Kraft und mit den Erfolgen wuchs seine Unerfurchenheit und sein Mut, der schließlich in eine Waghalsigkeit ausartete, die er mit dem Leben bezahlen mußte. Denn ein solche, ja man möchte sagen, eine unbedingte Tollheit war es, daß er in Amerika eine Wette um 10000 Dollars einging, die Stromschnellen und Wirbel unterhalb der Niagarafälle zu durchschwimmen.

Wenn man auch den Engländern und Amerikanern als den berufenen Vertretern von allerhand Ausschreitungen, die mit dem Namen „Spleen“ bezeichnet werden, vieles zutrauen darf, vor dem die übrige normal geartete Welt ohne weiteres zurückschreckt, das traute man dem tollkühnen Kapitän doch nicht zu. Als er aber wirklich Ernst machte, da ließ man es von allen Seiten an Warnungen nicht fehlen. Vergebens. Am Nachmittage des 24. Juli 1883 vollführte er das entsetzliche Wagnis. Zwischen 4 und 5 Uhr ging er vor den Augen einer etwa 500 Köpfe beiderlei Geschlechts zählenden Zuschauermenge an die Ausführung seiner That.

In einem kleinen Boote fuhr er von der kanadischen Seite des Niagara-Flusses unterhalb der Fälle hinaus in den Strom und sprang dann, nur mit einer einfachen Schwimmhose bekleidet, in das tosende Wasser. Sofort wurde er von dem Strudel gepackt und im Augenblicke eine große Strecke weit fortgerissen. Grauenhaft war es anzusehen, wie der tollkühne Schwimmer von der Gewalt des Elements bald emporgehoben, bald in die Tiefe gerissen wurde. Zuletzt sah man ihn, als er in den Bereich des großen Strudels kam. Mit atemloser Spannung verfolgte man jede Bewegung des mit dem Wogenprall ringenden Mannes. Jetzt ward er von einer schäumenden Welle verschlungen und ein banger Schrei entrang sich so mancher Brust. Aber nein, da tauchte er auf, erst der Kopf, dann Nacken, Schultern und Arme, und mit kräftigem Stoße teilte er wieder die ihn umzischenden und umbrausenden Wogen. Doch nur eine kurze Strecke weit schwamm er so, da hob er plötzlich beide Arme empor und fuhr ein paar mal mit denselben mit wilder, ruckartiger Bewegung in der Luft umher, dann verschwand er unter den Fluten. Lautlos starrte die Menge in die Wasser, die sich über ihm geschlossen hatten.

„Sie rauschten herauf, sie rauschten hernieder, Den Jüngling bracht' keines wieder.“

So im Schiller'schen Liede, so auch hier. Der Kapitän kam nicht wieder zum Vorschein. Nach mehreren Tagen erst, nach langem Suchen, fand man endlich seinen Leichnam in Lewiston, vier Meilen unterhalb der Fälle. Er hatte seine Waghalsigkeit mit dem Leben gebüßt.